

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Herausgegeben von

C. Falkenhorst.

12 Bände in Oktav, mit vielen Illustrationen und fein in Ganzleinwand gebunden.

Preis à Mark 2.50.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Centralasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler.
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer u. Staatengründer.
} Jubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas.

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über die behandelten Reisen nötig ist und zwar in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirken wird. Die feingebundenen Bände bilden eine Zierde für jede Hausbibliothek.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Todtenkopf.

Roman

von

Friedrich Meister.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.

Ein rauher Winterabend war mit Sturm und Schneetreiben hereingebrochen.

Auf der verschneiten Landstraße rollte die Personenpost, von Osten kommend, dem Städtchen Garitz zu. Einige hundert Schritte vor dem Norderthor hielten die dampfenden Pferde an; ein Mann stieg aus, schlug die Wagenthür zu und ging auf ein vereinzelt am Wege stehendes Häuschen los, während die gelbe Postkutsche sich wieder rumpelnd in Bewegung setzte.

Der Mann war Gustav Höhn. Er öffnete die Thür des Häuschens; ein Windstoß riß sie ihm fast aus der Hand, und er hatte Mühe, die Klinke wieder zuzudrücken und den anstürmenden Schnee auszuschließen.

Er legte Mantel und Pelzmütze ab und trat in die Stube. Die Wittwe Höhn saß am Ofen und spann. Als sie ihn erkannte, setzte sie ruhig das Spinnrad auf die Seite und erhob sich.

„Du hast schlechtes Wetter zur Reise gehabt,“ sagte sie. „Heute Abend hätte ich Dich nicht mehr erwartet.“

„Es ist ganz plötzlich gekommen, so daß ich keine Zeit mehr hatte, Dir vorher zu schreiben. Ist Dir's gut gegangen?"

„Ich danke, ich kann nicht klagen. Zieh Dir die schweren Stiefel aus."

„Noch nicht. Ich muß noch einmal hinaus."

„Doch heute Abend nicht mehr, Gustav!"

„Wollen sehen."

„Erst setze Dich aber und nimm etwas zu Dir."

Er gehorchte, wenngleich mit einigem Widerstreben. Das Herz der Mutter war voll warmer Freude über seine Rückkunft, äußerlich aber ließ sie sich nichts anmerken. Während sie sich am Eßschrank zu schaffen machte, betrachtete sie ihn mit zärtlichem Stolz, zugleich aber bemerkte sie mit Kummer, daß er angegriffen und vergrämt aussah.

„Du siehst nicht wohl aus, Gustav," sagte sie, das Geschirr auf den Tisch setzend.

„Nicht? Das kommt wohl von der Kälte."

„Mag sein. Du hast mir aber noch gar nicht gesagt, warum Du so unerwartet gekommen bist."

„Der Inspektor ist wieder gesund, und da wollte ich mich nicht länger herumdrücken; das hätte schlecht ausgesehen."

„Dann gehst Du also nicht wieder zurück?"

„Nein."

„Und wie wird's mit dem Hof?"

„Was soll da werden? Ich habe dem Eigenthümer gesagt, daß ich gar nicht daran denken könnte, das Anwesen zu übernehmen."

„Weiß Herr Halenbeck, daß Du heute kommen wolltest?"

„Nein. Ich wußte es ja selber nicht, bis vor drei Tagen, wo ich hörte —"

Er hielt inne. Seine Lippen bebten.

Die Mutter setzte ihm eine Tasse vor und schenkte Warmbier ein, das sie aus der Ofenröhre genommen hatte.

„Du wolltest noch etwas sagen," bemerkte sie, als ob sie seine Erregung gar nicht wahrgenommen hätte.

„Ja. Vor drei Tagen hörte ich, daß morgen Else's Hochzeit sein sollte. Ist das wahr?"

„Die Leute sagen's wenigstens."

„Du redest, als ob mich das gar nichts anginge."

„Das thut's auch nicht, sollte ich meinen. Zwischen euch Beiden ist doch Alles aus."

„Das glaubte ich zuerst auch, aber das war ein Irrthum!" rief er mit losbrechender Erregung.

Die Wittwe richtete sich kerzengerade auf und schaute ihn streng und beinahe verächtlich an.

„Schäme Dich, Gustav," sagte sie. „Ich würde mir eher Herz und Augen und Zunge ausreißen, ehe ich mich so erbärmlich machte, wie Du! Das Mädchen thut, was man ihr befiehlt, und ihr Vater ist's, der ihr befiehlt. Er hat das Recht dazu, denn er weiß, was ihr dienlich ist. Schäme Dich," hier wurde ihre Stimme weicher, „bedenke, wer Du bist — sei ein Mann!"

Er senkte den Kopf, dann aber sprang er plötzlich auf.

„Ich weiß wohl, daß ich nicht mehr der bin, der ich war, aber ich kann mir nicht mehr helfen," rief er finster. „Ich wollt's vergessen, aber es gelang mir nicht. Ich habe Alles versucht, ich wollte mich zwingen, mit aller Gewalt — umsonst!"

„Ich glaube nicht, daß Dir's rechter Ernst damit war."

„Nicht rechter Ernst!" rief er stöhnend. „Ich habe sie frei gegeben, und das war, wie wenn ein Verhungernder seinen letzten Bissen Brod hergeben soll. War das nicht Ernst? Ich habe ihr gesagt, sie solle ihrem Vater gehorchen, und damit warf ich die letzte Hoffnung von mir,

die ich noch hatte. Ich ging in die Fremde, um sie zu vergessen. Ich bekam keine Nachricht von ihr, ich wollte keine. Ich arbeitete von früh bis spät, um mir die Gedanken an sie aus dem Kopfe zu bringen. Ich habe den Herrgott auf den Knieen gebeten, mir zu helfen, und trotzdem hat sie mir Tag und Nacht vor Augen gestanden. Jedes Frauenzimmer erinnerte mich an sie. . . . Und doch gab ich den Kampf nicht auf. Ich habe mich gewehrt, so lange es ging. . . . Und das soll kein rechter Ernst gewesen sein?"

„Ich glaub' Dir's, Gustav, ich glaub' Dir's. Jetzt aber hast Du Alles wieder verdorben durch Dein Zurückkommen."

„Mutter, ich konnte nicht anders. Ich hörte, daß am vierundzwanzigsten die Hochzeit sein sollte, und da war's, als ob eine unwiderstehliche Macht mich packte und hierher schleppte. Ich wurde unzurechnungsfähig wie ein Spieler, der seinen Ruin vor sich sieht und dennoch den letzten Einsatz macht. Ja, wenn's ein Anderer wäre — aber der Zaruba soll's nicht sein, der nicht!"

Die Wittwe erschrak vor der wilden Heftigkeit dieses letzten Ausrufs und vor der leidenschaftlichen Wuth, die ihres Sohnes Züge dabei verzerrte. Es überkam sie wie eine Ahnung schweren Unglücks.

„Gustav," bat sie, „fasse Dich, beruhige Dich doch, mein Sohn! Du kannst ja nichts mehr daran ändern!"

„Vielleicht doch," entgegnete er dumpf.

„Dir nützt's aber auf keinen Fall."

„Ich will schon zufrieden sein, wenn ich sie dem Menschen aus den Fingern gerissen habe."

„Warum? Der Baron wird ihr nichts Böses zufügen, der ist der Schlechteste noch lange nicht. Gustav, Gustav, bedenke wohl, was Du thun willst. Ich kenne Dich gar nicht wieder, mein Sohn. Du sagst, daß Du sie liebst, die Liebe aber gibt dem Menschen keine bösen Gedanken

ein. . . . Ich weiß es besser, mein Sohn; der Neid ist's, der Neid gegen den Mann, der mehr Glück hat, als Du."

„Mag's sein, was es will," entgegnete er knirschend. „Ich lasse mich nicht irre machen. Gib mir die Papiere, die der Vater uns hinterlassen hat."

„Was willst Du damit?"

„Ich brauche sie. Die Zeit ist da, Zaruba hat sich geweigert, mir gerecht zu werden."

„Wann hat er das gethan?"

„Ehe ich von hier wegging. Gib mir die Papiere, Mutter; ich bin deswegen zurückgekommen. Du wirst sie mir hoffentlich nicht vorenthalten wollen!"

Die letzten Worte klangen wie eine Drohung.

Sie blickte ihn zaudernd an. Dann ging sie an die eisenbeschlagene Truhe, öffnete sie und nahm ein schwarz gesiegeltes Päckchen heraus, das sie wortlos ihrem Sohne einhändigte. Aus ihrem Auge aber sprachen Neugierde und Unwillen zugleich.

Gustav brach die Siegel auf und zerriß die Papierhülle.

Der Inhalt bestand aus zwei Schriftstücken. Der junge Mann entfaltete das erste und las:

„Karzig, am 2. September 1760.

Mein bester Höhn!

Helfen Sie mir. Sie sind meine letzte Zuflucht. Allmächtiger Gott! Wohin hat mein Leichtsinn mich geführt! Sie waren meines seligen Vaters Freund. Helfen Sie mir, um meines Vaters will[en]. Ich habe mein Ehrenwort gebrochen, mein dem König handschriftlich verpfändetes Ehrenwort. Noch weiß es Niemand. Retten Sie unseren alten Namen vor der Schande. Ich habe zehntausend und fünfhundert Thaler im Spiel verloren. In drei Tagen muß ich das Geld schaffen oder eine gute Bürgschaft bringen.

Nach der Bataille von Roßbach hatte der König die Gnade, meine Spielschulden zu bezahlen, weil er von

meiner Bravour Meldung erhalten. Ich mußte ihm jedoch mein adelig Wort geben, fortan die Karten und Würfel zu lassen. In vergangener Nacht bin ich an Seiner Majestät und an mir selber zum Schurken geworden. Leiste ich in drei Tagen nicht Zahlung oder Bürgschaft, so ergeht die Anzeige an das Regiment, dann aber wird der König sein Wort halten und mich infam kassiren und auf der Festung karren lassen, wie er mir angedroht hat. Ehe es aber dazu kommt, schieße ich mir eine Kugel vor die Stirn. Wozu soll das Leben die Reputation überdauern?

Helfen Sie mir, bester Höhn! Sie sollen Alles wieder haben. Nie mehr will ich eine Karte anrühren; ich schwöre es bei dem Andenken meines Vaters! Das ist allerdings auch nur ein Versprechen, wie jenes andere — aber Sie sollen mir glauben, Sie müssen mir glauben! Ich lege diesem Schreiben das Reskript des Regiments bei, das mir damals das Ehrenwort abverlangte.

Ich wäre selber zu Ihnen gekommen, aber ich kann mein Auge nicht aufheben zu dem Ihren, weil ich Ihren Blick nicht ertragen könnte, auch nicht die Verachtung, die vielleicht um Ihre Mundwinkel zuckt. Das wäre schlimmer als der Tod.

Senden Sie mir aber durch den Boten ein freundlich Wort, so eile ich zu Ihnen. Helfen Sie mir, damit ich ein neues Leben anfangen kann. Meine Blessur hat mich zum Invaliden gemacht, so daß ich mich fortan ganz der Aufbesserung meines Besitzes weihen kann. Wollen Sie mir aber nicht helfen, dann bin ich übermorgen aus der Reihe der Lebenden geschieden. Dann verbrennen Sie diesen Brief und das Reskript und schweigen über meine schlimme Conduite.

Ihr unglücklicher

Fritz v. Zaruba."

Gustav kniff die Lippen aufeinander, sah die Mutter

mit einem langen Blick an und griff dann zu dem zweiten der Schreiben.

Dasselbe war ein dienstliches Reskript mit der Unterschrift des Obersten v. Seydlitz. Dem Rittmeister v. Zaruba wurde darin eröffnet, daß Seine Majestät die Bezahlung seiner Spielschulden aus der königlichen Schatulle angeordnet, nachdem besagter Rittmeister sein Ehrenwort schriftlich verpfändet haben werde, niemals wieder zu hasardiren &c.

Das Geheimniß war offenbar.

Der alte Höhn hatte den Baron vor dem Zorn des Königs, vor Entehrung und Festungsstrafe bewahrt, dafür aber vorsorglich die Beweisstücke zurückbehalten, als Bürgschaft dafür, daß er durch seine aufopfernde Handlungsweise nicht selber in Schaden geriethe.

Gustav stieß einen Ruf triumphirender Schadenfreude aus. Da fühlte er die Hand der Mutter auf seiner Schulter.

Er blickte auf, die böse Leidenschaft in seinen Zügen und in den funkelnden Augen.

Die Wittwe wendete ihr Gesicht ab.

„Ich kann Dich nicht ansehen,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Solch' ein Gesicht hat wohl der Judas gehabt, als er seinen Herrn verkaufte.“

„Mutter!“ rief er zurückfahrend.

„Die Spielschuld ist längst bezahlt,“ fuhr die Wittwe fort. „Können der König und das Gericht ihm da noch etwas anhaben?“

„Er hat damals sein dem König verpfändetes Ehrenwort gebrochen und ist also ein Schurke geworden, ein dreifacher Schurke, am König, an sich selber und an uns! Wenn der König das erfährt, dann läßt er ihn auf der Festung karren, wie einen Spitzbuben. Hahaha! Der Krüssow wird die Augen aufreißen! Der wird froh sein, daß er den Handel noch bei Zeiten wieder rückgängig machen kann!“

„Gustav! Du freust Dich darüber?“

„Gewiß, Mutter, das habe ich gehofft und gewünscht! Ich wollt's ihm vergelten — Auge um Auge, Zahn um Zahn! Jetzt habe ich die Waffe in der Hand, und ich will ihn treffen und niederschmettern, tiefer, als ich je gelegen habe!“

„Wirst Du aber dadurch wieder auf die Beine kommen? Wird Dir's etwas nützen? Nein, mein Sohn. Wer mit Koth wirft, der besudelt sich die Hände. Du kannst den Baron in Schande bringen, Du kannst's dem alten Krüssow leid machen, daß er sich solchen Schwiegersohn kaufen wollte, aber auch an dem Mädchen und an Dir wird von dem Schmutz kleben bleiben. Die Leute werden den Baron bedauern, ich selber würde das thun, auf Dich aber werden sie mit Fingern weisen und sagen: das ist der Mann, der die alte Schuld eines Andern wieder hervorzerrte, die doch sein eigener Vater zu verbergen geholfen hat. Wirst Du Dich dann auch noch freuen?“

Der junge Mann starrte vor sich hin und gab keine Antwort.

Die Wittwe aber fuhr fort: „Ich bin fest überzeugt, Dein Vater hat diese Papiere nicht zu dem Gebrauch aufgehoben, den Du jetzt davon machen willst. Gustav, komm' doch zu Dir! Wenn die Else Krüssow das Mädchen ist, wofür ich sie immer gehalten habe, dann muß sie einen Menschen verachten, der sich zum feigen Angeber erniedrigt. Pfui, Gustav! Ein rechter Mann gewinnt ein Weib durch seinen Werth und nicht durch eines Anderen Schande!“

Diese Rede der Mutter rief die besseren Empfindungen in des jungen Mannes Brust wieder wach.

„Du kannst wohl so reden,“ murmelte er. „Du weißt aber nicht, wie's hier innen wühlt und schmerzt.“

„Das mag sein, aber jede Krähe hält ihr eigenes Junges für's schwärzeste, und jeder Mensch seine eigene

Sorge für die schlimmste. Weißt Du denn, wie's mir um's Herz ist, wenn ich meinen einzigen Sohn so in Kummer und Noth sehen muß, und wenn ich höre, wie er das Vertrauen mißbrauchen will, das sein seliger Vater in ihn gesetzt hat?"

Gustav saß schweigend und regungslos; seiner vorherigen Aufgeregtheit war eine düstere, grübelnde Erschlaffung gefolgt. Die Mutter stand neben ihm und beobachtete ihn mit Herzensangst. Aber sie hütete sich, ihn zu stören.

Endlich rang sich ein Stöhnen aus seiner Brust und er sprang auf.

„Mag er sie nehmen," rief er leidenschaftlich, „mag er sie haben! Glücklich werden sie nimmermehr. Von mir aber soll Keiner sagen, daß ich meines Vaters Vertrauen getäuscht habe, auch nicht, daß ich mir meines Feindes Wehrlosigkeit zu nutze machte!"

Er stieß die Ofenthür mit dem Fuß auf, ergriff die Schriftstücke, zerknitterte sie und warf sie in die lodernde Torfgluth.

„Da!" rief er, die flockigen Aschenreste der verbrannten Papiere mit der Feuerschaufel zerstörend. „Das waren die Beweise seiner Ehrlosigkeit und auch seiner Geldschuld. Sie soll wenigstens einen Mann kriegen, der nicht jeden Augenblick in's Gefängniß geschleppt werden kann!"

Er richtete sich auf.

„Das habe ich Else's wegen und meinetwegen gethan!" sagte er, während Grimm und Haß auf's Neue sein Gesicht entstellten. „Nun gebe aber auch der Himmel, daß er und ich einander vor der Hand nicht begegnen!"

Seine Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft, als seien sie begierig, Jemand zu fassen und zu würgen. Plötzlich griff er nach seinem Stock im Winkel und ging der Thüre zu.

Die Mutter erschrak. „Bleib' hier, Gustav," bat sie, seinen Arm haltend, „geh' nicht mehr fort, es ist eine schlimme, bitter kalte Nacht! Höre nur, wie der Wind heult; der Schnee muß schon fußhoch liegen. Wo willst Du hin? Dir kann in dem Wetter und in der Finsterniß etwas zustoßen! Bleib' hier, Gustav, bleib' hier, mein Sohn!"

„Laß mich gehen, Mutter," antwortete er mit veränderter Stimme, aber anscheinend ganz ruhig. „Ich muß Luft und Bewegung haben — wenn ich hier im Zimmer bleibe, dann werde ich verrückt. Laß mich getrost gehen, wenn ich wiederkomme, wird mir besser sein."

Er machte sich sanft, aber entschlossen von ihr los und ging hinaus.

Der Schneesturm fuhr ihm in's Gesicht und blendete ihn. Er beschützte die Augen mit dem Arm und eilte in die Finsterniß hinein, in der er sogleich verschwand. Die Mutter stand in der offenen Hausthür; sie achtete nicht auf den ungestümen Wind, auch nicht auf den treibenden Schnee, der ihr das Gesicht zerstach, sie stand und schaute trübe und schmerzverloren nach der Richtung, in der ihr Sohn davongeeilt war.

Zehntes Kapitel.

Im Karziger Herrenhause ging es hoch her. Der Baron v. Zaruba hatte eine Anzahl von Freunden und Bekannten bei sich zu Gaste geladen, um in ihrer Gesellschaft seinen Abschied aus dem Junggesellenstande festlich zu begehen. Trotz des schweren Schneefalles waren die Meisten pünktlich eingetroffen. Seit langer Zeit scharrten und stampften wieder einmal feurige Rosse vor den Raufen und Krippen der Zaruba'schen Stallungen, und da einige der angekommenen Herren auch ihre Diener mitgebracht hatten, damit

den Pferden die nöthige Abwartung zu Theil werden konnte, so war ein Geräusch und ein Treiben in dem alten Hause und seiner nächsten Umgebung, wie die ehrwürdige Haushälterin seit schier undenklicher Zeit nicht mehr erlebt hatte.

Das „Schloß", wie man in Garitz und in der Umgegend den Familiensitz der Zarubas zu nennen gewohnt war, hatte seit Kurzem wieder das respektable Gewand angelegt, welches ihm eigentlich zukam. Außen und innen war Alles nach Möglichkeit renovirt, ausgebessert und gereinigt worden. Die Fenster, in deren keinem es mehr zerbrochene Scheiben gab, erstrahlten im Schimmer der inneren Beleuchtung und erschienen noch wärmer und anheimelnder im Gegensatz zu dem kalten, weißen Schnee, der immer noch stetig herabrieselte und jede Fußspur der Menschen und Pferde schleunigst wieder zudeckte.

„Wenn's so fortfährt, dann werden wir uns auf dem Rückwege wohl durchschaufeln müssen," war die Bemerkung fast eines jeden der Gäste beim Eintritt in den behaglich erwärmten Bankettsaal.

Man beglückwünschte den Schloßherrn bald höflich und in wohlgesetzter Rede, bald mit mehr oder minder passenden Scherzen. Die meisten der Herren kannten Zaruba und seine Verhältnisse ganz genau und gaben sich daher auch gar nicht erst den Anschein, als sei die Thatsache ihnen fremd, daß er nur mit Hilfe des Geldes seines zukünftigen Schwiegervaters im Stande gewesen war, sein Haus vorläufig einigermaßen wieder herzurichten und sich im Allgemeinen wieder zu arrangiren.

„Ja, ja," lachte einer der Gäste, die Alle viel älter waren, als der Wirth, „von Zaruba kann man wahrhaftig noch lernen, wie man sich ein behagliches Nest baut!"

„Der Meinung bin ich auch," pflichtete ein Anderer bei; „wir wollen uns ein Beispiel an ihm nehmen. Aber

mir scheint, als sähe er gar nicht so fidel aus, wie man's von so einem glücklichen Bräutigam erwarten könnte. Allerdings, die Freiheit ist eine schöne Sache; man kann sie, wenn nöthig, vielleicht mit guter Miene aufgeben, aber wenn man sie verkauft, dann ist wohl doch manches Aber dabei — hab' ich nicht Recht?"

Zaruba lachte, im Stillen aber ärgerte er sich darüber, daß er solche Bemerkungen nicht gleichmüthiger aufnehmen konnte. Seine Lage war im Grunde doch eine demüthigende; er hatte thatsächlich seine Freiheit nicht aufgegeben, sondern verkauft. Die fröhliche Stimmung der Gäste aber riß ihn bald mit fort, auch wußte er, daß gar Mancher von ihnen herzlich gern mit ihm getauscht hätte. Die anmuthige Tochter des reichen Gutsbesitzers war immerhin ein Preis, wie er nicht alle Tage ausgeboten wurde; da konnte man schon darüber hinwegsehen, daß der Vater nicht von Adel, sondern eigentlich nur ein durch schlaue Spekulationen zu Gelde gekommener Bauer war.

Nur Einer befand sich unter der heiteren Gesellschaft, der sich jeglichen Scherzes enthielt und sich damit begnügt hatte, dem Baron herzlich und mit warmem Ernst zu gratuliren. Das war der greise Major v. Winterberg, der älteste Freund des Hauses Zaruba; er sollte auch der am meisten geehrte Gast bei der Hochzeit sein. Er war ein Mann von über siebenzig Jahren, mit schneeweißem Haar und Schnurrbart, aber noch von solcher Rüstigkeit, daß er seinen einige Meilen entfernt gelegenen Grundbesitz noch selber bewirthschaftete, trotzdem er bereits Söhne und Töchter von Zaruba's Alter besaß.

Die Abendmahlzeit war vorüber, und in den tiefen Fensternischen standen schon ganze Batterien leerer Weinflaschen, als der Major an sein Glas schlug, um die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu fesseln. Er saß neben Zaruba, auf dessen Arm seine linke Hand ruhte, während er redete.

„Meine Herren,“ begann er mit einer noch immer vollen und kräftigen Stimme. „Unstreitig könnte ich von jedem der hier Anwesenden der Vater sein, trotzdem werde ich’s jetzt Ihnen Allen im Punkte der Galanterie zuvorthun, indem ich mein Glas erhebe und auf das Wohl der Dame trinke, die morgen um diese Zeit bereits die Herrin auf Karzig, dem alten Stammsitze der Zarubas, sein wird.“

Ein allseitiger Beifall und lautes Hochrufen ertönte, dann fuhr der Major fort:

„Ich will Ihnen nun, wenn Sie gestatten, eine Geschichte erzählen, meine Herren, die, wenn es Ihnen anfänglich auch nicht so scheinen sollte, dennoch hier sehr am Platze ist. Dein Großvater, lieber Fritz,“ hier wandte er sich an Zaruba, „dessen Bild dort oben links von dem Porträt Deiner seligen Mutter hängt, war, wie Du weißt, meines seligen Vaters bester Freund. Von ihm handelt meine Geschichte; er selber hat über den Vorfall nie gesprochen, mein Vater aber kannte Alles genau und hat mir mehr als einmal den Hergang erzählt.

Dein Großvater selig nun hatte sich in seinen jungen Jahren, es kann ungefähr anno 1674 gewesen sein, sterblich in die hübsche Tochter des damaligen Bürgermeisters von Garitz, eine Mamsell Orlovius, verliebt. Wie es aber so geht, heirathete die Mamsell nicht ihn, sondern einen Herrn v. Wulffen, den damaligen Besitzer des nicht weit von hier gelegenen Rittergutes Zechendorf. Dein Großvater nahm sich die Sache sehr zu Herzen; er schloß sich hier auf Karzig förmlich ein und wollte eine lange Zeit von der Welt und den Menschen nichts mehr wissen.

Dann kam das Jahr 1677. Die Wulffens waren nach Stettin gezogen, wo ein Verwandter des Zechendorfers, der Oberst v. Wulffen, Kommandant der schwedischen Besatzung war. Der Große Kurfürst aber legte sich mit dem brandenburgischen Heer, sammt den lüneburgischen

und münsterischen Söldnern, vor die Stadt, um sie den Schweden zu entreißen. Die Belagerung währte fünf Monate, da die Besatzung und die Bürger sich bis auf's Aeußerste wehrten. Vom 14. August bis zum 27. Dezember dauerte die aus zweihundert Feuerschlünden unterhaltene Beschießung, dann endlich öffneten sich die Thore der Veste.

Dein Großvater und mein Vater dienten im kurfürstlichen Heer; Dein Großvater, Wolfram v. Zaruba, stand in der Kompagnie meines Vaters. Der Zechendorfer aber diente als Lieutenant bei den Schweden in Stettin. Zaruba brannte vor Begierde, seinem bevorzugten Nebenbuhler im Kampfe zu begegnen, und die Augen funkelten ihm vor tödtlichem Haß, wenn er auf diese Möglichkeit zu sprechen kam.

Einst, nach einem blutig zurückgeschlagenen Ausfall der Belagerten, galt es die Verfolgung der versprengten Feinde. Lieutenant Zaruba war dabei besonders eifrig, da er immer hoffte, daß der Zufall ihm den Mann vor die Klinge führen werde, den er als seinen Todfeind betrachtete.

Er war mit seinem kleinen Kommando in die Nähe einer abseits von den Festungswerken gelegenen, halb zerstörten Niederlassung gelangt, in der noch einige Flüchtlinge stecken sollten. Man machte sich an die Durchstöberung der zerstreut liegenden Gebäude; einige Weiber und Kinder ergriffen zeternd die Flucht, eine alte Frau aber meldete, daß in dem größten der Häuser schon seit dem vorletzten Ausfall, der vor etwa acht Tagen stattgefunden hatte, ein verwundeter schwedischer Offizier verborgen gehalten werde.

Zaruba ließ das Haus umzingeln, und die Soldaten drangen hinein. Man stieß auf keinerlei Widerstand; das Gebäude schien verlassen und leer zu sein. Zaruba stand draußen, auf seinen Degen gestützt. Da kam ein Soldat

aus der Thür, ein schreiendes Kind im Arm und gefolgt von einer jungen Frau mit aufgelöstem Haar und stellenweis zerrissenen Kleidern.

Im Nu war sie von einem Haufen Soldaten umringt, und der Träger des Kindes verschwor sich, das Würmchen auf die Pike zu stecken, wenn sie nicht bekenne, wo dessen Vater, der Schwede, sich versteckt halte.

Das junge Weib flehte in herzzerreißender Angst um des Kindes Leben, aber die verlangte Aussage verweigerte sie beharrlich.

Die Soldaten setzten die Pikenschäfte auf die Erde, und der Kindesräuber hielt das kleine Mädchen hoch empor, bereit, es auf die scharfen Spitzen niederzudrücken.

Die Frau jammerte herzzerreißend, den Schlupfwinkel des Flüchtlings aber verrieth sie nicht.

Man sagte ihr, daß man bis Sechs zählen, dann aber ihr Kind unfehlbar spießen würde. Eins — zwei — drei — vier — sie stand wie ein Marmorbild. Da fiel ihr Blick auf Zaruba, der in grimmem Schweigen der Scene zuschaute. Ein heftiges Zittern befiel sie und mit einem jammervollen Aufschrei sank sie zu Boden, denn wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke, daß von jenem Manne für das Kind und die Frau Paul's v. Wulffen keine Gnade zu erhoffen sei.

Zaruba betrachtete die Unglückliche mit brennenden Blicken — sein Feind und Alles, was diesem theuer war, befand sich jetzt in seiner Gewalt. Er konnte sich rächen, ohne auch nur einen Finger rühren zu müssen. Er brauchte nur zu schweigen, und die Herzensqualen, die er damals ausgestanden hatte, fanden jetzt ihre Vergeltung.

Plötzlich aber sprang er herzu, stieß die Soldaten auseinander, ergriff das Kind und legte es in die Arme der Mutter, die ihn mit weit geöffneten, fragenden Augen anstarrte. Sie brachte kein Wort über die Lippen, als sie

aber gewahrte, wie die Soldaten jetzt das Haus an allen vier Ecken in Brand steckten, erhob sie sich schnell, das Kind krampfhaft an sich drückend. Zaruba hatte sich wieder in einige Entfernung zurückgezogen. Sie eilte ihm nach.

‚Sie waren einst mein Freund!‘ begann sie mit fliegendem Athem. ‚Gott hat es gefügt, daß ich Ihre Freundschaft verlieren sollte, aber Sie sind ein Mann, ein Edelmann, und ich bin ein armes, verzweifelndes Weib. Dort in dem brennenden Hause liegt mein Gatte, schwer verwundet und unfähig, sich zu rühren; wenn ihm nicht Hilfe kommt, muß er elend in den Flammen sterben. Sie sind sein Feind, sein doppelter Feind — aber, o Gott! er ist der Vater meines Kindes und — ich liebe ihn!‘

Zaruba starrte in die Flammen, die das zumeist von Holz aufgeführte Gebäude bereits ergriffen hatten. Er kämpfte mit sich selber; er sah das verstörte Gesicht der Frau, er hörte das Schreien des Kindes.

‚Madame,‘ sagte er, ‚Ihr Gatte ist mein Todfeind, aber das soll mich nicht hindern, Ihr Freund zu sein. Er hat mir Alles genommen, aber Ihre Achtung und meine Selbstschätzung soll er mir nicht nehmen.‘

In diesem Augenblick kam mein Vater über das Feld herangesprengt. Er erkannte die junge Frau und errieth sogleich den ganzen Hergang.

‚Winterberg,‘ rief Zaruba ihm zu, ‚Freund, machen Sie Kehrt, damit Sie nicht sehen, was hier vorgeht! Nehmen Sie die Leute mit, ich selber werde Ihnen den Verräther ausliefern!‘

Ohne ein Wort zu erwiedern, rief mein Vater die Soldaten zusammen und führte sie nach dem entfernten Sammelplatze der Kompagnie.

Zaruba fragte jetzt die junge Frau nach Wulffen's Versteck. Sie aber zögerte mit der Antwort, weil sie ge-

hört hatte, wie er dem Hauptmann versprach, den Verräther auszuliefern.

‚Sie dürfen mir vertrauen, Madame!‘ rief er ungeduldig. ‚Antworten Sie schnell!‘

Da nannte sie ihm den Ort und er stürzte in das Haus. Die Flammen versengten ihm Hut und Koller, der Rauch blendete und erstickte ihn fast und hier und da krachten und stürzten bereits die Balken. Er aber arbeitete sich durch bis zu dem Versteck, wo der Zechendorfer lag. Er hob den schon besinnungslos Gewordenen auf und schleppte ihn aus dem feurigen Grabe hinaus in's Freie, wo die Frau auf den Knieen lag und den Beistand Gottes für den opfermüthigen Mann erflehte.

Er legte den Geretteten neben sie auf den Boden. Sie neigte sich über ihn; er lebte noch. Dann schaute sie ihren Freund an. Das Haar war ihm vom Kopfe gebrannt und seine linke Hand zeigte schwere Wunden; die Narben hat er zeitlebens behalten. Sie riß einen Streifen von ihrem Kleide und verband ihm die Hand; dann holte sie Wasser aus dem Brunnen und benetzte ihres Gatten Gesicht, während das kleine Mädchen zu seinem Vater herankroch und ihn streichelte.

Es war inzwischen Abend geworden und mein Vater marschirte mit seiner Kompagnie in's Lager zurück. Zaruba aber trieb ein Fuhrwerk auf und dazu einen Burschen, der sich bereit erklärte, den verwundeten Mann nebst Frau und Kind während der Nacht in Sicherheit zu bringen.

Ehe der Wagen davonfuhr, hob Frau v. Wulffen ihr Kind empor und hieß es ihren Retter küssen. Das kleine Ding schlang seine Aermchen um Zaruba's Hals und liebkoste ihn, während er zitterte und bebte und gar nicht wußte, wie ihm geschah. Die Mutter aber drückte unter Thränen seine Rechte an ihre Lippen.

Er blickte auf den Verwundeten, der noch immer seine

Besinnung nicht wiederlangt hatte. ‚Er wird davonkommen,‘ sagte er. ‚Ich wünsche von Herzen, daß Sie noch glücklich werden mögen. Denken Sie zuweilen auch an mich; ich zahle einen hohen Preis für ein freundliches Plätzchen in Ihrer Erinnerung.‘

Sie verstand ihn nicht; sie ahnte nicht, wie hoch der Preis war, den er zu zahlen bereit war. Später aber hörte sie Alles von meinem Vater.

Der Wagen rollte im Dunkel der sinkenden Nacht davon, und Zaruba suchte nun gleichfalls den Sammelplatz des Regiments auf. In der Frühe des nächsten Morgens begab er sich zu meinem Vater.

‚Ich versprach Ihnen, den Verräther zur Stelle zu schaffen, Herr Hauptmann,‘ sagte er. ‚Ich bin's selber. Hier ist mein Degen.‘

Mein Vater sah ihn ganz erstaunt an. Er glaubte zuerst, der Lieutenant v. Zaruba habe den Verstand verloren. Dann aber kam ihm das Verständniß der Sachlage. Er zog den Freund auf die Seite.

‚Es ist gut, daß Niemand Sie gehört hat,‘ sagte er. ‚Ich weiß, was Sie gethan haben; es war ein toller, gefährlicher Streich, aber hol' mich der Geier, Sie haben brav gehandelt! Nehmen Sie Ihren Degen zurück, ich kann ein Geheimniß bewahren.‘

‚Das hieße, auch Sie in die Folgen meines Verraths verwickeln,‘ entgegnete Zaruba. ‚Ich muß auf meiner Meldung bestehen.‘

Die Sache kam vor den Regimentskommandeur, Oberst v. Treschenfeld, der Zaruba verhaften ließ und dem Kurfürsten den Fall unterbreitete. Friedrich Wilhelm, sonst der edelste Fürst, befand sich durch die lange und beschwerliche Belagerung der hartnäckigen Festung fortwährend in gereizter Stimmung, trotzdem nahm er von einer kriegsgerichtlichen Verfolgung Abstand und verfügte

einfach die Kassation Zaruba's. Der aber nahm den Spruch gelassen hin; er widmete sich fortan seinen Privatgeschäften, schloß später eine sehr glückliche Heirath und lebte in Ruhe hier auf Karzig bis an sein Ende.

Das ist meine Geschichte. Sie enthält eine Moral, lieber Fritz. Solltest Du jemals in die Versuchung kommen, eine unedle That zu begehen, dann denke an Deinen braven Großvater Wolfram v. Zaruba.

Und nun komme ich zur Hauptsache, meine Herren. Unser Freund Zaruba wird morgen eine Verwandte jener Frau v. Wulffen zum Altar führen, die Jungfrau Else Krüssow, deren Mutter ebenfalls aus dem Hause Orlovius stammte. Wenn der alte Wolfram dies hätte voraussehen können, so würde er sich vielleicht darüber gefreut haben. Ich kann mir nicht helfen, aber ich meine, daß durch diese Heirath die Geschichte, die ich Ihnen soeben erzählte, erst ihren rechten Abschluß erhält. Damals befand sich eine Orlovius in höchster Noth, und ein Zaruba erschien als Retter; heute — ich will durch den Vergleich nicht verletzen — sitzt ein Zaruba in der Klemme, und eine Orlovius bringt ihm Hilfe. . . . An die Gläser, meine Herren! Trinken wir dem Gedächtniß des edlen Wolfram v. Zaruba und auf das fröhliche Gedeihen seines Geschlechts!"

Die Tafelrunde entsprach dieser Aufforderung mit lautem Jubel.

Der Baron Fritz v. Zaruba aber saß in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand gestützt und die Finger vor den Augen.

Anfänglich hatte er der Erzählung des Majors mit einem Lächeln gelauscht, welches die Gäste bewegen sollte, die Redseligkeit des ältesten Freundes seiner Familie in Geduld zu ertragen. Nach und nach aber war er unruhig geworden und sein Gesicht hatte sich verfinstert, als

sei er unter dem Einfluß unangenehmer Gedanken. Schließlich hatte er den Kopf aufgestützt und seine Züge verdeckt.

Jetzt richtete er sich plötzlich auf, ließ ein gezwungenes Lachen hören, brachte einen Toast auf den Major v. Winterberg aus und eilte dann, nach einer halb unverständlichen Bitte um Entschuldigung, aus dem Bankettsaal und spornstreichs in sein im anderen Flügel des Hauses gelegenes Arbeitszimmer.

Hier setzte er sich an den Schreibtisch; sein Gesicht war erhitzt, aber ein fester Entschluß prägte sich auf ihm aus. Einige Minuten lang saß er, an der Feder kauend und in's Leere starrend. Dann begann er eilfertig zu schreiben und nicht eher hörte er auf, bis ein mehrere Bogen langer Brief fertig und mit seiner vollen Namensunterschrift versehen vor ihm lag.

Er faltete ihn zusammen und versiegelte ihn mit dem großen Wappenring, den er am Finger trug. Darauf hing er seinen Mantel um, setzte eine Jagdmütze auf, steckte den Brief zu sich und verließ das Zimmer. Leise und vorsichtig, um nicht gesehen oder gehört zu werden, schritt er über den Flur zur Hausthür. Er öffnete sie und schaute hinaus.

Draußen wirbelte der Schneesturm noch immer die fallenden Flocken durcheinander. Zaruba schlüpfte in's Freie, zog die Thür hinter sich zu und verschwand in der Finsterniß.

Elftes Kapitel.

Gustav Höhn watete mit keuchender Hast durch den Schnee, der die Wege und Felder bereits kniehoch bedeckte. Schon nach wenigen Minuten hatte er in der Dunkelheit die Landstraße verloren und war auf den holperigen Acker gerathen. Er achtete nicht darauf; wie in halbem Wahnwitz stürmte er dahin, instinktiv den fernen, bewaldeten

Hügeln zu. Es zog und drängte ihn nach der wildesten, abgelegensten Einsamkeit, um dort seine Verzweiflung, fern von menschlichen Ohren, in den heulenden Sturm hinausschreien zu können.

Die Windstöße waren so heftig, daß er sich vor ihnen kaum auf den Füßen erhalten konnte; aber er senkte den Kopf und strebte vorwärts. Er spürte nichts von der Kälte, denn sein Blut kochte wie im Fieber, und sein Gehirn schien in Feuer zu stehen. Er wurde auch nicht müde; es war ihm, als sei er von einem bösen Geist besessen, der nur durch die größte körperliche Anstrengung ausgetrieben werden könne.

Dabei drehten sich seine Gedanken nur um einen einzigen Punkt.

Was hatte er gethan? Eigenhändig und mit Ueberlegung hatte er das einzige Mittel vernichtet, das ihm noch zu dem ersehnten Glück seines Lebens hätte verhelfen können!

Die hochherzige Regung, die ihn zu diesem Opfer getrieben, erschien ihm jetzt wie Feigheit, und er bereute, was er gethan hatte.

„Ich habe gehandelt wie ein elender Schwachkopf,“ stöhnte er, mit dem Schneesturm kämpfend; „und ich hielt mich für brav und edel! Das war keine Großmuth, das war nichts als schnöde Eitelkeit, mit der ich mich vor mir selber brüstete!“

Stampfend vor Wuth stolperte er vorwärts.

„Ein rechter Kerl, der da wußte, wie sehr ein Weib an ihm hängt — und ich weiß, wie Else an mir hängt — der hätte bis zum letzten Athemzuge für sie gekämpft — mit allen Mitteln — mit allen Mitteln!“

Er eilte blindlings weiter. Rings um ihn her breitete sich die weite, weiße Ebene aus, auf der hier und da ein röthliches Licht schimmerte, das aus dem Fenster einer

vereinzelt liegenden Hüfnerwohnung kam. Vor ihm, in kurzer Entfernung, lag der Wald, der sich bei seinem Näherkommen vor ihm zurückzuziehen schien. Der Wind fuhr sausend und singend durch die Nadelkronen, von denen ab und zu ein schwerer Schneeballen dumpf aufschlagend herniederstürzte.

Er kam über die kleine Brücke am Ellernbruch, auf der er von Else Abschied genommen hatte. Damals hatte seine bessere Natur den Sieg errungen. Er erinnerte sich, daß er Else auf den Aberglauben aufmerksam gemacht hatte, der sich an das Abschiednehmen auf Brücken knüpfte; war er in seinem Falle nun nicht zur Wahrheit geworden? Hatten sie sich nicht für immer und ewig getrennt? Würde sie morgen nicht das Weib jenes Mannes, der ihn um Alles betrogen hatte, was auf dieser Welt für ein Menschenherz Werth hat?

Der Sturm schnob mit verdoppelter Heftigkeit, und der Schneewirbel wurde so dicht, daß er selbst den nahen Wald nicht mehr erkennen konnte. Von dem unwiderstehlichen Winde getrieben, taumelte er willenlos über Stock und Stein, über Eisflächen und Sturzäcker, zuweilen auf schneefreiem, hartem Boden, zuweilen bis zur Hüfte in Schneewehen versinkend.

Die bittere Kälte war ihm nach und nach bis in's Mark gedrungen, ohne jedoch die Gluth in seinem Gehirn dämpfen zu können. Seine Empfindung wurde stumpf, seine Gedanken begannen sich zu verwirren, und in halber Geistesabwesenheit tauchte der Gedanke in ihm auf, irgendwo in einen Abgrund zu stürzen und dadurch dies qualvolle Leben auf einmal zu enden. Dabei aber strebte er instinktiv noch immer unaufhaltsam vorwärts.

Er wußte längst nicht mehr, in welcher Richtung er sich bewegte. Da sah er eine dunkle Masse dicht vor sich — eine Hütte. Richtig, seine tastende, verklammte Hand be=

rührte eine Thür und einen Fensterladen. Die erstere öffnete sich und ein rother Schein erleuchtete die wirbelnden Flockenmassen auf eine kurze Strecke.

„Wer ist da draußen?“ rief eine rauhe Stimme, welche Gustav als die des alten Feldhüters erkannte, der unweit des Karziger Herrenhauses in einem selbsterbauten Häuschen ein Eremitendasein führte.

„Pulver und Bomben! Könnt Ihr nicht antworten?“ rief der Alte noch einmal, in einen Militärmantel gehüllt und mit einer Flinte in der Rechten aus der niederen Thür tretend. „Ach, Sie sind's, Herr Höhn! Was bringt Sie denn hierher? Und in solchem Wetter! Treten Sie näher, Herr Höhn, Sie haben sich verirrt, wie's scheint; das ist bei dem Schneetreiben auch kein Wunder!“

Gustav aber war bereits wieder an der Hütte vorüber und in der Finsterniß unsichtbar geworden. Einige Minuten lang behielt er jetzt die Richtung nach der Gegend des Garitzer Norderthores, dann aber gerieth er auf's Neue in die Irre. Er sagte sich, daß er den Wald auf der rechten Seite behalten müsse, zugleich aber gewahrte er Bäume auf beiden Seiten und nun wußte er nicht, welches der Wald sei und welches der Gehölzstreifen, der eine Strecke, dem Walde gegenüber, neben der Landstraße herlief.

Das Schneetreiben nahm an Heftigkeit noch immer zu, er konnte kaum noch die Augen öffnen, da die herangepeitschten Flocken ihm die Augäpfel zerstachen.

Jetzt stieß er an ein niederes Gemäuer; tastend that er noch einige Schritte — es war das Geländer der steinernen Brücke, die über den Kolk führte. Er war also in unmittelbarer Nähe des Schlosses, des Ortes, den er, nächst der Krüssow'schen Besitzung, am ängstlichsten zu vermeiden bestrebt war.

Der Schnee erfüllte die ganze Breite der Brücke bis

zur oberen Kante des drei Fuß hohen Mauergeländers. Höhn blieb stehen; er wußte nicht, an welchem Ende der Brücke sich das Parkthor befinden mußte. Wenn er die Richtung wieder gewinnen wollte, hatte er dies zunächst festzustellen.

Er ging längs des Geländers vorwärts und sah sich nach etwa zwanzig Schritten dem hohen Portale gegenüber. Er fuhr zurück, als wär's die Pforte der Hölle. Dann wendete er sich um; jetzt wußte er den Weg, der ihn nach Hause führte.

Auf der Mitte der Brücke rannte er, vom Sturm geblendet, gegen einen Mann, der ihm mit gebeugtem Kopfe und fest in einen großen Mantel gehüllt entgegenkam.

Beide schauten auf, Beide stießen Rufe der Ueberraschung aus.

„Gustav Höhn!"

„Baron Zaruba!"

Der Baron war einfach erstaunt, der Ruf des Anderen aber klang wie ein Schrei der Angst und des Abscheu's.

Auge in Auge standen sie einander gegenüber — Beide stumm. In dem Sturm war eine augenblickliche Pause eingetreten, und durch einen Riß in den jagenden Wolken lugte der bleiche Mond herab. Die Brücke glich einer glatten Schneefläche, die den tiefen, dunklen Abgrund überspannte, ohne daß etwas von dem Mauerwerk sichtbar wurde.

Die beiden Männer waren nicht nur stumm, sondern auch regungslos; sie standen wie angefroren.

Zaruba brach den Bann zuerst. „Ich freue mich, Sie zu sehen, Höhn," rief er aufrichtig. „Ich wußte gar nicht, daß Sie wieder hier sind; aber es ist mir lieb, sehr lieb, denn ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen. Und ich bin recht froh, daß ich meine Sache heute Abend gethan habe, ehe ich Ihre Rückkunft erfahren hatte und ehe

ich wußte, weswegen Sie gekommen sind. Sie können mir's glauben, das ist eine große Freude für mich!"

Er war der Meinung, daß Gustav sich eingestellt habe, um ihn durch die von seinem Vater hinterlassenen Papiere öffentlich in Schande zu bringen.

Der aber hatte kaum etwas von den Worten des Barons verstanden. Eine fürchterliche Wuth wallte in ihm auf, die alle seine Sinne umnebelte.

„Gehen Sie mir aus dem Wege!" schrie er den Baron an, sich selber zum Ausweichen anschickend.

„Menschenskind, was ist Ihnen denn?" fragte Zaruba halb erstaunt, halb unwillig. „Warten Sie doch, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Gustav zitterte wie in Todesangst. „Gehen Sie mir aus dem Wege!" rief er beinahe flehend. „Mann, um Gottes willen, um Ihrer selbst willen, kommen Sie mir nicht zu nahe! Gehen Sie, Herr Baron, ich beschwöre Sie! Kein Wort mehr! So gehen Sie doch! O, wie habe ich gebetet, daß wir niemals einander begegnen möchten — und nun bringt uns der böse Feind hier zusammen! Mann! Wenn ich an morgen denke und Sie hier vor mir sehe! Mann! Ich stehe für nichts mehr. — Gehen Sie, kommen Sie mir nicht mehr vor die Augen — fliehen Sie mich, wie Sie den Tod fliehen würden!"

„Ach was, hören Sie auf mit dem Geschwätz!" versetzte der Baron unwirsch. „Sie werden gleich aus einem ganz anderen Ton singen."

„Aus dem Wege!" schrie Gustav in höchster Wuth.

Er wollte an dem Baron vorüber, dieser aber erfaßte ihn am Rock und hielt ihn fest. Anton erhob seinen schweren Schwarzdornstock, als wolle er den Andern damit niederschlagen; aber er besann sich noch zur rechten Zeit und warf den Stock von sich, um der Versuchung zu entgehen.

„So hören Sie mir doch einen Augenblick zu, Sie unsinniger Mensch!“ rief der Baron, der Gustav's Rock noch immer gepackt hielt. „Ich habe eine Neuigkeit für Sie, die Sie hören müssen —“

„Fluch und Verdammniß über Sie!“ brüllte Höhn, und mit der Kraft eines Wahnsinnigen stürzte er sich auf den Baron, ergriff ihn am Halse und schleuderte ihn zur Seite.

Zaruba taumelte, sein Fuß glitt aus, und mit einem schrecklichen Aufschrei, der das Echo vom Walde her wachrief, stürzte er über das niedere Brückengeländer hinab in die Tiefe.

Gustav sah ihn verschwinden, und in demselben Augenblick erinnerte er sich mit fürchterlicher Klarheit, daß genau unterhalb dieser Stelle, fünfzig Fuß tief, der Kolk lag.

Minutenlang herrschte tiefes Schweigen, dann schlug der laute Ruf einer fremden Stimme an das Ohr des schuldigen Mannes; sie erschien ihm wie die Stimme des Rächers; seine Haare sträubten sich, Grauen und Entsetzen packten ihn, und er floh davon, so schnell seine Füße ihn tragen wollten.

Zwölftes Kapitel.

Im Krüssow'schen Hause herrschte eine festliche Bewegung, denn heute war Else's Hochzeitstag. Die Trauzeugen, einige angesehene Bürger aus der Stadt mit ihren Frauen, hatten sich bereits eingefunden und saßen in der Stube des Brautvaters in ruhiger Erwartung bei Kuchen und Wein.

Der Gutsbesitzer befand sich in rosigster Laune und hatte für Jeden ein kräftiges Scherzwort; doch auch seinen innerlichen Stolz sah man ihm an und die neue Würde, der er sich als Schwiegervater eines Barons bewußt war.

Gegen zwölf Uhr erschienen der Prediger und der Rathsherr Halenbeck; ganz in Pelze gehüllt entstiegen sie dem von zwei stattlichen Braunen gezogenen Wagen des Letzteren.

Von verschiedenen Seiten begann man nach dem Bräutigam zu fragen, der aber ließ noch auf sich warten. Die Uhr schlug halb Eins, und Zaruba war noch immer nicht da.

„Der Baron wird gestern Abend wieder einmal lustiger gewesen sein, als er vertragen kann," bemerkte Halenbeck. Damit trat er hinaus vor die Hausthür, um die schneebedeckte Straße hinabzublicken. Der Sturm der vergangenen Nacht war einer Windstille gewichen, und heller Sonnenschein lag blendend weit und breit über der schönen Winterlandschaft.

Auch Krüssow kam heraus, um nach seinem Schwiegersohn auszuschauen. Seine Linke steckte tief in der Hosentasche, mit der Rechten rieb er in steigender Ungeduld sein frisch rasirtes Kinn.

„Was zuviel ist, ist zuviel," murmelte er endlich aufgebracht. „Etwas laß ich mir schon gefallen. — Wo kann er nur stecken?"

„Kommt er dort hinten nicht?" fragte Halenbeck.

„Nicht doch, Rathsherr, das ist ja die Post. Ich denke, ich schicke 'mal auf's Schloß. Am Ende ist da was passirt."

Damit ging Krüssow, von Halenbeck gefolgt, in's Haus zurück. Ein Knecht mußte aufsitzen und nach Karzig reiten. Der Frohsinn des Alten war verschwunden.

Else saß in vollem Brautschmuck in ihrem kleinen Zimmer, und die Schwester war eifrig bemüht, die letzte ordnende Hand an all' den Staat zu legen.

Die Braut saß ganz still. Sie hielt die Hände im Schoß, ihr Antlitz war bleich und regungslos, wie aus

Stein gemeißelt, ihre Augen blickten trübe, stumpf und trocken.

Sie dachte an Gustav. Dieser war zurückgekehrt, weshalb, das wußte sie nicht; sie glaubte es aber zu ahnen und sie fürchtete sich. Ihre Zusage durfte sie jetzt nicht mehr zurückziehen. Wenn Gustav gekommen war, sie für sich zu beanspruchen, dann war er zu spät gekommen. Sie harrte des Bräutigams und des Geistlichen; sie mußte das Weib eines Andern werden!

Wenn er ihr nun aber treu geblieben war; wenn er das Geld verschmähte, das sie ihm mit Aufopferung ihres Lebens verschaffte; wenn er sie mißverstehen, ihr Vorwürfe machen, sie verachten sollte —! Sie wagte dies nicht auszudenken. . . . . .

Sie ging hinunter. Die Gäste begrüßten sie, bewunderten sie eine Weile, dann aber steckten sie die Köpfe zusammen.

„Wenn's so schon anfängt, wie soll das erst enden?“ flüsterte eine der Frauen ihrer Nachbarin zu.

Endlich kam der Bote zurück. Krüssow lief ihm auf der Straße entgegen und rief ihm seine Fragen zu, noch ehe das Pferd zum Stehen gekommen war.

Zaruba hatte gestern Abend seine Freunde bei der Tafel verlassen, angeblich nur auf einen Augenblick, und war seitdem verschwunden. Keine Seele hatte ihn wiedergesehen, weder im Schlosse noch außerhalb desselben. Einige der Herren waren daher die Nacht auf Karzig geblieben und hatten, unter der Leitung des Majors v. Winterberg, allenthalben Nachforschungen angestellt. Fände sich eine Spur, so würde der Major sogleich Nachricht senden.

Der Gutsbesitzer stand ganz starr. „Da ist etwas passirt!“ rief er endlich. „Meinen Mantel, Bertha! Sattle mir den Schimmel, Christian! Ich will selber

auf's Schloß reiten. Rathsherr, sorgen Sie für die Gäste, bis ich wieder da bin!"

Die Gesellschaft in dem Gutshofe wußte nicht, was sie sagen oder denken sollte, als Halenbeck die Neuigkeit hereinbrachte.

Else allein saß schweigend und unbewegt, als ob sie nicht betheiligt sei.

Der Schimmel war gesattelt, und Krüssow wollte das Thier soeben zum Hofthor hinausführen, als ein alter Mann von der Landstraße hereintrat. Ein fadenscheiniger, geflickter Soldatenmantel schützte ihn anscheinend nur mangelhaft gegen den schneidenden Frost. Auf dem Kopf trug er die Pelzmütze der preußischen schwarzen Husaren mit dem metallenen Todtenkopf und den gekreuzten Knochen davor, und in der frostblauen Hand einen langen Stecken. Das lange graue Haar flatterte ihm wirr um das Gesicht, da es im Genick nur lose in einen Schopf zusammengebunden war. Ein eisgrauer Bart bedeckte die untere Hälfte seiner hageren, verwitterten Züge.

„Bist Du etwa den Herren begegnet, die gestern Abend auf dem Schlosse waren?" rief Krüssow dem Alten entgegen, der kein Anderer war, als Zaruba's einsiedlerischer Feldhüter.

„Nein," versetzte dieser, an ihm vorbei auf das Haus zugehend.

„Den Baron selber hast Du wohl auch nicht gesehen?"

„Doch, den Herrn Rittmeister hab' ich gesehen."

Krüssow packte ihn am Arm. „Wann hast Du ihn gesehen? Und wo?"

„Gestern Abend."

Der Gutsbesitzer ließ ihn los und wendete sich enttäuscht ab.

Halenbeck aber, der soeben aus der Thür trat, ging auf den Feldhüter zu und sagte ruhig: „Könnt Ihr mir

sagen, Weber, um welche Stunde Ihr den Baron gestern Abend gesehen habt?“

„Gewiß; das kann so kurz vor Mitternacht gewesen sein.“

Krüssow horchte auf und kam wieder herbei.

„Und wo habt Ihr ihn gesehen?“ fragte der Bankier weiter, Krüssow mit der Hand zurückhaltend.

„Bei mir im Quartier.“

„Was wollte denn der Baron bei Euch?“

„Der Herr Rittmeister gab mir einen Brief für Krüssow's Tochter, die Jungfer Else. Den sollte ich gleich heute Morgen herbringen. Jetzt ist's zwar Mittag geworden, aber das wird ja wohl nicht schaden. Heute früh war ein guter Freund bei mir, und da haben wir die Zeit verplaudert.“

„Beim Schnaps habt Ihr gesessen!“ rief Krüssow grob. „Her mit dem Brief!“

„Nee, Krüssow, Sie kriegen ihn nicht,“ versetzte der Alte, zwei Schritte zurücktretend. „Ihrer Tochter Else soll ich ihn in die Hand geben, persönlich in die Hand, das hat mir der Rittmeister auf die Seele gebunden. Kein Anderer soll ihn kriegen.“

Krüssow wollte wüthend auffahren, der Rathsherr aber zog ihn auf die Seite. „Ruhig, Krüssow,“ sagte er. „Machen Sie keinen unnützen Lärm. Führen Sie den Mann zu Ihrer Tochter. Auf eine Minute früher oder später kommt's jetzt nicht mehr an.“

„Meinetwegen,“ murrte Jener. „Komm' mit, Todtenkopf.“

Sie gingen hinein. Die Gruppen der Gäste theilten sich vor den Dreien und gaben den Weg zur Braut frei. Der Feldhüter, der vor der Thür seine Pelzmütze abgenommen und unter den linken Arm geklemmt hatte, zog den Brief aus einer inneren Tasche hervor und überreichte

ihn dem jungen Mädchen mit einer linkischen, kurzen Verbeugung.

„Von Herrn Rittmeister v. Zaruba," sagte er.

Else erbrach langsam und mit zitternden Fingern das Siegel dann entfaltete sie das Papier und begann zu lesen. Schon nach den ersten Zeilen stieg ihr eine helle Röthe in die Wangen.

„Lies laut!" befahl ihr Vater.

Sie fuhr zusammen und sah zuerst ihrem Vater und darauf dem Rathsherrn in die Augen.

Der Letztere warf einen schnellen Blick über die in der Runde stehenden Anwesenden; er hatte sie verstanden.

„Hier nicht, Krüssow," sagte er halblaut zu diesem. „Oder lassen Sie Ihre Tochter den Brief zuvor allein durchlesen."

„Nein, Rathsherr," versetzte der Gutsbesitzer hitzig, „laut soll sie ihn lesen, und hier vor all' den Freunden. Wenn Ihrer Tochter an dem Tage, der ihr Hochzeitstag werden sollte, solch' eine Schande begegnet wäre, vor allen Gästen und Bekannten, dann würden auch Sie verlangen, daß Jeder erfahren soll, was der Schurke noch für sich zu sagen hat, damit Keiner etwa glaube, die Schuld liege an Ihnen oder an Ihrer Tochter. Meine Gäste sollen wissen, daß Niemand mir oder meiner Else etwas nachsagen kann!"

„Vater!" sagte das junge Mädchen leise und flehend, indem sie die Hände vor's Gesicht schlug.

„Du liest den Brief laut vor!" wiederholte Krüssow seinen Befehl. „Du hast keinen Grund, Dich zu schämen; was fremde Leute auch reden und klatschen werden, unsere Freunde hier sollen wenigstens erfahren, wie sich Alles zugetragen hat. Bitte, Herr Pastor, lesen Sie, wenn meine Tochter mir nicht gehorchen will."

Der Pastor trat in seinem Talar herzu. „Ihr Vater

hat Recht, liebes Kind," sagte er sanft. „Es ist besser für Sie, wenn Klarheit in die Sache kommt."

Else erhob den Kopf. „Wenn der Vater Recht hat," versetzte sie in entschlossenem Tone, „dann will ich den Brief wohl auch selber lesen."

Und mit ruhiger, fester Stimme begann sie:

„Karzig, Mittwoch Abend.

Liebe Else!

Was ich Ihnen niemals persönlich zu sagen im Stande gewesen wäre, das sollen Sie jetzt schriftlich von mir vernehmen. Stände ich vor Ihnen, dann würde Alles in dem einen Wunsche untergehen, Sie zu meinem Weibe zu machen; mein Entschluß würde in alle Winde verwehen, wie schon so mancher meiner Entschlüsse vordem. Ich muß es niederschreiben und dann den Brief aus meinem Bereich schaffen, so lange ich noch die moralische Kraft habe, zu handeln, wie ein Ehrenmann in meiner Lage zu handeln verpflichtet ist.

Ich will jetzt thun, was ich vor Wochen schon hätte thun müssen, damals, als Sie mich darum baten. Aber noch ist's nicht zu spät, Sie zu retten. Was zwischen uns vorgefallen ist, das wird, Ihrerseits wenigstens, bald vergessen sein; wenn man uns aber morgen verbindet, dann nähme unser Elend nicht eher ein Ende, bis man mich in die Gruft legte. Darum will ich Sie vor der Versuchung bewahren, meinen Tod herbeizuwünschen, mich aber vor dem quälenden, eifersüchtigen Argwohn, daß Sie solche Gedanken hegten.

Liebe Else, ich werde Sie nicht heirathen.

Ahnen Sie, was diese Worte mich kosten? Mehr, viel mehr, als Sie glauben. Mir ist, als müsse ich das Mark aus meinem Gebeinen hergeben. Schöne Reden kann ich nicht machen, auch keinen Liebesbrief schreiben. Mein Leben war nicht darnach beschaffen, außerdem empfinde

ich jetzt eher Zorn als Zärtlichkeit gegen Sie und die Umstände, die mich zu diesem Entschlusse zwingen. Trotz alledem sind Sie mir mehr, als meine Mutter mir war — und die war das einzige weibliche Wesen, das ich liebte und schätzte, bis ich Sie kennen lernte.

Ich gebe mir alle Mühe, Ihnen die Gefühle und Gedanken darzulegen, die mich gegenwärtig bewegen, aber mein Verstand ist niemals sonderlich scharf gewesen und gegenwärtig ist er stumpfer als jemals. Ich will's Ihnen so sagen: ich verehre Sie hoch, liebe Else, und ich liebe Sie. Das aber sei Ihnen der Beweis: in letzter Stunde, wo nichts mich mehr hindert, Sie zu der Meinen zu machen, verzichte ich auf alle Ansprüche auf Sie, und nur aus dem Grunde, weil ich glaube, daß Sie Ihres Versprechens gegen mich ledig zu sein wünschen, und daß es Ihnen eine Freude sein wird, sich wieder frei zu wissen und einen anderen Mann heirathen zu können.

Aber nicht nur meine Liebe wird auf dem Rade dieses Entschlusses zerknickt und gebrochen. Ich verzichte damit zugleich auf die Gelegenheit, mich von meinen Schulden zu befreien, die mir täglich die bittersten Demüthigungen bereiten und deren Stachel ich bisher durch Begehen von allerlei Thorheiten zu entfliehen versucht habe. Die Summe, die mir Ihr Vater als Ihr Heirathsgut auszuzahlen versprach, hätte mir aus dem Sumpfe herausgeholfen — Ihretwegen verzichte ich auch darauf.

Sie haben Alles, was noch gut in mir war, an die Oberfläche gebracht. Als meine Frau hätten Sie vielleicht noch einen brauchbaren Menschen aus mir gemacht. Aber auch so werde ich fortan besser sein, als ich gewesen bin, weil ich Sie geliebt habe und weil mir das Bewußtsein bleibt, wenigstens einer Menschenseele einmal einen Dienst geleistet zu haben, der mich einige Opfer kostete.

Ich weiß, was Sie bewog, mir Ihr Jawort zu geben,

und der Gedanke, daß Sie so viel für einen Anderen thun konnten, mich aber so gering schätzten, peinigte mich unablässig — und doch liebte ich Sie nur um so mehr. Als ich Sie nach Ihrer Krankheit wiedersah, da erkannte ich, wie wenig Aussicht mir blieb, einen Platz in Ihrem Herzen zu gewinnen. Damals schon war ich nahe daran, Sie frei zu geben, aber noch fehlte mir die Kraft dazu.

Heute sage ich mir Folgendes: Heirathen wir, dann werden drei Menschen elend bis an das Ende ihres Lebens. Heirathen wir nicht, dann wird nur Einer unglücklich. Mag daher die Majorität gewinnen; es ist besser, daß Zwei in's irdische Himmelreich eingehen, als daß Drei einander im Fegefeuer verwünschen und vermaledeien.

Ich aber mache dann, daß ich fortkomme, weit fort. Ich darf nicht in Ihrer Nähe bleiben; das Fieber in mir muß sich erst abkühlen. Es könnte sein, daß mein Entschluß mir wieder leid würde. Ist's nicht verächtlich, seine Schwäche so genau zu kennen und doch so machtlos dagegen zu sein?

Sagen Sie Gustav Höhn, daß er das Geld, das er durch mich verloren hat, ehrlich wieder erhalten soll; freilich kann ein Jahr bis dahin vergehen, vielleicht werden's auch zwei Jahre, aber jetzt wird er ja wohl nicht mehr drängen. Sagen Sie ihm auch, daß ich allein in Ihrem Interesse und keineswegs in dem seinen diesen Schritt that, noch weniger aus Furcht vor seinen Drohungen.

Auch das Geld, das Ihr Vater mir vorgeschossen hat, wird zurückgezahlt werden. Der Bankier Halenbeck wird ihm bestätigen, daß ich nach einigen Jahren eingeschränkten und zurückgezogenen Lebens in der Lage sein werde, meinen Hauptverpflichtungen zu genügen. Er soll sich daher keine Sorgen machen.

Die Leute werden vielleicht allerlei über diese zurückgegangene Heirath reden; lassen Sie sich davon nicht

anfechten. Sie dürfen einem Jeden erzählen, daß ich überselig gewesen wäre, Sie ohne einen Pfennig Mitgift heimzuführen, wenn Sie mir nur einen kleinen Bruchtheil der Liebe hätten widmen können, die Sie einem Glücklicheren aufgehoben.

Vielleicht finden Sie Gelegenheit, den Major v. Winterberg zu sprechen; er ist mein Freund und achtet Sie hoch. Zeigen Sie ihm dann diesen Brief, und er wird Ihnen sagen, daß ich manches begangen habe, was dem Namen meines Hauses keine Ehre brachte, daß ich aber, meiner letzten Handlung nach, doch kein ganz schlechter Mensch sein kann.

Leben Sie wohl, theuerste Else! Aus dem Grunde meines Herzens rufe ich Ihnen zu: werden Sie glücklich! Der Wunsch ist aufrichtig; durch ihn habe ich den bösen Geist überwunden, der aus meinen leeren Taschen zu mir schrie und mich überreden wollte, um jeden Preis Ihres Vaters Geld zu erlangen. Es kann sein, daß ich diesen Schritt bereuen werde, es ist sogar wahrscheinlich; was aber auch kommen mag, stets werde ich sein und bleiben

Ihr wahrer Freund

Fritz v. Zaruba."

— — — — — — — — — — — —

Als die Hochzeitsgäste sich von ihrem Erstaunen über diese Mittheilung nach und nach erholt hatten, bildete sich Jeder seine eigene Meinung darüber. In den Augen der Frauen und Mädchen war die Handlungsweise des Barons einfach unverzeihlich. Die Verbindung war ihm leid geworden, und nun machte er leere Ausreden. Man bedauerte die arme Braut und erging sich in lauten Schmähungen gegen den ungetreuen Bräutigam.

Der alte Krüssow wollte vor Zorn bersten; er suchte sich jedoch zu beherrschen und rang nach Worten, fand aber keine; nur ab und zu kamen abgebrochene, unzusammenhängende Verwünschungen über seine Lippen.

Else faltete den Brief langsam zusammen; ihre Augen schwammen. Ihr war zu Muthe wie einem Verurtheilten, dem auf dem Schaffot noch im letzten Augenblick die Begnadigung verkündet wird. Das Uebermaß ihrer Freude überwältigte sie fast; trotzdem aber war sie auch nicht unempfindlich gegen die Demüthigung, die diese Erlösung mit sich brachte.

„Vater," sagte sie ruhig, als dieser in ihre Nähe kam, „der Baron ist ein Ehrenmann. Er hat nur mein Bestes im Auge gehabt. Ich bin ihm von Herzen dankbar."

Ein allgemeines Schweigen folgte diesen Worten. Man konnte nicht begreifen, wie die am schwersten Betroffene zuerst eine Entschuldigung für den Sünder zu finden vermochte.

Krüssow ließ ein kurzes, hartes Lachen hören. „Na, wenn Du damit zufrieden bist," stieß er bitter und höhnisch hervor, „dann kann ich's ja auch sein."

Er hätte noch viel mehr gesagt, wenn in diesem Augenblick nicht der alte Major v. Winterberg in Begleitung einiger der Herren, die gestern Abend Zaruba's Gäste gewesen waren, in's Haus gekommen wären.

„Das ist Recht, Herr Major!" rief Krüssow dem alten Herrn entgegen. „Treten Sie näher und sehen Sie sich den Spaß an, den Ihr Freund, der Herr Baron v. Zaruba, sich heute mit uns gemacht hat!"

„Wir haben noch keine Spur von ihm entdecken können," sagte der Major. „Wissen Sie bereits etwas Näheres?"

Else reichte ihm den Brief. Er nahm ihn, klemmte die goldgefaßten Gläser auf die Nase, las und schaute dann das Mädchen forschend an.

„Verhält sich das so mit dem Anderen, dem Glücklicheren?" fragte er gedämpft.

Else senkte den Kopf. „Ja," antwortete sie leise.

„So so, mein Töchterchen; so so," sagte der alte Herr, ihr gütig die Wangen klopfend. „Ich will nicht erst

wissen, warum Sie ihm dann doch Ihr Wort gegeben haben, aber ich meine, Zaruba hat gehandelt, wie ein Edelmann handeln mußte, wenn auch zu recht ungeeigneter Zeit — ja, zu recht ungeeigneter Zeit."

„Der Ansicht sind Sie also auch?" rief der Gutsbesitzer.

„Gewiß, lieber Herr Krüssow, der Ansicht bin ich, und bald werden Sie ebenso denken. Ich bin aber recht froh, daß ich nun weiß, was aus meinem Freunde geworden ist; wir hatten schon gefürchtet, es könnte ihm ein Unglück zugestoßen sein. In einigen Tagen werden wir nun wohl von ihm hören."

„Na," sagte Krüssow mit seinem grimmen Lächeln, „wenn wir nun doch keine Hochzeit haben sollen, so wollen wir wenigstens den Hochzeitsbraten nicht umkommen lassen. Bertha, laß auftragen!"

Die Hochzeitsgäste nahmen schmunzelnd an der reich besetzten Tafel Platz, auch der Pastor blieb auf dem Gute; der Major aber und seine Begleiter verabschiedeten sich und fuhren nach Karzig zurück.

Else legte ihre Hand auf den Arm des Rathsherrn. „Ich möchte Ihnen etwas sagen," flüsterte sie ihm zu.

Er nickte lächelnd und folgte ihr in ein anderes Zimmer. Hier nahm sie hastig ihren Brautschmuck ab und warf ihn bei Seite.

„Sie müssen mir einen großen Gefallen erweisen, Herr Rathsherr," sagte sie.

„Gern, wenn's in meinen Kräften steht."

„Gustav Höhn soll wieder zurück sein, wie ich gehört habe."

„Auch ich hörte so etwas; gesehen habe ich ihn aber noch nicht."

„Möchten Sie ihm wohl diesen Brief bringen, damit er ihn liest? Und wollen Sie mir den Brief dann persönlich wieder zustellen?"

An dem Briefe lag ihr wenig, wohl aber lag ihr daran, zu erfahren, was Gustav sagen würde, wenn er ihn gelesen und daraus ersehen hatte, daß aus der Hochzeit nichts geworden war.

Der gutmüthige Bankier sagte ihr die Erfüllung dieser Bitte zu. Er bedauerte das Mädchen und hätte ihr willig und gern einen noch größeren Gefallen erwiesen. Außerdem freute er sich, der Erste sein zu können, der dem braven Höhn eine Nachricht überbrachte, die diesem doch sicherlich willkommen sein mußte. ...

Else war allein. Niemand hatte ihr zugemuthet, an dem Mahle theilzunehmen, und diese Rücksicht that ihr wohl. Sie entledigte sich des Brautkleides und warf sich auf's Bett. Es war ihr wirr im Kopf, die Schläfe pochten, sie vermochte keinen geordneten Gedanken zu fassen, und dabei wußte sie nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Endlich that sie beides zugleich.

Dreizehntes Kapitel.

Der Rathsherr Halenbeck verließ die Gesellschaft auf dem Gutshofe bei Zeiten, um das Else gegebene Versprechen noch an demselben Nachmittage halten zu können. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen über die hügeligen Schneefelder, als sein Wagen vor dem Häuschen am Norderthor hielt. Die Wittwe öffnete die Thür.

„Guten Abend, Frau Höhn," rief der aus dem Wagen kletternde Rathsherr ihr munter zu.

„Guten Abend," antwortete die Wittwe. „Ich hörte Sie kommen. Wollen Sie zu mir?"

„Ja, auf ein paar Minuten," sagte er, dem Knechte auf dem Bocke einen Wink gebend, umzuwenden. „Morgen werden wir Thauwetter haben. Nun, wie geht's Ihnen?"

„Ich kann nicht klagen."

„Und was macht Ihr Sohn?"

Sie waren in's Haus getreten und der Rathsherr schaute sich nach dem um, den er suchte.

Die Wittwe athmete auf, wie erleichtert. „Haben Sie ihn denn nicht gesehen?" fragte sie.

„Ich? Nein. Ich hörte, daß er wieder hier sei, und da bin ich gekommen, um ihm eine angenehme Neuigkeit zu bringen. Wo steckt er denn? — Gott erbarm' sich, Frau! Ist Ihnen etwas?"

Bei dem Schein des durch das Fenster leuchtenden Abendroths gewahrte er ihre trüben, tiefliegenden Augen und die Verstörtheit auf ihrem sonst so ruhigen und kalten Gesicht.

„O, jetzt nicht mehr," versetzte sie. „Aber als Sie kamen, da fürchtete ich, Sie brächten mir die Nachricht, daß dem Gustav etwas zugestoßen sei."

„Warum fürchteten Sie das?"

„Ich habe mich um den Jungen geängstigt," antwortete sie in ihrer gewöhnten, gemessenen Art. „Er kam gestern so unerwartet zurück und dann war er ganz außer sich wegen Else Krüssow's Hochzeit. Zuletzt lief er in Sturm und Finsterniß hinaus, ohne einen Bissen genossen zu haben; er versprach, bald wieder zu kommen, aber ich habe die ganze Nacht auf ihn gewartet und dann heute noch den ganzen Tag, und er ist noch nicht da."

„Deswegen brauchen Sie sich nicht so zu beunruhigen. Er wird weiter gegangen sein, als er anfangs beabsichtigte, und dann ist er die Nacht bei einem Bekannten geblieben. Sie wissen ja, der Gustav war von jeher hier herum überall zu Hause und wohl gelitten."

„Aber jetzt ist's schon wieder Abend, und er kommt noch nicht."

„Wer weiß, was ihn aufhält. Morgen ist Weihnachten — vielleicht ist er nach Neu-Stettin gefahren, um dort Einkäufe für Sie zu machen."

„Möglich,“ sagte die Wittwe, sich niedersetzend. Ihre Augen aber behielten den bangen, angstvollen Blick.

„Ja, ja, so wird’s sein,“ fuhr Halenbeck selbstzufrieden fort, denn er glaubte an die Richtigkeit der von ihm gefundenen Erklärung.

„Ich will’s hoffen. Aber es war eine gefährliche, unheimliche Nacht. Ich fürchtete schon, daß der Sturm den Schornstein herabstürzen würde — und dazu der Schneefall.“

„Was fragt Gustav nach dem Schneefall? Der kennt doch jeden Weg und Steg auf Meilen in der Runde. Quälen Sie sich nicht unnöthig, Frau. Schelten Sie ihn tüchtig aus, wenn er heimkommt, und dann bringen Sie ihn wieder zur Vernunft mit meiner Neuigkeit.“

„Was wissen Sie denn?“

„Else Krüssow hat sich nicht verheirathet.“

„Nicht verheirathet?“

„Nein, und sie wird sich auch wohl erst verheirathen, wenn Ihr Gustav sie nimmt. Alles war heute fertig und bereit, nur der Bräutigam ist nicht gekommen.“

Das Gesicht der Wittwe wurde noch verstörter. „Ist der Baron verunglückt?“ fragte sie heiser.

„Das glaubten wir Alle auch erst, aber der tolle Zaruba mag uns schön ausgelacht haben. Er ist auf und davon, weil die Sache ihm leid geworden ist. Niemand weiß wohin, da er sich nirgends verabschiedet hat. Nur der Else hat er noch einen Brief geschrieben. Eine Schande ist’s, dem armen Mädchen so mitzuspielen; ich glaube allerdings, daß ihr Herz nicht davon brechen wird. Wenn er sie aber nicht nehmen wollte, dann hätte er das früher sagen und sie nicht erst dem Gerede der Leute preisgeben müssen.“

Er schilderte die Vorgänge des Tages, und die Wittwe hörte ihm aufmerksam zu. Es schien, als sei ihr eine schwere Last von der Seele genommen.

„Das hat er in guter Absicht gethan," sagte sie, als der Rathsherr geendet hatte. „Er ist nicht schlecht, ganz und gar nicht, das hab' ich immer gesagt. Er wird nur zu sehr gedrückt von seinen Schulden."

„Das ist schon recht, aber etwas vernünftiger leben und wirthschaften könnte er doch. Nun, wir wollen hoffen, daß ihm dies eine Lehre ist, von der er Nutzen hat. Die Else wünscht, daß Gustav den Brief liest; sie bat mich, damit hierher zu fahren."

Er plauderte noch eine ganze Stunde mit der Wittwe, weil er die Heimkehr des jungen Mannes gern abgewartet hätte. Endlich stand er auf.

„Ich kann die Pferde nicht länger in der Kälte stehen lassen," sagte er, den Pelzmantel wieder umnehmend und nach dem langen Meerrohr greifend. „Sie können dem Gustav ja nun Alles erzählen; zeigen Sie ihm auch den Brief. Den soll er mir morgen wiederbringen, weil ich versprochen habe, ihn der Else persönlich zurückzugeben. Außerdem muß ich ihn auch wegen seiner eigenen Angelegenheiten sprechen."

Die Wittwe geleitete ihren Besuch bis vor die Hausthür. Es war stockfinster geworden. Der Rathsherr empfahl ihr noch einmal, sich nicht unnöthige Sorgen wegen ihres Sohnes zu machen, der sicher nun bald eintreffen müsse, und dann fuhr er der Stadt zu.

Sie schloß die Thür und kehrte in die von einem Talglicht erleuchtete Stube zurück. In deren Mitte blieb sie stehen und sah sich rund um, ob sie vielleicht etwas zu thun fände, was ihr das Warten auf Gustav erleichterte und abkürzte. Das Spinnrad hatte sie vorhin erst bei Seite gestellt. Seufzend zog sie es wieder hervor und setzte sich damit an den Ofen. Die Arbeit wollte ihr nicht von der Hand; alle Augenblicke riß der Faden und mußte wieder angeknüpft werden.

Das geschäftige Schnurren des Rades ließ das Zimmer weniger öde erscheinen. Ab und zu hielt sie inne, um zu lauschen; aber kein bekannter Schritt ließ sich vernehmen.

Nach und nach drehte sich das Rad langsamer. Die Hände arbeiteten nur noch mechanisch und die grauen Augen der Frau blickten traumverloren zurück in die Vergangenheit.

Sie dachte an den munteren, frohsinnigen Knaben, der ihre ganze Liebe, ihren ganzen Ehrgeiz in Anspruch genommen hatte. Bei jedem Thaler, den sie in den Kasten that, hatte sie seine Zukunft im Sinne gehabt. Sie hatte hart gearbeitet und eine innige Freude an der noch härteren Arbeit ihres Mannes empfunden, weil sie stets von dem Gedanken beseelt gewesen war, je mehr sie schafften, desto besser würde es später um Gustav stehen. ...

Langsamer und langsamer drehte sich das Rad. Ihre Gedanken wendeten sich jetzt der Zukunft zu, die aber lag in tiefem, schwarzem Schatten.

Da bewegte sich draußen die Klinke; die Hausthür öffnete sich leise und schloß sich wieder; dann that sich die Stubenthür auf und wieder zu, und der Riegel wurde vorgeschoben. Frau Höhn wendete sich um und sah Gustav an der Thür stehen.

„Ich glaubte schon, Du wolltest gar nicht mehr heimkommen," sagte sie ohne jede äußere Aufregung.

Sie schob das Spinnrad von sich und rückte ihren Stuhl zur Seite, um den Platz am Ofen für ihn frei zu machen.

Er blieb an der Thür stehen und beschattete die Augen mit der Hand, als ob das Licht ihn blende. Darauf näherte er sich dem großen Lehnsessel, der nur für ihn da war, und sank erschöpft in das Polster, die Hand noch immer vor den Augen.

„Bist Du bei Deinen Bekannten gewesen?" fragte die Mutter, wieder nach dem Spinnrad langend.

„Nein."

Die Antwort klang fremd, tonlos und nicht lauter als ein Flüstern.

Sie musterte ihn forschend, durchdringend. Seine Kleider waren beschmutzt, hier und da sogar zerrissen. Er hielt den Kopf auf die Hand gestützt, so daß sie jetzt sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Wo warst Du?" fragte sie noch einmal.

„Ich bin über Land gewesen."

„Wohin?"

„Dort hinaus."

Er wies mit dem Daumen über die Schulter.

„Du wirst Dich auf den Tod erkältet haben. Hast Du denn gar keinen Verstand mehr? Meinst Du denn, Du überwindest Dein Herzeleid besser, wenn Du Dich auf's Krankenbett bringst? Hast Du auch etwas zu essen gehabt?"

„Ich kann nichts essen."

Sie betrachtete ihn, Schmerz, Aerger und Rathlosigkeit im Blick.

„Wenn Du doch draußen in der Fremde geblieben wärest!" sagte sie nach minutenlangem Schweigen.

„Ja, Mutter, ich wollte auch, daß ich in der Fremde geblieben wäre!" stieß er leidenschaftlich hervor. „O, ich wollt', ich könnte Dich bewahren vor dem, das da kommen muß — aber ich kann's nicht, ich kann's nicht!"

Die letzten Worte erstickten in Schluchzen.

„Gustav, sag' mir, was Dir ist!" bat die Mutter, plötzlich sanft und liebevoll werdend. „Lieber sähe ich Dich wie gestern Abend! Aber leg' Deinen Rock ab, er ist ganz naß; Du wirst sonst noch kränker, als Du schon bist."

Sie half ihm den schweren Rock ausziehen. Er hob sein Gesicht auf; es war bleich und hager und sah mit seinen stumpfen, gläsernen Augen aus wie das eines Todten. Mit einem Schreckensruf fuhr die Mutter zurück.

„Gott sei uns gnädig!“ rief sie. „Gustav, was hast Du begangen?“

Er schauderte und fiel in den Sessel zurück. „Mir ist — mir ist nicht wohl,“ ächzte er.

„Ich will Dir eine heiße Suppe kochen,“ sagte die Mutter und schloß den Wandschrank auf, der die Vorräthe und das Geschirr enthielt. „Ich fürchte aber, Du hast Dir einen Schaden zugefügt, den kein Trank kuriren kann.“

Die Thür klapperte. Er fuhr auf und schaute erschrocken hin. Es war nur der Wind gewesen; er lehnte sich wieder in den Sessel.

Die Wittwe hatte ihn beobachtet; ihr Herz krampfte sich zusammen. „Der Herr Rathsherr Halenbeck war gegen Abend hier; er hätte Dich gern gesprochen,“ sagte sie.

„Was wollte er von mir?“

„Er hatte eine Neuigkeit für Dich; Else Krüssow hat heute keine Hochzeit gehalten.“

„Das weiß ich“ — seine frostschmerzenden Lippen verzerrten sich.

„Weißt Du auch, wie das gekommen ist?“

„Wie sollte ich,“ versetzte er, das Gesicht in den Schatten wendend.

„Das ist von dem Baron selber ausgegangen; der hat wie ein rechter Ehrenmann gehandelt. Er sah, daß das Mädchen ihn nicht mochte, trotzdem sie ihm das Jawort gegeben hatte, und da hat er sie des Wortes entbunden. Hier ist der Brief, den er ihr geschrieben hat; sie schickte ihn, damit Du ihn lesen sollst.“

Er nahm den Brief und durchflog ihn; während des Lesens richtete er sich auf.

„Wann kam dies nach Krüssow's Gut?“ stieß er heraus, als er zu Ende war.

„Um die Zeit, wo die Trauung vor sich gehen sollte; der alte Weber, dem der Baron den Brief gestern Abend

schon gegeben hatte, sollte damit heute in aller Morgenfrühe zu Krüssows gehen, aber die guten Bekannten und die Flasche hielten ihn auf, wie immer."

Gustav sank wieder zusammen; der Hoffnungsschimmer war wieder verschwunden; er stöhnte. Als er dem Baron gestern Abend auf der Brücke begegnete, da kam dieser aus der Hütte des Feldhüters zurück, dem er den Brief für die Else eingehändigt hatte. Das war's, was er ihm hatte mittheilen wollen. Und in derselben Stunde, wo Jener ihm das größte Opfer brachte, das in seinen Kräften stand, mußte er ihn umbringen!

„Ist's Dir nun nicht besser, Gustav?" fragte die Mutter, die keinen Blick von ihm verwendete. „Bist Du nicht froh, daß die Else jetzt wieder frei ist?"

„Gestern hätte mich's gefreut, heute nicht mehr."

„Warum heute nicht so gut wie gestern?"

„Das kann ich Dir nicht sagen," antwortete er dumpf. „Hast Du vielleicht gehört, wo Zaruba hin ist?"

Die Frage ging ihm nur schwer aus der Kehle.

„Nein. Seit er gestern Abend bei Weber war, hat ihn Niemand mehr gesehen."

„Ist's ganz sicher, daß er fort ist?"

„Ganz sicher. Man kennt ihn ja; kaum hat er sich etwas in den Kopf gesetzt, dann führt er's auch schon aus. Der ist fort."

„Ja, dann ist er fort. Im Brief steht's ja auch deutlich, daß er fort wolle, weit fort, daß Niemand ihn mehr sehen soll. Die Sache ist ja so klar, wie nur möglich."

Er drückte die Hände ineinander und athmete tief auf.

„Ich bin gerettet!" rief es in seinem Innern.

Scheu sah er auf; die Worte hatten so deutlich in seinen Ohren geklungen, daß er fürchtete, sie laut gesprochen zu haben. Auf dem Gesicht der Mutter malten sich Argwohn, Zweifel und tiefer Kummer.

Da rüttelte Jemand an der Thür.

„Herein!“ rief die Wittwe.

Die Thür war verriegelt; der Ankömmling stieß heftig dagegen.

Gustav sprang auf.

„Laß Niemand herein, Mutter!“ flüsterte er in Angst. Dann griff er sich an den Kopf. „Was rede ich da — mach’ nur auf.“

Vierzehntes Kapitel.

Frau Höhn blickte ihren Sohn tief erschrocken an. Der späte Besuch rüttelte noch immer an der Thür.

„Warum hast Du den Riegel vorgeschoben?“ fragte sie leise.

„O, ich weiß nicht. Ich dachte nicht daran. Oben in Preußen sperrt man alle Thüren zu. Es war wohl noch die alte Gewohnheit.“

Ihr Auge sagte ihm, daß sie ihm nicht glaubte. Sie wendete sich kurz ab und schob den Riegel zurück.

„Guten Abend, Frau Stadtpächterin. Verzeihung, wenn ich ungelegen komme. Fürchten Sie denn Räuber oder Panduren, daß Sie Ihre Thür so fest verrammeln?“

Der Eingetretene war Weber, der alte Feldhüter.

„Ihr seid’s, Weber?“ sagte Gustav mit unsicherer Stimme. „So spät noch auf den Beinen?“

„Früh oder spät, mir ist’s Alles eins. Ich habe mir ein Pfund Rauchkraut in der Stadt gekauft, beim Krämer am Norderthor, und da ich gleich in der Nähe war, wollt’ ich mit vorsprechen, um zu sehen, wie’s Ihnen geht.“

„Das ist recht, Weber,“ versetzte Gustav, noch immer in einiger Verwirrung. „Mutter, reich’ uns den Wachholder her.“

„Sie sind der ganze Vater, Herr Höhn!“ rief der alte Husar, die Augen lüstern auf die Flasche richtend,

die die Wittwe aus dem Wandschrank nahm. „Der selige Herr Stadtpächter war ein gar zu lieber Mann, ganz wie Sie, Herr Höhn. Kaum ließ man sich bei ihm sehen — Mutter, reich' uns den Wachholder her — hieß es da gleich — Mutter, reich' uns den Wachholder her — hahaha! Nicht wahr, Frau Stadtpächterin? Aber Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich wegen dem Schnaps hierherkam. Ich habe nämlich was gefunden — Herr Höhn, haben Sie nichts verloren?"

„Ich? Was soll ich verloren haben? Ich vermisse nichts."

„So? Na, was sagen Sie hierzu?"

Der Alte brachte die linke Hand zum Vorschein, die er bisher hinter sich gehalten hatte, und in derselben Gustav's Schwarzdornstock. Der junge Mann erschauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wo — wo habt Ihr den gefunden?" stammelte er.

„Auf der Brücke beim Schloß," sagte der Alte vergnügt und anscheinend ganz unbefangen. „Da, nehmen Sie ihn nur. Ich hab' ihn gleich an dem Fuchskopfe erkannt, das ist ein rares Stück Schnitzwerk; Ihr Vater hielt große Stücke darauf, und Sie hatten den Stock ja auch bei sich, als Sie gestern Abend an meinem Bau vorbeikamen. Solch' einen Stock vermißt man nicht gern, und darum hab' ich ihn gleich mitgebracht, als ich zur Stadt ging."

Gustav nahm den Stock, stellte ihn in die Ecke am Ofen und setzte sich dann dem Gaste gegenüber. Er musterte das braune, runzelige Gesicht des Alten, um zu entdecken, ob dieser etwas wisse oder einen Verdacht hege. Die harten Linien aber blieben ihm unleserlich.

Weber war ein Veteran der schlesischen Kriege. Als der „Obriste" v. Mackroth im Jahre 1741 den Stamm des Husarenregiments errichtete, welches noch heute die schwarze Uniform und die Mütze mit dem Todtenkopf trägt,

da war er, damals schon kein junger Mann mehr, unter den Ersten, die sich freiwillig dem tapferen Obersten zur Verfügung stellten. Die Thaten des Regiments sind in der Geschichte verzeichnet. Wenn solch' ein schwarzer Reiter sich mit dem Säbelgefäß vor die Mütze stieß, „Bassa Masonga!“*) rief und seinem Pferde die Sporen gab, dann mochte Gott dem gnädig sein, der ihm vor die Klinge kam.

Weber hatte bei der Leibeskadron gestanden. Bei Chotusitz nahm er einen österreichischen Offizier gefangen, der ihm, wie es dazumal Kriegsgebrauch war, sogleich seinen Geldbeutel und seine Uhr einhändigte. Der Husar besah das Geld, nahm sich einen Dukaten und gab dem Offizier Börse und Uhr zurück. „Herr Lieutenant,“ sagte er, „Sie sind ein Gefangener und brauchen Ihr Geld; dieser hier“ — indem er an seinen Säbel schlug — „gibt mir alle Tage so etwas.“ Der Oberst machte ihn dafür auf der Stelle zum Unteroffizier. Gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges aber wurde er schwer verwundet und mußte sich in seine Heimath zurückbegeben. Die Husarenmütze aber legte er nie wieder ab, aus welchem Grunde man ihn bald nur noch den Todtenkopf hieß.

Das war der Mann, dessen verwittertes, narbenbedecktes Antlitz Gustav Höhn jetzt vergeblich zu studiren suchte.

Die Wittwe hatte schweigend, aber mit offenbarem Widerwillen den Branntwein eingeschenkt.

„Gesundheit!“ sagte der Alte, das große Glas leerend und dann mit den Lippen schmatzend. „Mohrenelement! Das nenne ich Machandel!**) Wissen Sie, Herrschaften, nicht daß ich den Schnaps so gern mag, aber mich selber mag ich, wenn ich recht viel davon im Leibe habe. Hahaha!

*) Litauischer Fluch.

**) Provinzialismus für Wachholderschnaps.

Frau Stadtpächterin, das ist ein Zwillingsglas," setzte er lachend hinzu, „das muß noch einen Bruder haben."

Die Wittwe goß, ohne ein Wort zu sagen, das Glas wieder voll.

„Gesundheit, Herrschaften!" grinste Weber, und mit seinen funkelnden, von hundert Fältchen umgebenen Augen erst die Mutter und dann den Sohn anblinzelnd. „Sie sehen nicht aus wie sonst, Herr Höhn; warum versuchen Sie nicht auch 'mal den Machandel?"

Er stürzte das Glas hinunter, setzte es verkehrt auf sein Knie und betrachtete es mit komischem Leidwesen.

„Sie haben doch schon gehört, daß heute auf dem Krüssow'schen Gute keine Hochzeit gewesen ist?" fuhr er fort.

„Ja, das habe ich gehört," versetzte Gustav. „Wißt Ihr nicht, wo der Baron geblieben ist?"

„Ich weiß nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen. Er hat der Jungfer den Stuhl vor die Thüre gesetzt und dann ist er durch die Lappen gegangen, um das Gezeter nicht anhören zu müssen."

„Habt Ihr ihn denn nicht noch gesehen?"

„Doch; gestern Abend kam der Herr Baron selber und in eigener Person zu mir in mein Quartier und gab mir einen Brief für die Jungfer Krüssow, den ich heute auch ordonnanzmäßig bestellt habe. Im Schloß war Besuch, und recht lustiger, aber der Herr Baron war so nüchtern, als ob er direkt aus der Kirche käme."

„Ihr glaubt wohl nicht, daß ihm etwas zugestoßen sein kann?" fragte Gustav zögernd.

Er machte übermenschliche Anstrengungen, seine Aufregung zu unterdrücken.

„Das kann man nicht wissen. Die Nacht war zwar böse, aber der Teufel läßt seine Freunde so leicht nicht zu Schaden kommen," lachte der Alte.

Gustav schauerte zusammen. „Wenn er nur gewartet

hätte!" stöhnte er ganz abwesend vor sich hin. „Wenn er nur selber zu ihr gegangen wäre!"

Knirschend biß er die Zähne aufeinander.

Die Wittwe faßte ihn bei der Schulter; er besann sich schnell und sah des Feldhüters scharfe, funkelnde Augen auf sich gerichtet.

„Was sagtet Ihr, Weber?" fuhr er auf den Mann ein.

„Nichts habe ich gesagt, aber mir scheint, als ob's seit gestern Abend noch schlechter mit Ihnen geworden ist, Herr Höhn."

„Wie? Was? Was soll das heißen?" rief Gustav wild.

„Nichts, Herr Höhn. Aber Sie brauchen einen armen Menschen nicht gleich aufzufressen."

Höhn stützte die Stirn in die Hände.

„Nichts für ungut, Weber," murmelte er. „Mein Unglück hat mir den Kopf verdreht; Ihr könnt's Euch wohl denken."

„Das kann ich, Herr Höhn. Aber Kolonne geschlossen und vorwärts! Sie kommen schon noch durch. Wenn der Feind Salvenfeuer abgibt, muß ein Jeder sich ducken. Ich hab's oft gemußt, und Sie müssen's auch. Es kann Ihnen gar nicht fehlen; die Jungfer ist wieder ledig, also — zur Attacke und drauf! Hab' ich nicht Recht?"

Gustav saß unbeweglich. Eine Todtenstille herrschte im Zimmer.

Der Veteran rutschte ein paarmal auf dem hölzernen Schemel hin und her, bald die Wittwe und bald sein leeres Glas anschauend. Endlich erhob er sich zögernd.

„Jetzt muß ich zurück in's Quartier," sagte er, seine Pelzkappe unter den Arm klemmend. „Da Sie doch so gütig sind, Frau Stadtpächterin" — hier hob er verschmitzt blinzelnd das leere Glas auf.

Die Wittwe regte sich nicht. Gustav aber griff hastig nach der Flasche und schenkte das Glas noch einmal voll.

Er hatte sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, was den Alten zu so ungewöhnlicher Stunde hergeführt haben könnte. Der Stock allein war nicht der Grund, das fühlte er instinktiv, andererseits aber hatte er auch nicht das geringste Anzeichen einer bösen Absicht in dem Wesen des alten Husaren zu entdecken vermocht.

Weber leerte sein Glas auf die Gesundheit der Herrschaften und ging dann seiner Wege.

Die Wittwe hatte während der ganzen Zeit die beiden Männer scharf beobachtet. Sie war überzeugt, daß man ihr etwas verbarg, etwas, wovor sie sich zu fürchten hatte. —

Gustav, der die ganze vergangene Nacht und den ganzen Tag wie von Furien verfolgt im tiefen Walde herumgeirrt war, ohne auch nur einmal zu rasten, fand auch in dem Schlafe dieser Nacht keine Ruhe. Wilde Träume schreckten ihn und laut stöhnend warf er sich umher. Die Mutter lauschte angstvoll; zuweilen erhob sie sich und trat an sein Bett, um ihn zu betrachten. Bleich und mit eingefallenen Zügen lag er da, ab und zu schmerzvoll das Gesicht verziehend; sie hörte ihn wimmern wie ein Kind, so daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Morgen des zweiten Weihnachtstages fand die Wittwe Höhn auf dem Wege nach dem Gute. Seit vierundzwanzig Stunden herrschte Thauwetter. Das Flüßchen war angeschwollen und wälzte seine dunkelfarbigen Fluthen schneller als sonst durch die noch immer hoch mit Schnee bedeckten Gelände. Die Landwege glichen schwarzen Schlammgräben, die hier und da schmutzige Schneeinseln einschlossen. Hügel und Wald lagen hinter dichtem, grauem Nebel verborgen.

„Ei, sieh da, die Frau Höhn!“ sagte Krüssow, der in

seinem Hofe stand, bei ihrem Näherkommen. „Ich habe Sie lange nicht gesehen. Aber kommen Sie hinein in die Stube, hier draußen ist's kalt."

„Ich dank' Ihnen," antwortete die Wittwe kurz. „Ich habe nur ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, und das kann hier so gut geschehen, wie drinnen."

„Sie brauchen nicht so stolz zu sein," entgegnete er mit der Miene eines Mannes, der seinerseits auf jegliches Uebergewicht verzichtet. „Hochmuth kommt vor dem Fall, das wissen Sie wohl."

„Gewiß, und Sie haben's ja auch erfahren."

Er schnitt ein Gesicht und klimperte mit dem Gelde in seiner Tasche.

„Mit Ihnen ist schlecht Freundschaft halten, Frau Höhn," sagte er unwirsch. „Wenn Sie einmal nicht wollen, dann wollen Sie nicht. Und doch ist's gescheidter, Vergangenes vergangen sein zu lassen."

„Ich will das Alte sicher nicht wieder aufrühren, zumal jetzt nicht, wo ich Sie um einen Liebesdienst zu bitten habe."

„So, das war's also? Na, wenn ich Ihnen mit ein paar Thalern aushelfen kann, so soll's herzlich gern geschehen."

„Um Geld komme ich nicht, und wenn es sich überhaupt um mich handelte, dann hätte ich Sie am allerletzten aufgesucht, das können Sie mir glauben."

Der Gutsbesitzer schnitt wieder ein Gesicht. „Sie verstehen's, Einem etwas nachzutragen," sagte er grimmig.

„Nicht doch," entgegnete sie in sanfterem Ton. „Aber es fällt Einem schwer, Leute um etwas zu bitten, von denen man weiß, daß sie Einem nur ungern entgegenkommen."

„Das paßt aber nicht auf mich. Lassen Sie hören, wie ich Ihnen dienen kann."

Die Wittwe zögerte. Ihre dünnen Lippen bebten ein wenig, und das war das einzige Zeichen der Qualen, die ihr Inneres durchwühlten.

„Meinem Sohn, meinem Gustav sollen Sie helfen," kam es leise, tonlos aus ihrem Munde.

„Wenn ich für ihn etwas thun kann, so wird es mich freuen."

„Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich noch einmal als Bittende zu Ihnen kommen würde, aber es blieb mir nichts übrig; es gilt meinen Sohn — es gilt vielleicht sein Leben!"

Der Gutsbesitzer machte erstaunte Augen. „Was ist denn mit ihm?" fragte er.

„Sie sollen der Else erlauben, zu ihm zu gehen und mit ihm zu reden — o, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich die Beiden wieder zusammenbringen will. Daran denke ich ebenso wenig, wie Sie. Aber der Gustav sieht die Dinge anders, als wir. Er ist krank, im Kopf und im Herzen — Gott allein mag wissen, was über ihn gekommen ist. Wenn aber ein Mensch ihm noch helfen kann, dann ist's Ihre Tochter Else."

„Aber Frau, was soll die Else bei ihm?"

„Sie soll zu ihm reden, daß er wieder ruhig wird und Vernunft annimmt. Gelingt ihr das nicht, dann gibt's für ihn keine Hilfe mehr auf der Welt."

„Ich möchte Ihnen nicht gern was abschlagen — aber ich kann nicht einsehen, was die Else da groß nützen soll. Sie sagen zwar, Sie wollen die Beiden nicht wieder zusammenbringen — aber, wenn sie nachher wieder von ihm geht, wird der Junge dann nicht noch schlechter d'ran sein?"

Die Wittwe nahm ihren Mantel zusammen und wendete sich, ohne ein Wort zu erwiedern, der Thür zu.

Der Alte ging ihr nach und ergriff sie am Arm. „Sie brauchen nicht so kurz angebunden zu sein," rief er

unwillig. „Sie können die Else meinetwegen mitnehmen. Kommen Sie herein in die Stube, ich will das Mädchen rufen. Aber merken Sie sich — einmal und nicht wieder.“

Sie folgte ihm in das Wohnzimmer, auf den angebotenen Stuhl aber setzte sie sich nicht.

Nach einer kleinen Weile trat Else herein. Sie sah bleich und angegriffen aus und schaute die Wittwe aus trüben Augen fragend und ungewiß an.

„Ich habe Ihren Vater gebeten, Sie mit mir zu Gustav gehen zu lassen,“ sagte diese. „Sie haben die Erlaubniß dazu.“

„Ich weiß. Ist er krank?“

„Ja, aber nicht körperlich.“

„Mein Gott, was ist's?“

„Das sollen Sie eben herausfinden, damit ich weiß, woran ich mit ihm bin.“

„Ich bin sogleich bereit.“

Eine Minute später erschien das junge Mädchen im Mantel und Pelzkappe wieder im Zimmer. Seit zwei Tagen hatte sie sehnsüchtig, aber vergeblich darauf gewartet, daß der Rathsherr Halenbeck ihr den Brief des Barons wiederbringen und ihr zugleich von Gustav berichten sollte. Jetzt wurde ihr ganz unerwartet die Gelegenheit, den Geliebten persönlich zu sehen und zu sprechen, und sie ergriff dieselbe mit Eifer.

Während sie miteinander die schlammigen Wege außerhalb der Stadtmauer entlang schritten, schilderte die Wittwe in ihrer kurzen, trockenen Weise das Benehmen, welches ihr Sohn seit seiner Rückkehr zur Schau trage.

Else war schmerzlich betroffen und doch empfand sie auch ein Gefühl der Befriedigung. Nur ihretwegen, so sagte sie sich, war Gustav so verzweifelt, aber jetzt ging sie ja zu ihm, um ihm Trost zu bringen und sein Herz vielleicht mit neuer Zuversicht zu erfüllen.

Als sie das Häuschen erreicht hatten, ging Else, auf einen Wink der Wittwe, voran, um Gustav zuerst und allein zu begrüßen.

Sechzehntes Kapitel.

Gustav Höhn saß im Lehnstuhl, regungslos. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Da trat Else herein, mit schüchternem, glücklichem Lächeln und freudig leuchtenden Augen.

Das Rauschen ihrer Gewänder, ihr Schatten auf den weißen Dielen ließen ihn aufblicken. Er schauderte und mochte seinen Augen nicht trauen, als er Else erkannte. Er saß sprachlos, als sei ihm ein Gespenst erschienen.

Der Anblick seines hageren, eingefallenen Gesichtes und seiner hohlen Augen, in deren Tiefen das Entsetzen wohnte, raubte dem jungen Mädchen mit einem Schlage jede Spur von Frohsinn und erfüllte sie mit banger Angst.

„Du bist kränker, als ich glaubte, Gustav," begann sie, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Bin ich schuld daran? Kann ich etwas thun, um Dir zu helfen?"

„Was willst Du hier?" rief er ihr heiser entgegen.

„Ich wollte Dich sehen, Gustav. Ich hörte, daß Du krank seiest, und da kam ich her, um Dich ein wenig aufzuheitern."

Ein Frostschauer schüttelte seinen ganzen Körper. Er betrachtete sie von der Seite, argwöhnisch, lauernd und wild. Zugleich aber fachte der Klang ihrer Stimme die Liebe in seinem Herzen zu hellster Gluth an. Aber auch die Eifersucht, bisher unter der Last seiner Schuld erstickt, loderte wieder auf — war sie nur aus Mitleid gekommen, oder war es wirklich möglich, daß sie ihn noch liebte? Hatte er selber mit eigener Hand die furchtbare

Kluft gegraben, die ihn von ihr trennte, die keine Macht der Welt mehr überbrücken konnte? War's möglich, daß nun auch sie um seiner Sünde willen leiden sollte? Erst seine Mutter und dann Else — die beiden Wesen, für die er Alles, Alles geopfert haben würde — sollten sie wirklich in die Folgen seines Verbrechens hineingerissen werden? Fürwahr, der Satan wußte sein Netz zu weben!

„Hast Du denn gar kein freundlich Wort für mich?" flehte sie mit bebender Stimme.

Er sprang auf. „Ja, ich weiß ein freundlich Wort für Dich," sagte er, nach Athem ringend. „Geh' nach Hause und komm' nie wieder in meine Nähe! Sieh mich nie mehr an und verbirg Dich im fernsten Winkel, wenn mich der Zufall an Dir vorbei führt!"

Sie trocknete die Augen und warf den Kopf empor. „Das hätte ich von Dir nicht erwartet," entgegnete sie stolz; ihre Stimme aber bebte noch immer ein wenig. „Ich glaubte, daß Du mich nicht eher richten würdest, bevor Du mich gehört hättest."

„Ich — Dich richten!" schrie er auf. „Wie sollte ich mich unterstehen, eines Menschen Thun zu richten! Ich!"

Sie sah ihn fragend an. „Du verbietest mir, wieder in Deine Nähe zu kommen — doch wohl nur darum, weil ich bereit war, den Baron zu heirathen?"

Er erschauerte von Neuem. „Nein, deswegen nicht; und doch — und doch! Denn wenn Du nicht eingewilligt hättest, wenn Du mir treu geblieben wärest, dann stände ich nicht hier als der, der ich bin!"

„Du könntest Dir wenigstens die Mühe nehmen, zu fragen, weswegen ich einwilligte," versetzte Sie ruhig und offen. „Mein Vater hatte es befohlen, aber Deinetwegen hätte ich ihm zu widerstehen gewußt; Du selber hattest mir's gerathen, aber auch das hätte mich nicht bewogen. Da hörte ich, daß Du Dein Glück machen könntest, wenn

Du nur Geld genug in Händen hättest; Geld aber konntest Du nur auf eine Art erhalten, und da es außerdem nicht nur meines Vaters Wille, sondern auch Dein Rath war, daß ich ihn nehmen sollte, da willigte ich ein. Deinetwegen, Gustav, nur Deinetwegen — und Du weißt nicht, wie ich dabei gelitten habe!"

„Also meinetwegen!" wiederholte er bitter, verzweifelnd. Welches Glück hätte er heute gefunden, wenn er ein wenig länger Geduld gehabt hätte!

Sie mißverstand den Ton dieser Worte. „Glaubst Du mir nicht?" fragte sie gereizt.

„O doch, ich glaube Dir," sagte er müde.

Schnell besänftigt legte sie die Hand auf seine Schulter. „Gustav," sagte sie, „ich bitte Dich, sage mir, was Dir fehlt. Beweise mir durch Dein Vertrauen, daß Du mir glaubst und mir keine Vorwürfe machst. Wer weiß, vielleicht kann ich Dir beistehen."

Er blickte sie weich und innig an. „Setz' Dich, Else," bat er; „lege Deinen Mantel und Deine Kappe ab."

Sie gehorchte, ließ ihn dabei aber nicht aus den Augen. Er ging zur Thür und sah, ob sie geschlossen war. Als er den Riegel vorschob, schlüpfte seine Mutter aus der Küche auf den Hausflur und stellte sich horchend an die Stubenthür.

Er kehrte zu Else zurück. Sein Blick und sein Wesen aber hatten sich jetzt gänzlich verändert. Das Mädchen erschrak; er bemerkte dies und versuchte zu lächeln, der Ausdruck seines Gesichts wurde jedoch dadurch nur um so beunruhigender.

„Ich mag Dir wohl seltsam vorkommen," sagte er, die Hände hinter dem Rücken fest ineinander krampfend. „Ich kann Dir nur rathen, mich nicht anzusehen."

Ihr Blick aber hing an seinem Antlitz wie gebannt, sie konnte ihn nicht abwenden, obwohl sie gewahrte, daß sie ihm damit wehe that.

Er schlug die Augen zu Boden.

„Ich habe Dir etwas zu sagen, da Du nun doch einmal hier bist. Du wirst mich dann leichter vergessen können."

„Ich Dich vergessen!"

Eine unbestimmte, bange Furcht überkam sie; was mochte er ihr mitzutheilen haben?

„Warum soll ich Dich vergessen?" fragte sie. „Hat mein Vater etwas damit zu thun? Gustav, ich verstehe Dich nicht!"

„Das ist gut; versuche auch nur ja nicht, mich zu verstehen. Du könntest schlimm überrascht werden. Seit den letzten zwei Tagen bin ich in der Gewalt des bösen Feindes; er hat mich und läßt mich nicht wieder los. O Else, siehst Du denn nicht, daß ich ein Schuldbeladener, ein Verdammter bin? Siehst Du denn nicht, daß Du mich fliehen mußt, weil ich Dich liebe?"

„Gott sei Dir gnädig, Gustav!" murmelte sie. „Eins sehe ich: Du bist von Sinnen!"

„So ist's!" rief er. „Von Sinnen bin ich, d'rum sehe ich Alles anders, wie sonst. So sehe ich zum Beispiel in Dir die Ursache all' meines Elends — die Ursache meines Unterganges. Der Gedanke an Dich trieb mich wieder hierher — der Gedanke an Dich machte mich so blindwüthig an jenem Abend! Geh', geh' fort — Dein Anblick ist mir eine Qual — geh', ehe ich Dich hassen lerne!"

Sie sank weinend auf einen Stuhl. „Dich werde ich niemals hassen, was auch kommen möge," schluchzte sie.

Er lachte hart auf. „Du würdest anders denken, wenn Du wüßtest, was für Einer ich bin — wenn Du wüßtest, daß ich von Rechts wegen an den Galgen gehörte!"

Sie zuckte zusammen bei dieser schrecklichen Andeutung, dann aber antwortete sie: „Auch das könnte an meiner

Gesinnung nichts ändern. Mein Herz muß Dich lieben, es kann nicht anders; gerade wie meine Augen und Ohren sehen und hören und nicht anders können. Aber, o mein Gott! was muß ich heute sehen und hören!"

Er stieß einen dumpfen Schrei aus, nahm sie in seine Arme und preßte sie heftig an seine Brust.

„Meine arme Else!" brach er schluchzend aus. „Meine arme, arme Else!"

Sie umschlang seinen Nacken und sah ihn flehend an. „Sag' mir, was es ist, Gustav!" bat sie. „Vertraue Dich mir an, fürchte nicht, daß ich an Dir irre würde, oder Dir gar Vorwürfe machte. Wenn Du mir ein Unrecht gethan haben solltest — gleichviel wie — so verzeihe ich Dir. Aber vertraue mir!"

Dies brachte ihn wieder zur Besinnung. Er löste ihre Arme sanft von seinem Halse und trat zurück.

„Ja, ich habe Dir ein schweres Unrecht angethan dadurch, daß ich Dich mich berühren und so liebreich zu mir sprechen ließ. Ich brauche noch einige Zeit, um Gedanken zu fassen, zwei oder drei Tage — dann magst Du Alles erfahren. Vertraue mir, Else, vertraue mir aber auch, wenn ich Dir nichts sagen sollte. Denn dann schweige ich um Deinetwillen und um meiner Mutter willen."

Else nahm ihren Mantel. „Du wirst mich dann rufen lassen, nicht wahr?" sagte sie.

„Ich werde Dich rufen lassen; komme nicht eher, was Du auch vielleicht hören magst; willst Du mir das versprechen?"

„Ich verspreche es."

Sie reichte ihm die Hand.

„So müssen wir uns trennen, Gustav?" fragte sie leise und ruhig.

Er nickte stumm.

„Und es wäre gut für Dich, wenn wir uns niemals wieder sähen,“ antwortete er dann.

„Ich werde Dir in allen Stücken gehorchen, Gustav. Leb' wohl.“

„Leb' wohl.“

Er sank schwer auf einen Stuhl und legte den Kopf auf die auf dem Tisch gekreuzten Arme. Die Trennung ging so ruhig vor sich, als wäre gar kein Sturm vorhergegangen, und kaum zeigte sich eine Spur von dem Weh in Beider Herzen, das doch so bitter und so unheilbar war.

Als Else zur Thür hinaus und auf den Flur trat, stand ihr die Wittwe gegenüber, den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Arme gekreuzt und jeden Ellenbogen in einer Hand.

„Sie brauchen mir nichts zu erzählen,“ sagte die Frau gedämpft, aber fest und beinahe schroff. „Ich habe Alles gehört. Ich danke Ihnen für den Besuch; angenehm wird er für Sie nicht gewesen sein.“

„Nicht so, wie ich hoffte,“ entgegnete das junge Mädchen sanft. „Aber wenn Sie mich brauchen, komme ich wieder. Ich möchte ihm so gern helfen.“

Damit machte sie sich auf den Heimweg.

Frau Höhn trat jetzt in die Stube. Sie faltete ihren Mantel zusammen und legte ihn in die große Truhe. Sie ging in die Küche und sah nach dem Herde; dann kam sie wieder herein, um den Tisch zu decken. Sie schaute ihrem Sohn in's Gesicht — der war fest eingeschlafen.

Die schlaflosen Nächte und die qualvollen, ruhelosen Tage hatten ihn erschöpft; nach Else's Weggang war eine Art von Besinnungslosigkeit über ihn gekommen.

Die Wittwe setzte sich leise nieder und betrachtete ihn mit thränenvollem Mitleiden. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihn zu stören. So saß sie lange, lange. Draußen sank der Abend nieder.

Gustav's Schlaf wurde von schweren Träumen heimgesucht. Er stöhnte laut und kläglich, und allerlei wilde Reden kamen halb unverständlich über seine Lippen.

„Er stürzt —" stieß er hervor. „Er stürzt — allmächtiger Gott! — Der Kolk ist tief —"

Er warf seinen Kopf auf dem Tische hin und her.

„Erbarmen, mein Gott, Erbarmen! Ich kann's nicht mehr ertragen!"

Verwirrt, erschrocken fuhr er auf und schaute um sich — er war daheim. Er wollte aufathmen — da sah er zu seinen Füßen knieend, das Haupt und die gefalteten Hände am Boden, die Gestalt seiner Mutter. Jetzt erkannte er, daß seine Schuld ihr nicht mehr verborgen war.

„Vater unser, der du bist im Himmel!" betete die arme Frau, „o gib mir Kraft, in der Stunde meiner Noth zu sagen: Dein Wille geschehe!"

Dann wurde es todtenstill im Gemach.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Mutter hatte sich erhoben und stand neben ihrem Sohne am Tisch. Ihre Hände ruhten auf seinem Haupte; ihre Augen waren trocken.

„Mein Kind ist ein Mörder," murmelte sie wie träumend, als könne sie das Entsetzliche noch nicht fassen. „Mein Kind ist ein Mörder — und doch ist's noch immer mein Kind; ja noch mehr mein, als zuvor — noch mehr mein in seiner Schande — noch mehr mein, wo es schon unter dem Galgen steht. Es hatte sich viel zwischen uns gedrängt im Leben, zwischen mich und mein Kind — jetzt aber hat die Sünde mir's wiedergebracht, mein armes Kind, das schon allein gehen wollte und doch nicht konnte."

Sie streichelte sein Haar, als wäre er wirklich noch ein kleiner Knabe. Dann hob sie ihm den Kopf auf.

„Laß mich Dich ansehen,“ sagte sie, ihn forschend betrachtend. „Ich suche das Kainszeichen auf Deinem Gesicht, aber ich finde es nicht. Du siehst aus wie mein Kind, wie mein lieber, lieber Knabe. Ich sollte Dir fluchen, aber ich kann's nicht. Woran soll man erkennen, daß Du nun ein Gezeichneter bist, der sich und Allen, die zu ihm gehören, Schande und Verderben bringen muß? Wo ist das Zeichen? Meine Augen sind trübe und ich kann nichts sehen. — Still — was war das?“

„Nur der Wind, Mutter,“ antwortete Gustav dumpf und heiser.

„Ja, der Wind. Jeder Windstoß, jedes Klappern der Thür erinnert mich an das, was Du geworden bist — und was ich geworden bin. Denn ich muß Deine Schuld theilen, weil ich darum weiß und weil ich Dich dennoch nicht dem Richter ausliefern kann — eine Mutter darf ihr Kind doch nicht an den Galgen bringen. Gott mag mir vergeben, wenn ich hierin Unrecht thue.“

Gustav stand auf. Er schluchzte nicht mehr. „Das kann ich nicht mehr mit anhören,“ sagte er seltsam ruhig und gefaßt. „Mit solchen Zweifeln darfst Du Dich nicht quälen, Mutter. Ich selber will gehen und mich angeben. Gesetz und Recht sollen ihren Lauf haben.“

Sie starrte ihn lange an, kalt und steinern. Dann ging sie an den Schrank und an die Truhe, nahm allerlei ihm gehörende Kleidungs- und Wäschestücke heraus und begann ein Bündel davon zu machen.

Er schaute ihr ruhig zu, indem er eine melancholische Genugthuung dabei empfand, sie wieder in ihrer alten Geschäftigkeit zu sehen.

„Das Gesetz ist stark genug, selber zu nehmen, was es verlangt,“ sagte sie rauh; „Du brauchst ihm dabei nicht zu helfen. Du hast jetzt nur zu thun, was man Dich heißt. Wenn Du nicht an den Namen Deines Vaters

und an mich gedacht hast, als der Böse Dich zu der schwarzen That anstiftete, dann denke wenigstens jetzt daran."

„Ich werde Dir gehorsam sein, Mutter," versetzte er demüthig.

Sie war eifrig mit der Herstellung des Bündels beschäftigt, ihre Hände aber bebten heftig bei der Arbeit.

„Jetzt hast Du's also gelernt," entgegnete sie mit stockender Stimme. „Die Lektion ist Dir theuer zu stehen gekommen. Hättest früher klug werden können, aber ich war zu schwach, und Du zu halsstarrig. Jetzt tragen wir Beide die Folgen."

„Die Schuld ist mein, Mutter, nicht Dein."

„Ich muß aber dafür bezahlen, als wenn sie mein wäre. Da nützt kein Geschwätz. Wir müssen das Verbrechen sühnen — Du mit Deinem Leben und ich mit dem meinen."

„Ich bin bereit dazu."

Sie knotete die Ecken des Tuches zusammen, welches sie um das Bündel geschlagen hatte.

„Um so besser," sagte sie, nur mit äußerster Mühe ihre rauhe Festigkeit bewahrend. „Höre nun das Urtheil, das Deine Mutter Dir spricht. Du kannst hier nicht bleiben, Du mußt aus dem Lande gehen, weit fort, und darfst nie wieder zurückkommen. Die Welt ist groß; schlage Dich in der Fremde rechtschaffen durch, sei demüthig gegen Jedermann, er sei hoch oder gering, gut oder schlecht, denn Du darfst nie vergessen, daß Du von Allen der Schlechteste bist. Vielleicht wird der Herrgott Dir dann dereinst gnädig sein."

„Wann soll ich fortgehen?"

„Jetzt in dieser Minute. Dort ist Dein Zeug und hier ist das Geld, das der Herr Halenbeck mir gegeben hat, als Du fort warst. Ich habe nicht viel davon ge-

braucht; es sollte ein Nothgroschen sein — ich hätte mir nicht träumen lassen, daß die Noth so bald schon und so fürchterlich hereinbrechen würde."

Sie hatte bei diesen Worten einen leinenen Beutel aus der Truhe gelangt und Gustav in die Hand gegeben.

„Ich darf also niemals wieder heim kommen?" fragte er tonlos.

„Niemals."

„Soll ich ausgestoßen und geächtet sein . . . ?"

„Besser geächtet sein, als eine Vogelscheuche am Galgen."

„Und Du, Mutter?"

„Ich? Ich bin zu alt, um noch in die Fremde zu ziehen. Mein Sterbehemd liegt dort im Kasten. Aber nun geh', lauf' bis an's Ende der Welt, wo Niemand Dich kennt. Fort, fort, ehe es zu spät ist!"

Er griff nach dem Bündel und ging zur Thür. Hier blieb er stehen und blickte zurück.

„Leb' wohl, Mutter," sagte er mit brechender Stimme.

„Leb' wohl, mein Sohn, mein armes, armes Kind!"

— — — — — — — — — — — —

Die Hausthür schloß sich hinter ihm, und er schritt hinaus in die Dunkelheit. Ihm war, als könne die Sonne nie wieder aufgehen, als sei er in die Wüste getrieben, wo nie mehr ein freundlich Wort aus Menschenmund ihn erreichen würde. Durch Schlamm und Wasserpfützen eilte er vorwärts, er wußte nicht wohin.

Nach einem langen Marsche gewahrte er, daß er bei Krüssow's Gut angelangt war. Er blieb stehen und betrachtete das Haus, dessen schwarze Umrisse sich unbestimmt von dem dunklen Himmel abhoben. In einem der Fenster war noch Licht; der schwache Schimmer erschien ihm wie ein letzter Hoffnungsstrahl, der ihm den Weg zeigen wollte zu einem glücklichen Leben.

Es war das Fenster von Else's Stübchen. Vielleicht

dachte sie in diesem Augenblick seiner, vielleicht betete sie für ihn. Auch sie hatte er heute zum letzten Male gesehen.

„Jetzt wäre sie mein," sagte er knirschend zu sich selber, „wenn ich das Geld gehabt hätte, das elende, das verfluchte Geld! Daß solch' schnöder, verächtlicher Mammon die Ursache so großen Jammers werden konnte! Wäre das Geld dagewesen, dann hätte ich die Wirthschaft nicht verloren, und dann lebte auch Zaruba heute noch. Wie konnte der Herrgott zulassen, daß durch das Geld soviel Elend in die Welt kam?"

Während er noch zu dem Fenster emporschaute, strich der Schatten einer Frauengestalt über den Vorhang und gleich darauf erlosch das Licht.

Er eilte weiter. Immer hinein in die Nacht. Er versuchte sich einzureden, daß er die Gefahr, vor der er entfloh, nicht fürchte, daß er gar keinen Grund habe, sie zu fürchten. Dabei meinte er bei jedem Schritt, in dem Getöse des Windes die Stimme der Verfolger zu vernehmen. Die kahlen, schwarzen Bäume zu beiden Seiten des Weges schienen ihre dürren Zweige nach ihm auszustrecken, um ihn zu ergreifen und festzuhalten, bis die Rächer ihn erreichten.

Trotz alledem aber spürte er in sich einen Drang, wieder umzukehren, vor Allem nach dem Orte, wo er die unselige That vollführt hatte.

In dem Häuschen am Norderthor schien Alles seinen gewohnten Gang zu gehen. Die Wittwe lag nach wie vor ihrer regelmäßigen Thätigkeit ob, Stuben und Küche waren so sauber, als kenne ihre Inhaberin keinen Kummer und als wären alle Gedanken derselben nur der Arbeit gewidmet.

Nach einigen Tagen schickte der Rathsherr Halenbeck

einen Boten; Gustav solle sich zu einer Besprechung im Geschäft desselben einfinden. Die Wittwe ließ antworten, daß ihr Sohn eine Reise angetreten habe.

Nach Verlauf einer Woche brachte der Postbote ein kleines Packet. Es kam von ihm. Die Hand der Mutter bebte, als sie es in Empfang nahm.

Es enthielt, in vielen Papierhüllen, den kleinen Beutel mit Geld, den sie ihm mit auf den Weg gegeben hatte, und einen Brief ohne Datum und ohne Ortsangabe.

„Liebe Mutter,“ so lautete er, „ich schicke Dir hiermit das Geld zurück; Du brauchst es, ich aber nicht. Ich bin unter die Soldaten gegangen. Der Offizier, der mir den Werbethaler gab, sagte mir, daß wir sogleich nach Böhmen sollten und noch weiter hinunter in's Reich. Er verhieß mir auch Beute in Hülle und Fülle, ich aber denke nur an die Kugel. Das darf Dich nicht schmerzen. Du bist muthig, Du weißt, daß solch' ein Ende eine Gnade für mich wäre. Wir stoßen nächste Woche zum Regiment. Will's Gott, hörst Du noch einmal von mir. Leb' wohl.“

Achtzehntes Kapitel.

Es war eine finstere Märznacht. Der Thauwind brauste von Süden her über die Ebene, die Macht des langen Winters war gebrochen, und auf den Feldern zeigte sich keine Spur von Schnee mehr. Heulend fuhr der Frühjahrssturm durch die Kronen der regenschwarzen Waldbäume, deren Aeste und Zweige die winterliche Starrheit verloren hatten und, den frisch aufsteigenden Lebenssaft bereits wieder in sich spürend, sich elastisch hin und her wiegten.

Das im Sommer so träge fließende Wasser in der Schlucht unter der Karziger Brücke hatte sich in einen schäumenden Gießbach verwandelt, der wirbelnd in den

Kolk stürzte und jenseits über Stock und Stein, zwischen Wurzelknorren und moosigem Geröll, weiter strömte.

Auf dem Grunde der Schlucht, unmittelbar am Wasser, bewegte sich die dunkle Gestalt eines Mannes. Sie machte sich mit allerlei Leinen zu schaffen, deren Enden im Wasser lagen. Er hantirte mit denselben wie ein erfahrener Fischer, und nach einer Weile hatte er ein langes Netz voll hüpfender und zappelnder Fische an's Land gezogen. Eilfertig sammelte er die Beute in einen Korb, warf das Netz auf die Seite, nahm den Korb auf und schickte sich an, die Schlucht zu verlassen. Vorsichtig kletterte er über die schlüpfrigen Baumwurzeln und die zerstreut liegenden Steinblöcke dem großen Brückenpfeiler zu, an dessen Seite der Aufstieg am leichtesten zu bewerkstelligen war.

„Fischer Märten wird schön fluchen, wenn er sein Netz leer findet," murmelte er vor sich hin, „aber das hat er umsonst. Der Soldat muß sehen, wo er bleibt, namentlich wenn er, wie ich jetzt, noch für andere Mäuler zu sorgen hat."

Plötzlich blieb er stehen und stieß einen unterdrückten Schreckensruf aus. Der Korb entfiel seinen Händen.

„Der Geist!" stammelte er. „Pulver und Blei! Muß der mir auch in die Quere kommen! Ach, ich armer Sünder! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Der sonst so furchtlose Todtenkopf, denn dieser war der nächtliche Fischer, bebte am ganzen Leibe.

Am Rande des wirbelnden Kolks stand hoch auf einem Stein ein schwarzes, schattenhaftes Wesen. Es schien in das Wasser hinabzustarren; ab und zu warf es mit wilder Geberde die Arme empor, als wolle es sich in die unheimliche Fluth hinabstürzen. Dann aber, als besänne es sich eines anderen, stieg oder schwebte das Gespenst vom Stein herab und kam um den Kolk herum der Stelle zu, wo der zitternde Feldhüter jetzt hinter einigen dicht zu-

sammenstehenden Ellernstämmen kauerte. Dieser hielt den Athem an, in der bangen Hoffnung, daß der Geist an ihm vorbeigehen würde; zu seinem Entsetzen aber blieb er unmittelbar vor ihm stehen. Er durfte sich nicht regen, sonst wurde er entdeckt.

„Man soll mich massakriren," sagte er, trotz seiner Angst, verwundert zu sich selber, „wenn der selige Stadtmusikant nicht die Uniform eines der preußischen Feldregimenter trägt! Pulver und Blei! Die muß er im Jenseits von einem der Gefallenen für alt gekauft haben!"

Der Geist verharrte eine Weile unbeweglich auf einem Fleck. Endlich setzte er seinen Weg fort, aber nicht weit; bald that er einige Schritte hierhin, bald dorthin, als suche er etwas, und auf diese Weise beschrieb er beinahe einen Kreis um die Ellerngruppe, in welcher der Todtenkopf sich verborgen hielt.

Der alte Husar wünschte sich weit weg von dieser Stätte des Grausens, und wenn einer der aus dem Korbe gefallenen Fische den feuchten Boden klatschte oder gar sich emporschnellte, dann gruselte ihm bis in's Mark. Seine Angst erreichte ihren Höhepunkt, als er jetzt ganz unzweifelhaft wahrnehmen mußte, daß der Geist ihn bemerkt hatte und auf ihn zukam, wie um sich seiner zu bemächtigen.

Jetzt galt es schleunige Flucht, denn der Todtenkopf war nicht der Mann, der sich wie ein Schaf zur Schlachtbank schleppen ließ, ohne noch einen letzten Versuch zu seiner Rettung zu machen. Er brach aus dem Gebüsch hervor, so schnell seine alten, steifen Knochen dies gestatteten, und suchte dann, ein Gebrüll der Angst ausstoßend, mit einigen langen Sätzen an dem Geist des Stadtmusikanten vorbeizukommen und wie eine gehetzte Wildkatze an der steilen Böschung der Schlucht emporzuklimmen. Das aber sollte ihm nicht gelingen, denn bei seinem unerwarteten Hervorbrechen ließ der Geist einen

so unheimlichen, überirdischen Schrei hören, daß ihm der Schreck lähmend in die Beine fuhr; er stolperte, stürzte und rollte das abschüssige Ufer hinab in die kalten Fluthen des angeschwollenen Wassergrabens.

Plätschernd, pustend und fluchend rang er mit Arm und Bein um sein Leben; da fühlte er sich plötzlich von einer starken Hand am Kragen gepackt und auf's Land geschleppt. Er raffte sich auf und schüttelte wie ein Hund das Wasser aus seinem alten Mantel.

„Donner und Blut!" rief er keuchend. „Wasser ist ganz gut, wenn's gehörig mit Rum verdünnt ist, aber man kann auch zuviel davon kriegen!"

Dann fiel ihm ein, daß kein Anderer als der Geist ihn gerettet haben könne. Er sah sich um, die schwarze Gestalt stand zwei Schritte entfernt von ihm, schweigend und regungslos.

Wenn er sich's recht überlegte, dann glaubte er eigentlich gar nicht an Gespenster, dazu war er ein viel zu eingefleischter schwarzer Husar; allein die Mitternachtsstunde, die Nähe des verrufenen Kolks und dazu das schlimme Bewußtsein, durch seine Fisch- und Diebsgelüste einen armen Mann in seinem kärglichen Erwerbe geschädigt zu haben, hatten ihn etwas abergläubisch gemacht. Noch einmal schüttelte er das Wasser von sich ab und damit zugleich seine Furcht; Jemand, der so zupacken konnte, wie sein Retter, mußte Fleisch und Bein haben.

„Wer seid Ihr und wie kommt Ihr hierher zu dieser Stunde?" fragte er die Gestalt in herzhaftem, soldatischem Ton.

Keine Antwort. Der Fremde stand noch einige Augenblicke wie unschlüssig, dann setzte er sich wieder in Bewegung.

Jetzt aber gewann der Todtenkopf all' seinen Muth wieder.

„Nein, guter Freund," rief er, den Anderen energisch beim

Arm packend, „so kommt Ihr mir nicht fort! Ein Geist seid Ihr nicht, denn was ich hier fasse, ist Muskel und Bein von bester Art. Wer seid Ihr, Mann, und was sucht Ihr hier?"

Der Fremde ließ ein dumpfes Stöhnen hören, riß sich los, blieb aber, an einen Stamm gelehnt, stehen.

Der Todtenkopf zog Stahl und Stein hervor, suchte eine der kurzen Kienfackeln, deren er sich vorher beim Fischen bedient hatte, und setzte sie in Brand. Dann erhob er das flammende Stück Holz, vor dessen rothem Schein der Fremde sich hinter dem Baumstamm zu verbergen suchte, als scheue er die Entdeckung, die er aus Schwäche oder aus verzweifelnder Gleichgiltigkeit doch auch nicht verhindern mochte.

„Gustav Höhn!" rief der Todtenkopf in höchstem Erstaunen.

„Ja, ich bin's," versetzte Jener heiser.

„Und in der Uniform des Feldregiments Schwerin!" fuhr der Alte fort. „Hol' mich der Teufel, Mann — Herr Höhn, wollt' ich sagen — Sie sind doch nicht etwa desertirt?"

„Ja, ich bin desertirt," entgegnete Gustav mit Verzweiflung in Blick und Stimme. „Man hat mich betrogen, oder es mag auch das Unglück gewesen sein, das mich verfolgt auf Schritt und Tritt und bei Allem, was ich thue — der Fluch, der auf mir lastet und dem ich nicht entrinnen kann. Als ich mich anwerben ließ, hieß es, daß wir noch vor Ablauf der Woche nach Böhmen hinunter sollten, wo es wieder große Schlachten geben würde. Vor wenigen Tagen aber kam die Nachricht an, daß der König bereits am 15. Februar zu Hubertsburg mit Oesterreich Frieden geschlossen habe, und daß der angeworbene Nachschub bis auf Weiteres in Kolberg in den Quartieren bleiben sollte. Ich aber konnte nicht

länger warten — denn ich muß fort, fort aus diesem verfluchten Lande!"

„Ja, ja, das glaub' ich, aber Sie sind den unrichtigen Weg gelaufen. Was wollen Sie denn hier? Und das Land ist doch auch nicht verflucht, höchstens einer oder der andere der Menschen, die d'rin sind. Das kann für Sie aber Schlimmeres absetzen, als Gassenlaufen und Karren auf der Festung!"

Höhn erschauderte. „Wie meint Ihr das?"

„Ja, was weiß ich. Wenn's der König erfährt, dann kriegen Sie ein Dutzend blaue Bohnen in den Leib — vielleicht läßt er Sie auch hängen — wer kann's wissen?"

„Meinetwegen; besser wär's immer, als diese Qual!"

„Sie reden, wie Sie's verstehen. Was wissen Sie davon, wie Einem zu Muth ist, den der Strick schon an der Kehle kitzelt? Kommen Sie mit mir in mein Quartier; ich muß mich trocknen und dann wollen wir sehen, ob ich Ihnen nicht auf den richtigen Weg helfen kann. Kommen Sie, Mann! Nicht gezaudert! Oder meinen Sie, daß ich Sie verrathen werde?"

„Ich will mit Ihnen gehen. . . . Ich kam hierher, um etwas zu thun, woran Sie mich hinderten; mag's d'rum sein. . . . Ich gehe mit Ihnen. Es hat mich hierher gezogen, mit aller Gewalt — hierher an dieses Wasser — und es wird mich wieder herziehen. Ich hätte zur See entfliehen können, aber ich mußte hierher an den Kolk, aller gesunden Vernunft zum Trotz. Und nun weiß ich auch, wie Alles enden wird."

Das war die Rede eines Geächteten, der sich aller Selbsthilfe begeben hat, weil er sich an Händen und Füßen gefesselt sieht.

Der Todtenkopf hatte inzwischen die Fische, die er noch finden konnte, wieder in den Korb gesammelt; dann schleuderte er die Kienfackel in's Wasser und kletterte die

Böschung hinan, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Höhn ihm auch folgte.

Schnellen Schrittes eilte der Alte über die Brücke, Gustav aber ging langsam und zögernd, dicht an dem Geländer, von dem man in den schwarzen Kolk hinabschauen konnte; es war ihm unmöglich, den Bann abzuwerfen, der ihn an diese Stelle zog, obgleich er sich nicht verhehlte, daß dieser Bann sein Verderben werden müsse.

Immer von Neuem hatte der Feldhüter seinen Begleiter zu beschleunigterem Gange anzufeuern. Endlich war die Hütte, das „Quartier", erreicht. In dem großen, aus Lehm und Ziegeln erbauten Ofen war das Torffeuer noch in voller Gluth.

Der Todtenkopf wechselte die Kleider, das heißt, er schlang sich eine alte Pferdedecke um den Leib, während er seine nassen „Montirungsstücke" zum Trocknen an lange Nägel hing, die in den Ofen eingeschlagen waren. Darauf kochte er einen Theil der mitgebrachten Fische, zwang Gustav, davon zu essen, und hieb auch selber tüchtig ein.

Seine Redseligkeit aber schien ihn ganz verlassen zu haben. Sein Kopf war so voll von Gedanken und Plänen, daß er darüber beinahe vollständig den Gebrauch seiner Zunge vergaß.

(Fortsetzung folgt.)

Frei und gebunden.

Novelle

von

L. Westkirch.

(Nachdruck verboten.)

Bei Gröningens wurde Familienrath gehalten. Es galt nichts Kleines. Der Gegenstand der heutigen Besprechung hatte unbewußt seinen ehrbaren Verwandten bereits viel Sorge, viel Kopfzerbrechen verursacht, und wäre nicht die Rücksicht auf den Geschäftsbetrieb in's Gewicht gefallen, man würde jedenfalls schon am Dienstag zusammengetreten sein. So mußte man den Beschluß bis zum Sonntag vertagen, aber Onkel Philibert, der keinem Geschäft mehr vorstand und darum frei über seine Zeit verfügen konnte, tadelte bitter die Versäumniß. Dies würde nicht viel auf sich gehabt haben, weil bei jenen sonntäglichen Familienzusammenkünften immer ein Theil das Thun des andern zu bekritteln pflegte, nur war Onkel Philibert Erbonkel und zählte bereits dreiundachtzig Jahre. Solche Nebenumstände geben einer Ansicht Gewicht.

Er saß in Frau Gröningen's guter Stube, grämlich vom spärlichen Licht der engen Gasse abgekehrt, in seinem Fahrstuhl und murrte leise, während Nannette Gröningen klappernd die silbernen Löffel auf die bunten Erbtassen legte und zwischendurch die Fliegen von der offenen Zuckerdose scheuchte, keuchend unter dem Druck ihres zu engen

Feiertagskleides, der Last ihrer Hausfrauenpflichten und einer zu großen Körperfülle.

Ihr Mann drehte die Daumen umeinander, sah durch das Fenster nach den Kunden, die spärlich kamen, und horchte durch den Fußboden auf die Stimmen und das Hantiren der Angestellten in seinem Materialwaarengeschäft. Er war nur halb bei der Sache, denn er blies, wie er sagte, nicht gern, was ihn nicht brannte, und das Schicksal des Neffen Konrad brannte ihn gar nicht. Berlin war weit, und ob da ein unnützer Bursche mehr oder weniger zu einem Taugenichts heranwuchs — was ging das die würdige, alteingesessene Kaufmannsfamilie Gröningen-Murich an?

Ernst Gröningen, der Rechnungsrath, rieb seine dürren Hände fröstelnd, und kicherte, das Kinn tief in dem weißseidenen Halstuch versteckt: „Entfernungen gibt's nicht mehr in der Welt, und aus Kindern werden Leute. Wirst schon blasen mit vollen Backen und es verdammt brenzlig finden, wenn der Sohn der davongelaufenen Grethe eines schönen Tages an Deine Kasse tritt und sagt: ‚Du, Onkel, schönen guten Morgen! Und was macht meine liebe Tante?“

Er lachte laut bei dieser Vorstellung.

Aber der Mann am Fenster streckte, phlegmatisch abwehrend, seine tatzenartig behaarte Hand aus. „Bei mir ‚onkelt‘ sich nichts. Und die Thür ist zum Hinausgehen wie zum Hereinkommen gemacht.“

Tante Johanne Murich, deren langer, dünner Hals aus einer weit abstehenden Krause hervorragte wie eine langstielige Blume aus ihrem Blätterkranz, nahm die Sache gefühlvoll: „Es ist mir unbegreiflich, wie der junge Mensch uns in solche Verlegenheit stürzen kann nach all' den Wohlthaten, die wir ihm zeitlebens erwiesen haben.“

Und sie begann sie aufzuzählen, die Wohlthaten, vom

ersten Kinderjäckchen und alten Leinenflicken an, den sie der abtrünnigen Schwester barmherzig zugewandt hatte, und vergaß auch keinen Brief voll guter Ermahnungen.

Aber Nannette Gröningen fiel ihr in's Wort und zählte ihrerseits eine lange Liste herunter; Onkel Murich wurde ebenfalls gesprächig, denn auch er war ein wohlthätiger Mann.

Während die Drei einander überschrien, rückte Erwin Gröningen, der einzige Sohn und Erbe des Hauses Gröningen, ein blasser, blauäugiger Mensch, verstohlen ein wenig näher zu seiner Base Anna Staudinger heran, die, am Fahrstuhl des Onkels sitzend, eifrig an einer wollenen Binde für den Alten häkelte, wobei sie Mühe hatte, ihr Knäuel gegen die Angriffe „Mäuschens", des unternehmenden Mopses, zu schützen, ohne doch Tante Gröningen's Liebling zu kränken.

„Und kurz, Unmenschen sind wir nicht," keuchte die Dicke, „das kann die Anna da bezeugen, die bei uns wie eine Tochter aufgezogen worden ist, nachdem Schwester Liese's Mann den nichtsnutzigen Bankerott gemacht hatte. Nicht wahr, Anna?"

„Ja, Tante," sagte die Häkelnde, und das Roth auf ihren Wangen vertiefte sich. Der nichtsnutzige Bankerottmacher war immerhin ihr Vater gewesen, ihr Vater, der sie auf den Armen getragen, der ihr Märchen erzählt hatte, um dessen Hals sie die Aermchen schlang, wenn er sich über ihr Bett neigte, sie anschauend mit einem Strahl von Liebe, wie er ihr aus keinem Menschenauge mehr entgegengeleuchtet hatte, seit diese beiden sich in Kummer und Leid für immer schlossen.

„Aber wer sich lossagt von uns," fuhr die Tante fort, „mit dem haben wir nichts mehr zu schaffen, und wenn eine Tochter aus einem ehrbaren Bürgerhause mit einem Handwerker, einem gemeinen Arbeiter, davonläuft, wie die

Grethe es gethan hat, so bin ich fertig mit ihr und mit ihrer Sippe, völlig und gänzlich fertig."

„Blos, daß sie mit Dir nicht fertig sind," lachte der Rechnungsrath und biß mit Behagen in den fetten Butterkuchen. „Wenn er nun in Deine Stube tritt, der Herr Schlossergesell, wie er's ganz dickfellig ankündigt? Und darnach geht er zu euren guten Freunden, zum Polizeirath Kregel und zum Fabrikanten Schmeding und ficht sie an, unter dem Vorwande, daß er des reichen Gröningen in der Schmiedestraße leiblicher Neffe sei. Dann habt ihr den Skandal!"

„In unsere Stube tritt er jedenfalls nicht," versicherte Johanne Murich. „Ich habe meiner Rieke schon Bescheid gesagt: wenn einer Namens Konrad Kramer nach mir fragt — ich bin aus, verreist, nie zu sprechen."

Tante Gröningen ließ ihre runden Augen wehmüthig über die Einrichtung ihres Zimmers schweifen. „Herrgott! was er sich nur denken muß, wenn er hier hereintritt und sieht den goldenen Stehspiegel und das Sammetsopha und die neuen Gardinen! Lieber Gott, man spart sich ja die Bissen vom Munde ab, um die gute Stube ein bischen anständig zu haben. Aber solche Leute meinen dann immer gleich, Unsereines wühlt im Gelde, und dann packt sie der Neid, und sie möchten theilen."

„Haha, und am Ende überfällt er uns noch, raubt uns aus, bringt uns Alle um's Leben!" spottete der Rechnungsrath, den die Noth seiner Verwandten höchlich ergötzte.

Aber die Frauen verwiesen ihm scheltend seinen Uebermuth in einer so ernsten Angelegenheit. Lieber solle er ihnen Rath und Schutz gewähren.

Das nun war schwerer.

Während die älteren Familienglieder überlegten, hatte Erwin die Hand des Mädchens, die nicht mit Häkeln be-

schäftigt war, erwischt und drückte sie verstohlen. „Liebes, liebes Aennchen.“

„Du weißt, wie arm ich bin,“ flüsterte sie betrübt.

„Onkel Philibert wird Dich bedenken,“ murmelte der junge Mensch. „Hat er's nicht versprochen? Sei nur recht aufmerksam gegen ihn.“

„Er verspricht's alle Tage,“ erwiederte das Mädchen kaum hörbar. „Aber wenn Du wüßtest, wie schwer ich's oft bei ihm habe!“

„Sei nur recht geduldig. Die Eltern rechnen auch darauf. Unser ganzes Glück hängt daran.“

Anna seufzte. Sie fand den Faden, an dem ihr Glück hing, recht gebrechlich, und es kränkte sie ein wenig, daß er nicht fester war. Viel lieber hätte sie auf eines jungen Mannes trotzige Liebe gebaut, als auf eines Alten Hinterlassenschaft. Aber nur ein wenig kränkte sie's, denn sie war im Glauben an die Göttlichkeit des Geldes auferzogen worden. Sie lag vor ihm auf den Knieen wie die Anderen. Sie wußte es nicht anders: die Welt war der Tempel, in dem es verehrt wurde, das Leben ein ihm geweihter Dienst, ihre Verwandtschaft zählte zu seinen Priestern, Onkel Philibert, der allein es verstanden hatte, den flüchtigen Gott festzubannen in seine Kassen, war Oberpriester.

Jetzt erhob Onkel Philibert die Stimme, um das Schlußwort zu sprechen. „Der Fall ist klar: die leichtfertige Person, die Grethe, hat ihre Familie und ihren Stand, besserem Rath zum Trotz, aufgegeben und ist als eine Landstreicherin in die weite Welt gegangen. Und das ist ein ganz anderes Vergehen, als das der Liese, welche einen angesehenen, ihr von meinem seligen Bruder bestimmten Mann geheirathet hat und darnach in's Unglück gerathen ist. Du mußt das nicht durcheinander mengen, Nannette, denn Unglück ist Unglück, und Verschuldung ist Verschuldung. Darum haben wir“ — er

redete immer in der ersten Person der Mehrzahl, wenn von Geldausgaben die Rede war, obgleich er selber niemals einen Heller gab — „darum haben wir der Liese Kind, als es verwaist war, aufgenommen und erzogen als eine der Unserigen.“ — Er hustete. „Ein Kissen, Anna! Nein, unter die linke Schulter! — Sei doch nicht so ungeschickt! — Gut! Gut! Ich belohne die, die sich mir dienstwillig erweisen, das versteht sich! das versteht sich! — So, also, ich wollte sagen: die Anna haben wir bei uns aufgenommen und sie kann sich nicht beklagen. — Kannst Du Dich beklagen, Anna?“

„Nein, Onkel,“ sagte das Mädchen, eintönig wie eine redende Puppe.

„Von dem Nachkömmling der Grethe haben wir als gute Christen auch nicht völlig die Hand abgezogen um Gottes willen, aber wir haben ihn aufwachsen lassen fern von uns und in dem Stand, den seine Mutter freiwillig erwählt hatte, und in dem Stand soll er nun bleiben. Es gibt keine Brücke, die zu uns zurückführte. So liegt die Sache, und ihr Frauen thut nicht gut, mit Weiberausflüchten und Nothlügen unserer Meinung ein Mäntelchen umzuhängen. Im Gegentheil, seinen Standpunkt muß man dem dreisten Burschen klar machen mit dürren Worten, ohne Schonung. Wie lautete doch sein Brief? ‚Weil ich meiner Mutter Verwandte gern kennen lernen wollte und außerdem ein Geschäft in eurer Stadt habe, werde ich nächster Tage bei euch vorsprechen.‘ Da hätte ihm geantwortet werden müssen und gleich und auf der Stelle: ‚Sie haben hier keine Verwandten, junger Mensch. Sparen Sie das Reisegeld!‘ Auf diese Weise hätte man vermieden —“ er mußte wieder husten, Anna stützte ihn. „Gutes Kind! ja, wenn ich Dich nicht hätte! Aber die Belohnung bleibt nicht aus. Wirst schon sehen.“

Tante Gröningen warf ihrem phlegmatischen Manne

einen bedeutsamen Blick zu bei dieser Verheißung, und Erwin's Augen leuchteten auf. Der Alte sah's, ob er gleich nichts zu sehen schien, und seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln.

„Was ich sagen wollte, Gröningen — beunruhigt euch nicht, liebe Kinder, an dem bischen Husten verliert ihr mich noch nicht. Mein seliger Vater hat zwanzig Jahre gehustet bis in sein sechsundneunzigstes, und war schwächlicher als ich — was ich sagen wollte, Gröningen: der Battermann drüben, Dein Konkurrent, ist ein höllischer Kerl, schnappt Dir einen Kunden nach dem andern weg. Der Stadtrath Eibenhorst ist auch zu ihm übergesprungen."

„Der Eine kommt, der Andere geht," murrte der schweigsame Mann. „Ich bin zufrieden, Onkel."

„Na, wenn Du nur zufrieden bist."

Aber Johanna Murich platzte in derber Ehrlichkeit heraus: „Was gibt's da für Unsereinen zu loben, Onkel? Bei der Konkurrenz, und wie's die Menschen heutzutage treiben — gerad' sündlich ist's. Gröningens hat der Battermann sich schier auf die Nase gesetzt, uns der neue Töpfer, der Querhake, ein Mensch von nirgendher. Ich kenne ihn noch, wie er mit Blumentöpfen hausiren ging, immer ein Schock auf dem Rücken. Und das miethet sich jetzt Läden mit Spiegelscheiben, verkauft Ausschuß zu Schleuderpreisen und ist um das Publikum herum wie ein Ohrwürmchen. ‚Einen Theetopf, gnädige Frau? Echt Meißener! Fünfzehn Mark sind zu theuer? Wie Sie befehlen. Da ist einer für vier. Auch echt! Alles echt, natürlich! Blos ein kleiner Brennfehler. — Das Muster gefällt Ihnen nicht? Wir lassen Ihnen ein anderes kommen. Bitte, suchen Sie sich's aus. Ganz nach Wunsch!' Widerlich ist's, gemein! Eine alte, solide Firma kann sich nicht in solcher Weise herabwürdigen, und da heißen wir dann schwerfällig, theuer, unkulant, und das Publikum, das be-

trogen sein will, rennt den neumodischen Hanswürsten das Haus ein. Wenn das so fortgeht, schließen wir die Bude. Nicht wahr, Murich, wir schließen?"

„Ach was," sagte Murich verdrießlich, „schwatz' nicht solchen Unsinn. Wer redet von schließen? Von was denn!?"

Er gedachte aber im Stillen, Gröningen und den Rechnungsrath zu einem kleinen Skat im Nebenzimmer zu verführen, während die Weiber dem Onkel weiter die Kur schnitten. Zum Scharwenzeln sind die Weiber gut. Das Erbtheil, wenn's an der Zeit ist, zieht dann der Mann ein. Das heißt man Arbeitstheilung zwischen den beiden Geschlechtern.

Erwin saß jetzt ganz dicht an Anna's Stuhl unter den Augen seiner Mutter, die wohlwollend Blindheit heuchelte. Der Mops, heimlich geknufft von Tante Murich, die ihn nicht leiden konnte, und sanft aber beharrlich von Anna's Knäuel zurückgewiesen, hatte sich auf Tante Gröningen's Kleidersaum zur Ruhe gestreckt. Der Duft des Kaffee's erfüllte den Raum. Die Sitzung fing an, einen schwachen Anstrich von Behaglichkeit anzunehmen, als athemlos Alwine, die Magd, die Thür aufriß.

„Madam, draußen — draußen steht Einer und will sich nicht abweisen lassen."

„Hast Du nicht gesagt, daß ich heut' nicht zu sprechen bin?"

„Ja wohl, Madam, aber er meint, das schadete nichts."

„Daß wir Familienbesuch haben?"

„Er sagt, das wäre um so besser."

„Um so besser? Wer ist's denn?

„Konrad Kramer hat er sich geheißen."

Mit einem Aufschrei fuhr die Frau von ihrem Stuhl empor.

„So,“ sagte Onkel Philibert, „da habt ihr die Bescheerung! Das kommt vom Verschleppen.“

„Was will er denn nur? Was verlangt er denn nur?“ murmelte die Hausfrau verstört.

„Vielleicht wenn wir ihm Geld böten,“ schlug Johanna Murich vor, während der Porzellanhändler und der Materialwaarenhändler einander mit Vorwürfen überhäuften, daß Keiner von Beiden die Abwehr des Unwillkommenen gleich anfangs mit Nachdruck in die Hand genommen hatte.

Nannette Gröningen raffte in Hast die silbernen Theelöffel zusammen.

„Damit er das Fabrikzeichen nicht sieht,“ meinte sie. „Solche Leute wissen gleich, was echt ist und was nicht! — So hilf doch, Anna! Rühr' Dich! Wenn wir die Sammetmöbel rasch in's andere Zimmer trügen — still, Mäuschen! Der Hund macht mich verrückt mit seinem Gekläff!“

„Was soll ich denn nun bestellen, Madam?“ mahnte die Magd.

„Es wär' sehr angenehm — nein! es paßte gar nicht — so warte doch! Häng' ein Tischtuch über den Stehspiegel, rechts in der Schublade liegt eines — still, Mäuschen!“

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

Niemand brachte ein Herein über die Lippen, blos Mäuschen zeterte. Aber die Thür that sich gleichwohl auf, und auf der Schwelle erschien ein kräftig gewachsener junger Mann mit hellen, scharfblickenden Augen. Er trug anständige Kleidung und einen weichen Filzhut, und seine Erscheinung rechtfertigte in nichts das starre Entsetzen, das bei seinem Anblick die Anwesenden ergriffen zu haben schien.

„Guten Tag,“ sagte der Ankömmling mit höflicher Verbeugung. „Ich glaubte, ihr erwartetet mich, weil ich mich angemeldet hatte. Ich freue mich, daß ich euch Alle

beisammen finde! Man sieht doch gern 'mal die Menschen mit Augen, zu denen man gehört, nicht wahr? — Aber ihr sagt ja kein Wort! Es wäre mir leid, wenn ich euch ungelegen käme!"

„O nein, durchaus nicht. Im Gegentheil, wir freuen uns sehr," murmelte Tante Gröningen, gänzlich eingeschüchtert durch das sichere Auftreten des jungen Mannes, während sie bei sich dachte: „Allmächtiger! die silberne Zuckerdose hab' ich richtig vergessen." Ueber die Löffel, die sie in der Eile nicht wegschließen konnte, hatte sie eine Serviette gebreitet.

Aber Tante Murich redete gerade heraus. „Ja, Konrad, wir wundern uns und finden es nicht hübsch, nicht dankbar von Dir nach Allem, was wir für Dich gethan haben, Onkel Murich und ich, daß Du uns in solch' eine Verlegenheit bringst."

„Verlegenheit?"

„Jeder Stand hat seine Pflichten. Das begreifst Du doch wohl selbst, daß wir einen Handwerksgesellen bei unseren Freunden nicht als Neffen einführen können."

„Ach so! Na, darüber lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen. Ich sag's keinem Menschen, daß meine Mutter Ihre Schwester gewesen ist. So, also Sie sind die fromme Tante Hanne, die mir immer die kleinen Traktätchen geschickt hat?"

„Ich hoffe, daß sie dazu beigetragen haben, Dein Gemüth zu bilden."

„Ja," sagte der junge Mann, „es war ganz hübsch von Ihnen, aber wenn Sie 'mal ein paar Stiefel beigelegt hätten, oder ein paar Strümpfe — sehen Sie, das hätte nicht schaden können. Damit hat's bei mir immer recht windig ausgesehen. Na, aber nichts für ungut! Sie haben keine Kinder, da können Sie nicht wissen, was so eine Junge an Stiefeln und Strümpfen zerreißt."

Der Rechnungsrath räusperte sich. „Ich hoffe, Sie sind sich klar darüber, daß ein Beamter nicht in der Lage ist, durch Freigebigkeit zu glänzen. Und das wird schlimmer mit den Jahren, immer schlimmer. Die Bedürfnisse wachsen viel schneller, als der Gehalt."

Konrad hatte Tante Gröningen's Hand gefaßt und schüttelte sie kräftig. „Dir also bin ich willkommen, Tante, Du freust Dich, das ist hübsch! Und der da im Fahrstuhl ist wohl der Onkel Philibert? Weißt Du, Onkel, mit Dir hätt' ich eigentlich ein Hühnchen zu pflücken, weil Du mich durchaus in's Waisenhaus stecken lassen wolltest. Es konnte Dir doch völlig gleich sein, da Du mir ohnehin nichts gabst — doch wir wollen es gut sein lassen. So einem alten, kranken Manne, wie Dir, muß man nichts nachtragen."

„Bitte," sagte Onkel Philibert und wurde roth vor Zorn. „Jeder an den Ort, an den er gehört. Ich that, was mir in der Ordnung schien, und werde das mit Ihrer Erlaubniß, junger Mensch, auch künftig thun."

Konrad lachte. „Laßt doch sehen, ob ich mich zwischen euch durchfinde. Das wird Onkel Gröningen sein, nicht wahr? O, meine Mutter hat mir euch Alle gut abgeschildert! Das dort Onkel Murich, und der — alle Hagel, Du bist gewiß der kleine Vetter Erwin, von dem ich immer die zu engen Jacken und zu kurzen Hosen erbte!"

„Wir konnten nicht wissen," sagte Tante Gröningen gekränkt, „daß Du so über alles Maß hinausschießen würdest. Erwin ist fünf Monate älter als Du."

„Freilich, aber am Amboß dehnen sich die Glieder. Und ich hab' früh daran gestanden. Allein aus gutem Herzen hat mein Meister mich dazumal nicht umsonst in die Lehre genommen, er hätt's wohl bleiben lassen, wenn er nicht gemerkt hätte, ich würde das Kostgeld reichlich ab-

arbeiten. Ich habe nämlich von Kindsbeinen an meinen Spaß gehabt an Maschinen und Uhrwerken und allerlei Kniffeleien, ich war noch nicht zehn Jahre alt, da konnte ich mit einem Nagel schon jedes Schloß aufkriegen, ohne daß Einer es merkte."

Frau Gröningen fuhr zusammen bei diesem Geständniß, und ihr Mann warf unwillkürlich einen scheuen Blick auf die Thür des Nebenzimmers, in dem sein Geldschrank stand. „Eine ganz verwünschte Kunstfertigkeit!"

„Na, aber er hat mich rechtschaffen gehalten, der alte, brave Meister," fuhr der Neffe unbefangen fort, „und das vergeß ich ihm nicht. — Und das wären die Verwandten ja wohl Alle, oder — gehören Sie auch dazu?" Die letzte Frage war an Anna gerichtet.

„Das ist die Anna Staudinger, die Tochter Deiner Tante Liese," sagte Nannette Gröningen.

„Geschwisterkinder also? Das freut mich. Auf gute Freundschaft, Fräulein Anna! — Oder darf ich Du zu Dir sagen?"

„Unseres Sohnes Erwin liebe Braut," fügte Frau Gröningen hastig hinzu.

Sie hatte das Wort noch nie über die Lippen gebracht, sie war mehr als zweifelhaft, ob sie die Sache dulden solle, aber etwas in dem Gesicht des jungen Mannes, etwas in den Augen des Mädchens, das den plötzlich in ihr Leben tretenden Verwandten anstarrte wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, lockte die Erklärung aus ihr heraus. Erwin erröthete vor Freude darüber.

„Was, schon versprochen!" rief Kramer enttäuscht. „Schade! Eigentlich hätt' ich mir's denken sollen!" Er schlug Erwin auf die Schulter. „Bist halt ein Glückspilz, Vetter! Aber wie ist's? Wollen wir in der Stube hocken, wir jungen Leute, an solch' schönem Nachmittag? Du könntest mir ein bischen die Stadt zeigen, Vetter."

„Das ist recht, sehen Sie sich die Stadt an, versäumen Sie's ja nicht," drängte Johanne Murich, froh, den unbequemen Verwandten los zu werden.

Höflicher sagte die gutmüthige Dicke: „Es ist begreiflich, daß Ihnen die Zeit lang wird bei uns alten Leuten."

Aber der Schlosser tröstete sie. „Ei bewahre, Tante! So ist's nicht gemeint. Zum Abendbrod komm' ich wieder."

Gröningen winkte verstohlen seinen Sohn heran und drückte ihm zwei Mark in die Hand. „Führ' ihn herum, Junge, laß ihn irgendwo hängen."

Kramer zögerte noch. „Nun, und Deine Braut? Nimmst Du die nicht mit?" fragte er.

„Das würde sich nicht schicken," wehrte Tante Gröningen.

„Nicht schicken? Warum denn nicht?"

„Nicht schicken und mir nicht passen," mischte Onkel Philibert sich ein. „Die Anna schiebt meinen Fahrstuhl, sie muß mir auch noch die Zeitung vorlesen."

„Das ist 'was Anderes. Wenn die Anna als Pflegerin bei dem Onkel in Dienst und Brod steht —"

„O, nicht für Geld," fiel die Tante Gröningen rasch ein. „Wie kannst Du das nur denken? Wir halten Anna wie unsere Tochter, nicht wahr, Anna?"

Der proletarische Neffe faßte die Feinheit dieses Vorzuges nicht. „Was? Nicht einmal hat sie 'was davon? Und da lässest Du Dir den Sonntag Nachmittag einfach wegkommandiren?!"

Onkel Philibert räusperte sich. „Ich bin ein alter Mann, und diejenigen meiner Verwandten, die zu mir halten, werde ich zu belohnen wissen. Von Ihnen hab' ich immer gefürchtet, daß Sie sich schlecht mit uns verstehen würden, wie das bei unserer grundverschiedenen Lebensstellung nicht wohl anders sein kann. Ich bedauere

daher aufrichtig, daß Sie sich in Unkosten gestürzt haben, um uns kennen zu lernen."

Kramer drehte sich langsam um und steckte die Hände in die Taschen. „Ach so, Sie meinen, die Bekanntschaft mit Ihnen wäre das Reisegeld nicht werth? Sehen Sie, ich hab's nie begreifen können, daß meine Mutter es fertig gebracht hat, Knall und Fall aus ihrer ganzen Verwandtschaft fortzugehen. Das ist doch immer ein gewaltiger Entschluß für ein Mädel, und meine arme gute Mutter war eher von den Zaghaften. Aber seit ich Sie gesehen habe, begreif' ich's ganz gut. Na, also auf Wiedersehen."

Er ging lachend aus der Thür, und Erwin folgte ihm ganz verstört. Erst als die frische Luft der Straße ihm um die Stirn wehte, fand er Worte.

„Du kannst Dich verantworten, Vetter!"

„Zum Reden hat der Mensch die Zunge."

„Onkel Philibert ist's nicht gewohnt, daß ihm in solcher Weise gedient wird."

„Ist wohl ein rechter Geldprotz?"

„Auf dreimalhunderttausend Mark schätzt ihn Onkel Ernst."

„So? Na, das läßt sich hören."

„Er hat früher Vaters Geschäft gehabt. Seit zwanzig Jahren thut er nichts mehr."

„Dann ist Dein Alter ja in eine warme Stelle eingerückt."

„Ach nein," sagte Erwin traurig, „Onkel Philibert's Bedingungen waren hart. Den zweiten Stock müssen meine Eltern ihm zeitlebens umsonst lassen und eine schwere Rente zahlen obenein. Zudem ist augenblicklich keine gute Zeit für die alten Geschäfte."

„Ja, ein bischen altmodisch nimmt sich euer Laden aus. Bei dem da drüben sieht's anders aus. Ihr müßtet

die alte Baracke 'mal umbauen, aber es geht wohl jetzt zu schlecht?"

„Wie man's nimmt. Vater hätte schon genug, aber das Geschäft ist zu ausgedehnt; ein Theil des Kapitals steckt hier, der andere da; und so verzettelt sich das Geld. Die Rimessen gehen nicht ein, wie sie sollen, die Wechsel dagegen müssen auf die Stunde pünktlich eingelöst werden, es macht auch wohl 'mal Einer Pleite, der für sicher galt. Da klemmt sich's denn hier, es klemmt sich da. Der Alte hat seinen Packen Sorgen, das magst Du glauben."

„Ich glaub's schon."

Erwin wußte selbst nicht, wie er dazu kam, so offen mit dem fremden Vetter zu reden. Aber der blickte so scharf und klar in die Welt und schien so sicher auf seinen Füßen zu stehen, daß der schüchterne junge Mann unwillkürlich Vertrauen zu ihm faßte, als ob er ihn von Kindheit an gekannt hätte, und es kam ihm gar nicht vor, als müsse er sich herablassen, wenn er mit ihm näher verkehrte."

„Das scheint da eine famose Kneipe," meinte Kramer, auf eine offene Thür deutend, „drinnen ist Musik. Gehen wir hinein?"

„Es ist kein Lokal, in dem junge Kaufleute verkehren. So bekannt wie ich in der Stadt bin, möchte ich nicht gern, wenigstens nicht am helllichten Tag —"

„Wie Du willst. — Was ich noch sagen wollte, Deine Braut hat prächtige Augen im Kopf — hei, die wäre gern mit beiden Füßen zugleich mit uns hinausgesprungen —"

„Was Du Dir denkst! Anna ist ein ehrbares Mädchen."

„Natürlich! Aber ist es etwa unehrbar, am Sonntag Nachmittag mit seiner Braut in einem anständigen Lokal ein Glas Bier zu trinken?"

„Unseren jungen Mädchen wird's verdacht. Die zeigen sich nie allein mit ihrem Verlobten."

„Arme Puppen!"

„Ja," sagte Erwin mit einem Seufzer, „schön wär's gewiß, wenn ich die Anna hier haben könnte, natürlich — ohne Onkel Philibert und die Eltern."

Sie waren inzwischen an dem Wirthshause angekommen, das Erwin seiner würdig hielt und in dem er doch nicht fürchten mußte, von näheren Bekannten mit dem Vetter Schlosser angetroffen zu werden.

„Zwei Gläser Bayrisches," bestellte er und griff großspurig in die Tasche.

Kramer hielt seine Hand fest. „Für mich zahl' ich selbst. Keine Umstände, Vetter. Meinen besten Dank, wenn ihr mich in euerem Haus zu Gast bittet — im Wirthshaus steht Jeder für seine Zeche."

Dabei zog er seinen Geldbeutel hervor, dessen Prallheit Erwin im Stillen verblüfft mit der Schmächtigkeit seines eigenen verglich.

„Du hast kürzlich guten Verdienst gehabt?" fragte er unwillkürlich.

„Es macht sich. Bei elektrischen Anlagen wird immer anständig bezahlt. Sie können da nicht Jeden gebrauchen. Jetzt bin ich mit einer Anzahl Anderer von unserer Gesellschaft von Berlin hierhergeschickt, um hier die Beleuchtung in Gang zu bringen. So ein drei, vier Monate werden wir wohl zu thun haben."

„Also bist Du doch nicht blos hergereist, um uns zu besuchen?" fragte Erwin und wurde roth, als Kramer in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Habt ihr euch das eingebildet?"

„Du mußt nicht nach dem ersten Eindruck über uns urtheilen," entschuldigte Erwin leise. „Du hattest nie geschrieben, wir wußten gar nicht, was für eine Art von

Mensch Du warst, machten uns ein ganz anderes Bild von Dir, wirklich ein ganz anderes."

„Kein schmeichelhaftes, kann mir's denken. Na, euere Schuld ist's wirklich nicht, wenn kein Tagedieb und Vagabund aus mir geworden ist, trotz Tante Hanna's erbaulichen Traktätlein und Deinen zu engen Wämmsern. Ich hatte oft einen höllischen Zahn auf euch, wenn ich 'mal wieder mit hungrigem Magen zu Bett gehen mußte, und war auf dem besten Wege, zu verlumpen. Aber mein braver Meister brachte mich in's rechte Geleise. Er hielt mich tüchtig zur Arbeit an, gab mir aber dafür auch genug zu essen. Und dann sah ich in seinem Hause Tag für Tag und Stunde für Stunde vor Augen, was ein tüchtiger, rechtschaffener Arbeiter vor sich bringt, und was Zucht und Fleiß werth sind. Das that das Meiste. Wie ich erst merkte, daß ich euch nicht brauchte, und daß meine kräftigen Fäuste und der gesunde Menschenverstand in meinem Kopf mich weiter brächten, als ein Schock reicher Verwandter, da wurde ich ganz wohlwollend gegen euch gesinnt, ganz verwandtschaftlich, und jetzt, seit ich euch gesehen hab', Vetter, jetzt — höflich ist's nicht, aber wahr! — bin ich froh, daß ich in meiner Haut stecke und nicht in Deiner! Du kannst mir's glauben, ich beneide Dich um nichts auf der Welt, ausgenommen die Anna. Das ist ein Prachtmädel! Aber fürchte Dich nicht! Ich will sie Dir nicht abspenstig machen."

Er streckte Erwin treuherzig die Hand hin. Dem ging das Herz auf.

„Ist sie nicht lieb und schön — und gut! Ach, und wenn sie lacht erst! Aber bei uns wird nicht viel gelacht, Du wirst's aber schon gemerkt haben, wir haben zu viel Sorgen. Ja, und daß Mutter sie heut' meine Braut genannt hat vor der ganzen Familie, und daß Onkel Philibert kein Wörtchen dawider geredet hat — das ist ein Glück!

Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll vor Freude darüber."

„Onkel Philibert? Hat denn die alte Nachteule auch d'rein zu reden?"

„Ja, er muß doch das Geld hergeben."

„Was für Geld denn?"

„Damit wir heirathen können. Die Anna, das arme Ding, hat ja nichts. Aber sie pflegt ihn, verstehst Du, und er ist alt, und sie meinen Alle, er werde sie vor den anderen Verwandten bedenken. Es wäre nur billig, nicht wahr? — Warum siehst Du mich denn so sonderbar an? Ich warte ja nicht auf den Tod des Onkels, gewiß nicht! Aber er hat doch nun 'mal das Alter, und wir sind jung, wir können gern noch ein paar Jahre warten. Eine vermögende Schwiegertochter wünschen sich die Eltern einmal, bei Kaufleuten ist das nicht anders."

„Und wenn der Alte trotz alledem der Anna nichts vermacht, was dann?"

„Dann — daran habe ich noch gar nicht gedacht! dann — Unsinn, daran brauche ich auch nicht zu denken! Ihr nichts vermachen! Nachdem er's ihr alle Tage versprochen hat! Wie fällt Dir so etwas nur ein? So unglücklich können wir doch nicht werden!"

„Hm," machte Kramer und nahm die Portion Schinken in Angriff, die der Kellner ihm eben brachte, „darin sind wir nun grundverschieden. Was mich anbelangt, so gibt's zwei Dinge, die ich nicht ausstehen kann: das Warten und das Katzbuckeln. Und gar erst, wenn ich ein Mädel heirathen wollte! Das wäre eine Sache zwischen ihr und mir, von keinem Onkel der Welt wollte ich mir Vorschriften machen lassen."

„Ja, Du," seufzte Erwin. „Du bist ein freier Mann. Aber wenn ein Geschäft erst 'mal fünfzig Jahre in einer Familie gewesen ist, nachher ist's kein Ding mehr, sondern

eine Person, ein Heiligthum, ein Götze. Wer zur Familie gehört, bringt ihm seine Opfer."

Während er sprach, drängte sich ein zerlumptes kleines Mädchen mit dreisten Augen heran. „Lieber Onkel, kauf' mir eine Schachtel Streichhölzer ab, bitte, lieber Onkel!"

„Mach, daß Du weiter kommst, ich bin Dein Onkel nicht," sagte Erwin ärgerlich.

Der fremde Vetter winkte dem Kind heran. „Seit wann bist Du von Hause fort?"

„Seit heut' früh," murmelte das Kind und schielte nach dem Schinken.

„Da bist Du wohl sehr hungrig?"

Dem Mädchen traten Thränen in die Augen. „Ich habe meine Streichhölzer noch nicht verkauft."

„Und vorher darfst Du nicht heimkommen? — Ich verstehe schon. Na, dann setz' Dich' mal her. Kellner, noch eine halbe Portion Schinken und ein tüchtiges Stück Brod. So, nun iß, Kind. Deine Streichhölzer brauchen wir nicht."

Das Kind ließ sich nicht zweimal einladen; es schlang mit einer Gier, die Erwin mit widerwilligem Staunen erfüllte, die Speisen hinunter. Als es fertig war, legte es sein Gesicht wieder in jämmerliche Falten und trabte von Tisch zu Tisch: „Lieber Onkel, kauf' mir eine Schachtel Streichhölzer ab, bitte, lieber Onkel!"

„Ein nichtsnutziges, abscheuliches Geschöpf," sagte Erwin. „Die Polizei sollte ein derartiges Treiben nicht dulden, und das Publikum es nicht unterstützen."

„Aha," lachte Kramer, „das Letzte geht auf mich! Sage 'mal, Vetter, Du bist wohl nie im Leben hungrig zu Bett gegangen?"

„Nie. Warum?"

„Man merkt's," fuhr der Andere fort. „Ich aber habe schon gehungert. Siehst Du, darin liegt der Unterschied."

Sie brachen auf und schlenderten weiter. Konrad Kramer war unermüdlich. Hier wollte er eine Kunstsammlung sehen, dort einen Possenreißer. Beides kostete Eintrittsgeld. Ja, wozu hat man denn seinen Sonntag? Erwin aber wunderte sich über das schier unerschöpfliche Genußvermögen des Vetters ebenso sehr, wie über die stolze Gleichgiltigkeit, mit der er Zehn- und Fünfzigpfennigstücke ausgab. Das Geld war ihm Mittel zum Zweck, nichts weiter, während für Erwin's Empfinden dem einzelnen Geldstück etwas Ehrwürdiges anhaftete, etwas von der Geweihtheit, die das Volksgemüth dem Brode beilegt, das man nicht mit Füßen treten, nicht muthwillig verschleudern darf bei Strafe des Verarmens, also, daß es immer mit einer Art Andacht geschah, wenn der junge Kaufmann Geld aufzählte.

Seine Füße schmerzten ihn, sein Kopf braunte, er dachte an den Auftrag seines Vaters. Als Kramer unter der spazieren gehenden Menge einen alten Bekannten entdeckte, verabschiedete er sich.

„Du kannst Dich wohl allein zurechtfinden."

„Durch die ganze Welt, mein Junge. Ihr sollt nicht lange auf mich zu lauern haben."

— — — — — — — — — — — —

In der guten Stube fand Erwin die Familie in beträchtlicher Erregung beisammen. Seine Mutter eilte ihm entgegen.

„Mein armer Sohn, Du hast es am schlimmsten gehabt. Ruh' Dich aus. Soll ich Dir eine Tasse Kaffee wärmen lassen? Bist Du ihn denn nun mit guter Manier losgeworden, den schrecklichen Menschen?"

„Ja, gewiß. Das heißt — er folgt mir auf dem Fuße."

„In diesem Falle wünsche ich sofort auf mein Zimmer gebracht zu werden," rief Onkel Philibert. „Sofort! —

Mich beruhigen soll ich? Nein, liebe Johanna, ich beruhige mich durchaus nicht. Krümmt ihr euch unter der Ruthe, die eure Haltlosigkeit und Unentschlossenheit euch gebunden hat. Ich will fort! Auf der Stelle! — Anna — Anna!"

Er gab nicht Ruhe. Anna im Vereine mit der Gröningen'schen Magd mußte ihn in dem schweren Fahrstuhl die Treppe hinauf tragen, denn der Hausknecht, der wohl sonst bei derartigen Gelegenheiten mit Hand anlegte, hatte seinen Sonntag. Es war schwere Arbeit, zu schwer für Mädchenkräfte. Anna empfand das heute zum ersten Male. Während sie mit verhaltenem Athem die Schultern anstemmte und den Kopf beugte, um die Stufen zu sehen und das Anstoßen nach Möglichkeit zu vermeiden, während der Onkel über die Stöße des Transportes schalt und zwischendurch die Schwäche seiner Verwandten verhöhnte, die einer brandigen Aehre gestattete, sich breit zu machen im wohlbestellten Weizenfeld, klang der Ausruf des Fremden in ihr wieder: „Ohne Bezahlung? Umsonst?" Umsonst die geopferten Sonntage! Umsonst die geopferte Jugend! Umsonst alle Fröhlichkeit verlernt, eingemauert in die Krankenstube eines Greises, der die Rosen nicht zu schätzen weiß, die in seinem Garten blühen. Fest und eng haben die Wände dieses Hauses ihre Kindheit, ihre Jugend umgrenzt. Sie hat geglaubt, zwischen ihnen sei die Welt, und sie hat sich den Gesetzen dieses Fleckchens Erde anbequemt, hat ihr rebellisches Herz festgehalten, jeden Trieb in sich unbarmherzig bekämpft, der sie unterschied von den Menschen ihrer Umgebung, weil sie gemeint hat: dies ist die Welt, so ist sie beschaffen, so sind die Menschen. Was vermag ein schwaches Mädchen gegen die Ordnung der Welt? Aber nun sieht sie, die Welt ist anders, es gibt Menschen anderer Art, als ihre Nächsten, und diese Anderen sind ihr verwandter. Von draußen ist Einer hereingetreten,

hat einen Strom frischer Lebensluft mitgebracht in die Dumpfheit dieser Mauern, Einer mit hellen Augen, mit einer Stimme, die fröhlich schallt, mit Füßen, die nicht schleichen und schlurfen, und hat lachend hinausgewiesen, dorthin, wo die wirkliche Welt liegt, endlos weit, schön und herrlich für Jeden, der mit klarem Auge und gesunder Kraft sich in ihren Kampf wagt. Nur einen Blick hat sie hinauswerfen können durch die enge Spalte, aber sie ist geblendet, überwältigt.

Und wie der Alte droben steht in seiner düsteren Stube und sie die Thür hinter ihm geschlossen hat, athemlos, überhitzt, mit von der Anstrengung klopfenden Pulsen, wagt sie zum ersten Male die Frage: „Warum bin gerade ich eingefangen, eingekerkert, bar jeder Freude? Gehemmt in jeder Regung, gezwungen zu thun, was ich nicht mag, gehindert an Allem, wonach mich verlangt! Warum nicht auch mir die frische Luft, das thätige Regen, der frohe Abend nach dem sauren Tag? Warum mir die Arbeit einer Magd, ohne den Lohn, die Freiheit einer Magd? Dazu die Entsagung, die mit Geld nicht zu bezahlen ist und die kein freundlicher Blick, kein herzliches Wort mir je bezahlt hat?“

Jählings schrak sie zusammen wie auf einem Unrecht ertappt. Erwin wand sich die Stufen herauf, leise, heimlich, aber er kam doch um ihretwillen! Sein gutes, treues Auge sah sie an mit dem Blick der Liebe, verstohlen, wenn's Keiner gewahrte, ja, aber es war doch Liebe, und er wollte ihr das Beste geben, was ein Mann zu geben hat, sein Herz, sein ganzes Dasein. Worüber klagte sie denn?

„Erwin,“ flüsterte sie leise wie ein Hauch, aber das Glück eines Lebens lag in dem Wort.

Er ergriff ihre Hand, da warf sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn mit der ganzen Gluth ihres Verlangens

nach Glück, nach Liebe, mit einem Ungestüm, das des Jünglings sanftes Gemüth befremdete.

„Anna," sagte er. Es klang wie ein Vorwurf.

Sie küßte ihn nur leidenschaftlicher. „Lieber! Lieber! Wenn ich Dich nicht hätte! Du mein Einziger! mein Alles! Wir gehören zusammen! Wir bleiben zusammen. Nicht wahr?"

Er löste sanft ihre Arme von seinem Hals. „Wenn Mutter uns überraschte! Wildfang, Du! Sei still! Sei still! Es wird Alles werden, wie wir's hoffen. Der Onkel ist unserem Glück nicht entgegen. Halt' ihn nur bei guter Laune. Bleib' um ihn! Zeig' ihm ein freundliches Gesicht. Lache! Das steht Dir so gut, Anna."

Sie zog ihn mit sich in eine kleine Kammer, in der Frau Gröninger ihre Leinenschätze aufgestapelt hielt. „Ich könnte lachen, Lieber, den ganzen Tag könnte ich lachen, wäre ich mit Dir allein. Zu den Anderen habe ich kein Herz, zu ihnen Allen nicht, blos zu Dir."

„Anna!"

„Ja, es ist so. Ich wundere mich wohl selbst darüber. Ich bin doch von Kindsbeinen an in eurem Haus gewesen, es sollte mir doch Jeder von euch vertraut und lieb sein, und jede Sache, als wär' sie mein Eigenthum. Aber nein, Alles ist mir fremd geblieben, Alles; die Schüsseln und Tassen, die ich jeden Tag aufwaschen muß, so fremd, als säh' ich sie zum ersten Mal. So bin auch ich den Anderen fremd, ich merke es wohl, bis zu ‚Mäuschen' herunter. Was meinst Du, der kennt mich heute noch nicht, bellt und schnappt nach meinem Kleidersaum, wenn ich eine Schrankthür öffnen will. Der Hund fühlt eben, daß ich nicht zu euch gehöre."

„Anna, es ist unrecht, daß Du in solcher Weise sprichst. Mutter ist sehr gut gegen Dich gewesen. Du kannst ihr das nie vergelten."

„Lieber, darum beichte ich Dir's ja. Bei Allem, was geschieht, was Jemand sagt, oder was vorgelesen wird, habe ich immer andere Gedanken als die Anderen. Zum Beispiel, in dem schönen Gedichtbuch, das Du mir zu Weihnachten geschenkt hast, steht ein Vers von einem Fichtenbaum, der sich nach einer Palme sehnt. Das finde ich dumm. Was sollten die Beiden miteinander; sie könnten ja nicht athmen in der gleichen Luft; wär's dem einen eben wohl, gleich würd's dem anderen zu heiß sein oder zu kalt. Und da habe ich mir weiter gedacht, es geht mit den Menschen gerade so, es gibt Fichten unter ihnen und Palmen, die Beiden kommen dann in keiner Weise überein."

„Anna! Anna! Was für ein Einfall! Mutter hat wohl Recht, wenn sie sich um Deine Ueberspanntheit Sorge macht."

„Ei, wem schadet's denn? Ich träume so gern und ich habe so viele liebe, bunte, schöne Träume! Ueber wie Manches haben die mir schon weggeholfen! Der schönste aber ist der: Du und ich, wir hausen zusammen in einer kleinen Wohnung ganz allein und arbeiten für unser täglich Brod. Fleißig sind wir, sehr fleißig. Abends, wenn Du heimkommst, zeigen wir einander, was wir erworben haben, und theilen es ein, nicht um den Ueberschuß wegzulegen, sondern um uns einen frohen Sonntag dadurch zu verschaffen, an dem wir hineinlaufen in's Freie und uns um nichts kümmern noch sorgen, als wie lieb wir einander haben."

Ihre Augen waren groß und glänzend in die Weite gerichtet..

Er rüttelte sie, um sie zurückzurufen in die Wirklichkeit. „Mädchen, Mädchen! Des Onkels guten Willen brauchen wir, dann geht's uns nach Wunsch. Wohlhabenheit ist vergnüglicher als Armuth, liebe Thörin! Das

glaube mir. Verscherze nicht um einen Traum unsere Zukunft."

Wie ein Schleier legte es sich über die sehnsüchtigen Augen des Mädchens. Jeder Schimmer von Glück und Liebe darin erlosch. „Dir liegt viel an Onkels Erbe?" fragte sie leise.

„Närrchen! Frag' lieber, ob mir viel an Dir liegt."

Und jetzt zog er sie in seine Arme. Wenn ihre Wildheit vorhin ihn auch erschreckt hatte, wenn sie ihm eines ehrbaren Mädchens kaum würdig däuchte, schön war's doch, sich mit solcher Gluth geliebt zu wissen. Nachdem er sich's überlegt, hätte er den Augenblick gern noch einmal durchkostet, aber versäumte Augenblicke lassen sich nicht nach Belieben zurückrufen. Diesmal schob Anna ihn gleichmüthig von sich zurück.

„Ja, ja, Erwin, ich thue, was ich kann. Auf mich darfst Du bauen. Nur — nur manchmal kommt's mir vor —"

„Wie denn?"

„Gerade als hielte der Onkel uns Alle zum Narren."

Draußen ging eine Thür. Die Liebesleute stoben auseinander. Anna legte unwillkürlich die Hand auf die linke Seite, als thue ihr da etwas weh, sehr weh, sie wußte nicht was. Und der Schmerz blieb, während sie die Gedecke auf den Tisch legte, er blieb, als Kramer eintrat, umweht von einem frischen Hauch von Leben und Freude, der seltsam von dem Moderduft des alten Hauses abstach. Er ward tiefer, als sie, unten am Tischende sitzend, den Thee bereitete, den Braten aufschnitt und dabei die Gesichter der nebeneinander sitzenden jungen Leute verglich, auf welche die Verwandtschaft des Blutes eine unverkennbare Aehnlichkeit geprägt, und die das Leben doch so grundverschieden gemodelt hatte. Alles bei dem fremden Vetter ausgearbeitet, kühn, scharf und klar, dunkel die

Haare, breit die Schultern, das Gesicht tief gebräunt, stramm und geschult die Haltung durch den Militärdienst, dem Erwin seiner Kurzsichtigkeit wegen entgangen war, das Auge falkenhell und falkenscharf, das bei Erwin in düsterer Schreibstube blöde verkümmerte. Und es that dem Mädchen weh, wie dies blöde Auge mit verstohlener Zärtlichkeit unter den spärlichen Wimpern hervor ihren Blick suchte, und es ging ihr wie ein Feuerstrom durch den Körper, und es trieb ihr das Blut brennend in die Wangen, als des Vetters Auge aufblitzend dem ihren begegnete.

Nie hätte sie geglaubt, daß ein Mensch in diesen Räumen reden und sich bewegen könne wie er. Jedes seiner Worte regte sie auf. Also man durfte ihren Verwandten trotzen; wer den Muth dazu besaß, von dem duldeten sie's? Wer dem Götzen, der in diesem Tempel herrschte, Anbetung versagte, den zerschmetterte er nicht?

Die Tante bemerkte vorwurfsvoll: „Der Onkel hat sich leider zurückgezogen. Er verträgt keine Aufregung, keine fremden Gesichter.“

„Um so besser,“ antwortete der Recke, „alte Leute gehören zeitig in's Bett.“

Und als Nannette Gröningen sich entschuldigte, daß sie dem Verwandten kein Zimmer für die Nacht anbieten könne — es klang so spitz, so abweisend, daß Anna erschrak — da lachte der Vetter nur.

„Mach' Dir keine unnützen Sorgen, Tante! Ich dachte gar nicht daran, mich in der dumpfigen Bude hier einzumiethen, ich wohne draußen, wo die Luft geht und die Sonne scheint.“

Und nun hörten sie Alle, daß er zu bleiben gedächte, Wochen, Monate lang.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich überlegt haben, daß das

Leben hier sehr theuer ist," bemerkte der Rechnungsrath, bedächtig.

„Darauf wird bei dem Gehalt Rücksicht genommen."

„Freilich, wenn Sie sich einzurichten verstehen; auf's Einrichten kommt Alles an."

„Was ist da groß einzurichten? Ich bin einfach gewöhnt. Neun Mark täglich geb' ich auch an einem theuren Ort nicht aus."

Neun Mark! Hei, wie sie die Ohren spitzten! Neun Mark täglich, sorglos, ohne Einsatz von Kapital, ohne Abzug von Miethe, Grundsteuer, Gehilfenlohn, ohne das Wagniß eines Hellers, neun Mark bar und blank, einen Tag wie den andern, neun Mark, die kein Konkurrent jemals schmälert!

Etwas wie Neid flackert in ihren Blicken, Neid, aber auch Achtung. Vor dem Besitz haben sie Achtung, und eine Arbeitskraft, die eine Rente von neun Mark täglich abwirft, ist ein Besitz, ein Kapital. Nur der Rechnungsrath flüstert Johanna Murich etwas von heilloser Aufschneiderei zu.

„Neun Mark! Und dann beklagt das unverschämte Volk sich noch und ist uns Bürgern aufsässig," murmelt Gröningen, der an seinen Konkurrenten Battermann denkt und den Wechsel, der schon morgen fällig wird.

„Ei ja," sagte Kramer, „was die Handlanger sind, denen geht's schlecht genug. Ein gelernter Handwerker, der seine Arbeit versteht und seine Hände rührt, hat aber nichts auszustehen."

Anna aber denkt: „Wenn Erwin neun Mark täglich erwerben könnte, so brauchten wir nicht auf des Onkels guten Willen zu warten. Wie schnell könnte mein Traum in Erfüllung gehen!" —

Und sie schlief nicht in dieser Nacht. Sie dachte wunderliche Gedanken, die sie nie zuvor gedacht hatte, aufrührerische

Gedanken, die sie vordem unterdrückt haben würde als schwere Sünde, und denen sie jetzt nachhing, bis das Blut in ihr zu sieden begann, und ihr Herz, von dessen Vorhandensein sie kaum gewußt hatte, in tollen, athemraubenden Schlägen anfing zu hüpfen in Empörung, in Verlangen.

Des Onkels Klingel ruft sie früh heraus. Er hat eine schlechte Nacht gehabt. Einer seiner bösen Hustenanfälle schüttelt ihn. Sie muß ihm Morphiumpulver geben, ihn stützen, ihn heben. Er schilt und tobt und hetzt sie herum. Tante Gröningen kommt zum Frühstück, dann der Onkel; im Geschäft gibt's zu thun, Anna muß in die Küche, auf den Markt, und wieder dem Onkel aufwarten; Erwin sitzt blaß und geschäftig an seinem Pult und hat keinen Blick für sie. Alles trägt sein altes Gesicht, nur in ihr ist es nicht, wie's war. Gedanken, die einmal gedacht worden sind, hinterlassen ihre Spur.

Um Mittag ward Anna zur Apotheke geschickt. Als sie geschäftig über die Straße schritt, schreckte eine Stimme sie auf, eine erst von kurzer Zeit her und doch vor jeder anderen ihr bekannte Stimme.

„Guten Morgen, Bäschen!"

Das Wort der Begrüßung stockte ihr auf den Lippen. Der hatte die fremden Gedanken in ihr angeregt, es kam ihr vor, als theile sie eine Schuld mit ihm.

„Darf ich Dich ein Stückchen begleiten? Oder genirt Dich mein Arbeitskittel und meine Arbeitshände? Sag's ehrlich."

Die kurze Arbeitsjoppe stand ihm gut, noch besser das frische Braun, mit dem Wind und Sonne sein Gesicht gefärbt hatten. Sie wollte um die Welt nicht, daß er sie für hochmüthig halte. Hastig streckte sie die Hand aus.

„Ich habe auch Arbeitshände."

„Wahrhaftig! Eigentlich zum Verwundern bei einer Tochter aus feinem Bürgerhaus."

„Ja, das macht, sie erfrieren mir alle Jahre beim Heringswaschen. Es glaubt Keiner, wie kalt so ein Fisch sich im Winter anfühlt."

„Beim Heringswaschen? Ja, Anna, vertrittst Du denn auch den Hausknecht?"

„Ich greife zu, wo's gerade Noth thut. Wenn man eine arme Waise ist, wie ich, darf man sich nicht scheuen. Jetzt freilich muß ich vor Allem den Onkel pflegen."

„Seit wann bist Du bei Gröningens?"

„Ich war zehn Jahre alt, als der Vater starb. Das war eine böse Zeit. Ja, ich habe auch schon was durchgemacht!"

„Er hatte ein Pelzgeschäft, nicht?"

„Drüben am Markt, ich gehe alle Tage am Hause vorüber." Unwillkürlich dämpfte das Mädchen seine Stimme. „Bei uns sagen sie, er hätte nicht gehörig aufgepaßt. Ach, wenn ich denke, wie der kranke Mann sich hinüberschleppte und hinter dem Verkaufstisch stand und wartete auf Kunden, die nicht kamen, und um Mittag wankte er dann heim, immer hin und her am Stock. Und die Mutter fragte ihn ganz leise, und dann schüttelte er blos den Kopf, saß am Tisch, starrte gerade aus und konnte keinen Bissen hinunterwürgen. Damals hatte ich nicht Acht darauf, später habe ich darüber nachgedacht, später, als sie uns die hübsche Kommode verkauften mit der Silberschale darauf und die Kukuksuhr, die ich so gern mochte schlagen hören, und Tisch und Sopha, zwischen denen ich groß geworden war, während mein armer Vater aufgebahrt in der Hinterstube stand, denn am Verkaufstag war er gestorben, gerade als die Gerichtsdiener in's Haus traten, als hätt' er sich den Tod bestellt. Und manchmal" — sie sah sich um, scheu, als fürchte sie, ein Unberufener könne ihre Worte belauschen — „manchmal glaub' ich, er hatte ihn bestellt, denn seine Medicinflasche, die am

Morgen voll gewesen war, war leer, als wir ihn fanden. Aber sag's nicht wieder! Ich hab' es Keinem je gesagt, der Mutter auch nicht. Die ist ihm bald nachgefolgt. Tante Gröningen nahm sie in's Haus, aber in späteren Jahren gewöhnt man sich nicht mehr an fremdes Brod. — Ja, die Geschäfte! Das sieht sich schön an, so ein Geschäft, und das sagt sich recht großspurig: Kaufmann! Aber ich habe einen Schauder davor. Die Geschäfte sind wie die reißenden Thiere: sie fressen den auf, der sie nicht zu bändigen versteht."

„Du meinst wohl, das Geschäft wird Deinen Verlobten auch auffressen? Schaut nicht aus wie ein Thierbändiger, der Erwin!"

„Sei still," bat sie den Lachenden. „Berede es nicht! Er verdient's besser! Das Allerbeste verdient er, ein so treuer, rechtschaffener Mensch, wie er ist!"

„Muß ein guter Kerl sein, weil Du ihn lieb hast."

„O geh! Du thust ja gerade, als wäre meine Liebe eine Ehre und eine Auszeichnung. Ihm, dem Erwin, ist's anzurechnen, daß er mich armes Waisenmädchen zu seiner Frau machen will."

„Meinst Du? Das sind Ansichten! — Da ist die Apotheke, ich warte auf Dich."

Sie kehrte bald zurück, sie redete weiter von ihrem Verlobten. Es war ihr ein Bedürfniß, seine Vorzüge herauszustreichen, ihn zu loben, ihn und die anderen Verwandten. „Sogar die Tante ist zufrieden, daß der Erwin mich heirathet. Das ist doch viel, da sie das Geld haben."

„Hm, da Du des Onkels Erbin bist — übrigens irrst Du Dich: sie haben das Geld nicht; umgekehrt, das Geld hat sie."

Unwillkürlich mußte Anna lachen. „Du hast eine scharfe Zunge! Aber ich sollte so etwas nicht anhören. Was möchte wohl aus mir geworden sein ohne der Tante Güte?"

„Eine Dienstmagd," antwortete Kramer trocken. „Glaubst Du, daß Du darum härtere Hände haben würdest, als jetzt?"

Sie verstummte, erschrocken bis in's Innerste. Hatte er gesprochen oder die rebellische Stimme ihres Herzens, die sie vergeblich niederzureden strebte? War's nicht bezahlt, in harter, ehrlicher Arbeit bezahlt, das Brod, das sie aß? Hatte sie's nicht bezahlt von der ersten Stunde ihrer Aufnahme an? Und wenn sie im Besitz des Vermögens, das sie sich erkaufte mit dem Opfer ihrer Jugendfreude, ihrer Freiheit am Tage, ihres Schlafes bei Nacht, als Schwiegertochter aufgenommen wurde im Hause des reichen Verwandten, hatte sie diesen Platz nicht wiederum bezahlt, bezahlt über und über? Wo war denn das Geschenk, für das sie danken sollte? — Aber nein! Sie wollte so nicht denken. Erwin fiel ihr ein, Erwin, der sie liebte. Liebe läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen.

„Guten Morgen," sagte sie hastig und eilte fort von dem fremden Vetter, damit des Bösen Stachelrede sie nicht fortlocke von dem gewohnten Pfade.

Auf dem alten Kaufmannshause lag es wie eine Wolke, schwer und grau wie der Nebel draußen, der den Rauch aus den Schloten niederdrückte auf die engen Gassen der Altstadt. Die Kunden kamen spärlich, mißvergnügt und gelangweilt umlungerten die Gehilfen die Verkaufstische. Hinter dem Vorhang der Ladenstube, in der sein Schreibpult stand, lugte Gröningen mit gefurchter Stirn in den leeren Laden, rieb die schweren Lider, starrte in die Bücher und hinaus in das Nebelgrau der Straße und dachte an einen Todten, an seinen Schwager, den Pelzhändler Staudinger, den Bankerottmacher, dem das Inventar zwangsweise verkauft worden war. Er sah ihn vor sich stehen, den hageren Mann, dessen Gesicht der Tod schon gezeichnet hatte, sah ihn stehen mit der zehrenden Angst in den

eingesunkenen Augen, den verhängnißvollen Wechsel in der Hand.

„Wenn ich Frist gewinnen könnte, vierzehn Tage Frist, Schwager! Ich habe Ausstände, bedeutende Ausstände, meine Kunden sind säumig. Denk' an meine Frau, mein Kind, Schwager! Schieß' mir die Summe vor auf kurze vierzehn Tage nur!“ — Narrheit! Vierzehn Tage Frist retten kein bankerottes Geschäft. Er würde nur sein gutes Geld nachgeworfen haben in das Sieb, das schon seiner Schwägerin Vermögen hatte durchsickern lassen. Aber Ertrinkende klammern sich an einen Strohhalm; der Thor war ehrlich in der Ueberzeugung gestorben, daß sein reicher Verwandter, wenn er nur gewollt hätte, ihn wohl hätte über Wasser halten können. — Basta! Was kümmern einen pflichtgetreuen Kaufmann die Einbildungen eines Unglücklichen? Er selbst hatte auch einen Sohn, eine Frau, er mußte vorsichtig sein für diese Beiden.

Wenn die Vorsicht nur immer hälfe! — Heut' wird ein Wechsel vorgelegt. Eigentlich wundert er sich, daß es noch nicht geschehen ist. Aber der ihn einfordern soll, ist ein schwerreicher Mann, nachlässig und bequem, vielleicht läßt er's anstehen, und jede Stunde kann mehr Bargeld bringen, als die Summe beträgt, auf die der Wechsel lautet. Da ist der Oppermann in Klein-Pinteln, schuldet über tausend Mark, und der Mühlmeier in Otterndorf, sichere Leute, aber träge Zahler. Zweimal hat er sie gemahnt. Es könnte doch sein, daß sie sich gerade jetzt besännen. — Geht dort nicht der Geldbote? Er zögert vor der Hausthür — er geht vorüber. Verwünscht! Gröningen kommt wahrhaftig auf die Sprünge seines Schwagers, des Pelzhändlers! Nur daß es in seiner Kasse nicht ganz so kahl aussieht, nein, dafür paßt er wohl auf. Eigentlich müßte er heute dem Onkel seine Rente auszahlen, der Alte nimmt's auf die Minute genau. Aber er wird sich

hüten! Erst der Wechsel! Er hat sich an diesem Morgen noch nicht aus seinem Comptoir gewagt; Onkel Philibert sitzt in seinem Fahrstuhl, zwei Treppen hoch. Der soll's wohl lassen, ihm nachzulaufen. Hat er bis zum Abend nicht anderswo Geld aufgetrieben, so zahlt er mit der für den Onkel zurückgelegten Summe. Die Frau mag's dem bösartigen Alten stecken. Schäumen wird er — thut nichts! Und wenn er Klage erhebt, warten muß er doch! Nein, dem Anton Gröningen geht das Wasser noch nicht bis an den Hals, der ist zu klug. Aber — aber eine dumme Geschichte bleibt's doch, gerade dem Onkel Philibert, vor dem er gern groß thun möchte, Geld schuldig zu werden. Und er kann's ihm auch möglicherweise gedenken im Testament. Ja, da kann er ihm Eins auswischen, daß er braun und blau wird vor Aerger.

Die Stunden vergehen. Nannette Gröningen streckt den Kopf zur Comptoirthüre herein.

„Das Essen ist fertig, Gröningen."

„Willmann's Wechsel ist auch da," antwortet der Mann. „Hat der Alte schon nach seiner Rente gefragt?"

„Ich habe ihn noch nicht gesehen heut'. Er ist nicht recht wohl. Die Anna soll oben bei ihm essen."

„Dann ist's gut." Gröningen steht auf, es wäre ihm peinlich gewesen, dem Onkel bei Tisch gegenüber zu sitzen. Erwin kommt' auch nicht, es ist ein Reisender da, er muß den Vater vertreten.

Während die Frau die Suppe aufschöpft, erkundigt sie sich. „Du warst bei Hohmeier?"

„Ja. Er steckte selbst in der Klemme, sagt er."

„Und Resemann, mit dem Du immer Piquet spielst?"

„Hat auch nichts."

„Was willst Du denn anfangen?"

„Ich habe mir gedacht, wozu soll ich in der Stadt herumjagen und meinen Kredit todhetzen? Da liegt doch

die Rente für den Onkel abgezählt. Ob er sie acht Tage früher oder später bekommt, ist einerlei, er hat ja Essen und Trinken bei uns. Du mußt es ihm beibringen."

„Ich?" Die Frau sprang auf. „Ich?"

„Nu ja, natürlich Du! So was machen Frauen viel besser. Ich, als Chef des Hauses, kann doch nicht bei ihm betteln: lieber Onkel, pump' mir was! Das wär' hübsch!"

„Ach, du mein Himmel! Ich habe nicht das Herz dazu. Du weißt nicht, wie höhnisch er oft ist, Gröningen! Du kannst Dir gewiß anders helfen!"

„Meine Zahlungen einstellen, ja, das kann ich."

„Gröningen! Steht's so?"

Die Frau legt den Suppenlöffel hin, langsam fließen zwei Thränen aus ihren Augen. Sie ist groß geworden in dem düsteren Hause, das Geschäft darin ist ihres Vaters Stolz und Ehre gewesen, ist ihr Heiligthum.

„Darum brauchst Du nicht zu heulen," brummt Gröningen. „Jeder Kaufmann hat in dieser Zeit zu kämpfen. Der Battermann drüben ist unser Verderb. Aber wenn sich's auch 'mal klemmt, am Rand sind wir darum noch lange nicht! Der Alte kann auch nicht ewig leben, und wenn er uns was vermacht, und vermacht der Anna was, wie sich's gehört, und unser Erwin heirathet das Mädchen, dann sind wir wieder obenauf. Eine reiche Schwiegertochter freilich braucht's. Was willst Du? Ich hab' mich geplagt genug. 's ist ein alter Körper, unser Geschäft. Frisches Blut muß ihn verjüngen."

Frau Nannette beugte ergeben den Kopf. „Bis zum Abend will ich warten. Kommt bis dahin kein Geld, sage ich's ihm." —

Onkel Philibert saß derweil in seiner Stube, hustete und schaute mit neidischem Blick auf das junge Mädchen, das sich um ihn mühte, und dem das blühende Leben schier unverschämt von den rothen Wangen leuchtete. War's

etwa kein Vermögen, diese strotzende Gesundheit? Wer von ihnen Beiden war denn arm? Würde er nicht all' seine Habe darum geben, der geplagte Greis im Rollstuhl, und arbeiten wie ein Taglöhner obendrein, könnte er sich dadurch noch zehn Jahre solcher Kraft und Frische erkaufen, wie sie sich gleichsam ihm zum Hohn hier vor seinen Augen und doch für ihn unerreichbar breit macht? Ungeduldig ließ er's die Pflegerin entgelten, was sie vor ihm voraus hatte.

In ihr aber gährte und wühlte es, sie mißverstand ihr Empfinden. Das brennende, unbezwingliche Verlangen nach Glück in ihrem Herzen nahm sie für ein Verlangen nach Geld, nach Besitz; sie wußte es nicht besser, kein anderes Glück hatte man sie begreifen gelehrt. Es galt Erwin's Zukunft und die ihre. Einmal wollte sie Gewißheit haben.

Als die Lampe angezündet war, und der Alte verhältnißmäßig ruhig in seinen Kissen lehnte, sagte sie ihm rücksichtslos, was sie auf dem Herzen hatte. Wo hatte sie je Zartgefühl kennen gelernt, wenn es sich um Besitz handelte? Sie sagte ihm, daß sie mit Erwin versprochen sei, daß sie nicht mit leeren Händen in sein Haus kommen dürfe, daß ihre Arbeitskraft Geld werth sei, und daß sie Geld damit verdienen müsse bei Fremden, wenn ihre Verwandten sich nicht dazu entschließen könnten, Leistung mit Gegenleistung zu vergelten. Und sie sprach zu Ende, ungewarnt von dem eigenthümlichen, boshaften Flimmern, das in Onkel Philibert's Augen heraufglomm.

Sie hatte einen Zornausbruch erwartet, er schüttelte fast wehmüthig den Kopf.

„Bist ungeduldig, Kind, und hast doch noch so viele Jahre vor Dir! Treibe ich Dir's zu lang? Warte nur noch ein bischen. Du hast Mühe jetzt, Du wirst noch genießen genug. Warte es nur ab."

„Behüte, Onkel, daß ich Dir ein rasches Sterben wünschen sollte, oder daß mich die Mühe verdrießen könnte, Dich zu pflegen. Nur wenn's einmal eintritt', daß Du nicht mehr unter uns bleibst, möchte ich nicht als die Gefoppte und Genarrte dastehen vor den Anderen, da ich doch am meisten für Dich thue."

„Deswegen sei ruhig," versicherte der alte Mann. „Ich bin bei Lebzeiten kein Schuldenmacher gewesen, und will es auch im Tod nicht sein. Ich belohne Jeden, wie er's verdient, Jeden, Dich wie die Anderen. Du sollst Dich vor Keinem zu schämen brauchen, es soll Dich Keiner auslachen dürfen, das glaube mir! Du wirst schon sehen, warte es nur ab."

„Also hast Du mir eine bestimmte Summe verschrieben, Onkel?" fragte sie hartnäckig.

„Eine bestimmte Summe? Jawohl! Auf Heller und Pfennig bestimmt. Ei, Gröningens werden sich nicht darüber freuen! Was hilft's! Eine löbliche Nachrede, das ist das Einzige, was ein Todter mitnimmt in's Grab. Wer gescheidt ist, sichert sich die. Na, ich meine, der dumme August bin ich nie gewesen."

Dem Mädchen gefiel seine höhnische Weise nicht, aber ehe sie durch weitere Fragen die vielen nebelhaften Verheißungen des Erblassers in eine einzige bindende Zusage verwandeln konnte, trat Nannette Gröningen in die Stube.

„Sieh, sieh," brummte der Alte, „Du lässest Dich ja erst spät blicken, Du bringst wohl meine Rente, he? Na, dann zähle nur auf. Anna, rücke die Lampe herum."

„Die Rente? Nein, Onkel, das nicht. Vielmehr läßt Gröningen Dir sagen —"

„Was? Was? Keine Rente! Was hat er mir sagen zu lassen?"

„Reg' Dich doch nur nicht auf, Onkel. Ein Wechsel kam gerade —"

„Nicht aufregen? Ich will mich aber aufregen! Wenn das Geschäft, das mein seliger Vater gegründet hat, das ich hochgehalten habe mein Leben lang, durch eure Liederlichkeit auf den Hund kommt, wenn da nicht mehr lumpige zweitausend Mark herauszukrigen sind zur gehörigen Zeit, da soll ich mich nicht aufregen? Und dann will Dein Mann noch dick thun vor mir! Verbittet sich Rath und Einmischung, lügt mir vor von Gewinn und auf Zinsen legen — ja, lügt — das ist das Wort! — Aber so muß es kommen! Der Vater hinter dem Kartentisch, der Sohn flegelt sich auf der Promenade herum, die gnädige Frau putzt sich. Derweil tanzen die Gehilfen Hopsassa! Das ist vornehm, modern, das gehört sich für einen Kaufmann. Haha! Mir macht ihr kein X für ein U vor, Du und Dein Grobian von Mann und Dein Gigerl von Sohn. Ich kenne eure Sprünge! Aber ich habe mich vorgesehen, ich habe mich vorgesehen! Wenn ihr euch eingebildet habt, daß ich mit meinem sauer erworbenen Geld eure Lotterwirthschaft unterstützen —"

Ein Hustenanfall unterbrach den Scheltenden. Er wurde blau im Gesicht. Anna hielt ihn, Frau Gröningen klopfte ihm den Rücken.

„Wie kannst Du nur so böse werden um einen Tag oder zwei," sagte sie dabei weinerlich. „Gröningen läßt sich's sauer genug werden, und ich doch wirklich auch."

Der Alte schlug ängstlich mit der Hand durch die Luft. „Zu Bett! Bringt mich zu Bett! — Geh — Du! Du! — Zu Bett! Ganz heraus aus eurer Schandwirthschaft! Bankerottmacher — Bankerottmacher, Alle! Keine Tüchtigkeit mehr! Ihr seid's werth, daß sie kommen und euch das Fell über die Ohren ziehen, die Genossen und Brüder euers sauberen Vetters Konrad! Hole euch Alle die Pest!"

Dann sagte er nichts mehr. Anna, welche ihn mit

Hilfe der von Frau Gröningen herbeigerufenen Magd in die Kissen packte, kamen seine Augen im Dämmerschein der grün verhangenen Lampe seltsam starr und glasig vor, aber sie behielten ihren höhnischen Ausdruck. Um seine Lippen lagerte sich ein grimmiges Lächeln.

Anna rückte einen Sessel in den Schatten, saß und wachte, wie sie manche Nacht gewacht hatte, dachte an Erwin, an den fremden Vetter und sah zu den tanzenden Kreisen hinauf, welche das Licht der Petroleumlampe an die Stubendecke warf. Und dann verwirrten sich ihre Gedanken, sie schlief ein, fest und erquicklich. Gegen Morgen erst fuhr sie auf. Das war seit Monaten nicht vorgekommen, eine ganze lange Nacht, in der der Alte sie nicht aufgestört hatte! Er röchelte und stöhnte auch gar nicht. Leise trat sie näher. Da lag er in den Kissen, wie sie ihn hineingelegt hatte, mit dem boshaften Lächeln um die Lippen und dem Hohn in den Augen. Aber die Augen waren gebrochen, das Herz stand still.

Anna weckte eilends Tante Gröningen, die den Hausknecht mit der Ansage zu Murichs und zum Rechnungsrath schickte. Die Trauer der Familie war nicht groß; eher hatte sich etwas wie Verblüffung ihrer bemächtigt, daß der zähe Alte mit dem Sterben diesmal Ernst gemacht hatte. Gröningen, dem sorgengequälten Mann, fiel eine Last vom Herzen. Er sparte künftig achttausend Mark Rente und bekam einen Theil des aufgespeicherten Kapitals zurück.

Gegen Mittag war Alles für den Todten beschafft. Die Schwäger hatten ihre Läden geschlossen, der Rechnungsrath sich auf seinem Bureau entschuldigt, so viel Rücksicht glaubte man einem Erblasser schuldig zu sein. Nun saßen sie beisammen in der guten Stube von Gröningens und besprachen die Zukunft. Murich wollte große Schaufenster mit Spiegelscheiben anlegen lassen, zehn Zoll breiter als

Querhake's Schaufenster. Bei Gröningen war's mit Schaufenstern allein nicht gethan, der hatte beschlossen, sein ganzes Haus umzubauen. Der Rechnungsrath hingegen sprach davon, in diesem Sommer eine längst geplante Badereise in's Werk zu setzen. Erwin saß dicht an Anna's Seite und hielt ihre Hand öffentlich vor Aller Augen, was Tante Murich insgeheim verdroß, denn durch die Verlobung Erwin's mit der Anna, des Onkels Haupterbin, erbten Gröningens eigentlich doppelt. Sie fand das nicht in der Ordnung.

Der Rechnungsrath erinnerte sich, daß man wohl Konrad Kramer benachrichtigen müsse, da der Bursche sich ja doch einmal zur Familie zähle, und Gröningen schickte wirklich den Hausknecht hin, der an diesem Nachmittag entbehrt werden konnte — der Form wegen. Gebildete Leute verstoßen nie gegen die Form. Mochte der Eingewanderte immerhin dem Todten die letzte Ehre erweisen, wenn es ihm der Mühe werth dünkte, dagegen hatte Niemand etwas einzuwenden.

Konrad kam wirklich gleich nach Feierabend, einen Kranz in der Hand. Den wollte er selbst auf den Sarg legen. Die Familie folgte ihm in's Sterbezimmer, einigermaßen verwundert über seine Aufmerksamkeit.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie dem Todten nichts nachtragen," lobte der Rechnungsrath.

Konrad schüttelte den Kopf. „Ich trage Niemand etwas nach. Wir taugen Alle nicht viel."

„Hm! Der hier hat es allerdings arg getrieben."

„War aber auch gestraft genug, krank und mutterseelenallein in seinen alten Tagen. Ei, da muß Einer ja bitter und gallig werden."

Alle ereiferten sich. Allein? Da sah man, wie fremd der Konrad Kramer in seiner Verwandtschaft war! Onkel Philibert lebte im Schoß seiner Familie, einer großen

Familie. Die ganze Familie ließ sich's angelegen sein, ihm sein Alter leicht und erfreulich zu gestalten.

Kramer lächelte dazu ganz eigen, aber er sagte nichts. Dann wendete er sich zu Erwin.

„Du, Dir gratulir' ich."

„Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin!" flüsterte der junge Kaufmann. „Es ist fast nicht recht, und ich schäme mich eigentlich. Aber ich habe die Anna so lieb! Und vorgestern noch, als Du kamst, war nicht ein Schimmer von Hoffnung!"

„Aber jetzt ist's Deinen Alten recht?"

„Das kannst Du Dir denken! Der Vater lobt mich, als wäre mir eine wunderfeine Spekulation eingeschlagen."

„Sonntag Morgen findet das Begräbniß statt," sprach Murich mit Würde, „darnach wird sofort das Testament des Verstorbenen eröffnet. Ich theile Ihnen dies mit, Konrad, für den Fall, daß Sie zu folgen wünschen."

„Beim Begräbniß, ja. Das Testament geht mich nichts an." Damit verabschiedete sich der junge Schlosser.

„Anna," flüsterte Erwin dem Mädchen zu. „Du hast mich noch nie wieder so geküßt, wie dazumal auf der Treppe, weißt Du noch? Und heute wär's doch erlaubt —"

Sie machte keinen Gebrauch von der Erlaubniß. An ihm vorüber starrte sie auf die Thür, durch die der fremde Vetter hinausgegangen war.

„Hast Du gehört, wie er den Todten entschuldigt hat? Wie er mit Mitleid über ihn sprach! Ich glaube, von uns hat Keiner mit Mitleid an Onkel Philibert gedacht. Ich war nur furchtbar erschrocken und dann hab' ich gleich gedacht: ob er mir wohl seine Zusage halten wird! Und wie Tante Nannette kam, ist ihr erstes Wort gewesen: nun darf Gröningen seine Rente behalten."

„Anna, Du mußt nicht wiederholen, was die Menschen

im ersten Schrecken aussprechen, das klingt meist nicht schön. Man soll jedem Zeit lassen, sich zu fassen."

„Es ist wahr, hernach hat Deine Mutter geweint und Tante Murich auch, und Onkel Ernst ist wenigstens mit dem Schnupftuch über die Augen gefahren. Ich bin schlechter, als sie Alle, ich kann nicht weinen. Ich habe nur einen Gedanken: hinaus! hinaus! aus der Dumpfheit, aus der Enge! Glaubst Du, daß der Onkel mir Wort gehalten hat, daß ich seine Haupterbin bin?"

„Das ist doch wohl keine Frage."

„Aber wenn's nun anders wäre? Wenn ich nun ein ganz armes Mädchen bliebe? Was würden Deine Eltern dazu sagen, und Du, Erwin, Du?"

Er wollte davon nichts hören, er hielt sich die Ohren zu. Welche unnütze Selbstquälerei, am Ziel aller Wünsche sich auszumalen, wie Alles hätte fehlschlagen können! Er küßte sie und versuchte zu scherzen. Sie blieb nachdenklich.

„Wie ich den Konrad den Kranz zu Füßen des Todten habe niederlegen sehen, des Todten, der ihm nichts Gutes gegönnt hat sein Leben lang, da ist mir etwas eingefallen. Damals, als ich zuerst in euer Haus gekommen bin, da hat Onkel Philibert mir einmal einen Apfel geschenkt und freundlich dazu gelacht und mir den Kopf getätschelt, weil ich so herzhaft hineingebissen habe. Wie ich ihm aber darnach beständig nachgelaufen bin und ihm nach den Händen geschielt habe, ob nicht noch mehr Aepfel für mich abfielen, ist er unwirsch geworden."

„Wie kommst Du jetzt darauf?"

„Nun, ich meine, wir haben ihm zu viel nach den Händen geschielt, wir Alle. Und das ist auch wahr, was der Konrad sagt, daß er mutterseelenallein gewesen ist unter uns, der alte Mann."

Frau Gröningen kam heraus, um die künftige Schwieger-

tochter zu einem kleinen Gang in die freie Luft zu ermuntern. Seit heute Morgen war das Ehepaar voller Rücksichten für die Nichte. Erwin mußte zu Hause bleiben, weil der Baumeister eben angemeldet wurde, mit dem Gröningen den Grundriß des neuen Hauses feststellen wollte. Der Sohn und Erbe durfe dabei nicht fehlen.

Anna nahm Hut und Mantel und wanderte die Gassen planlos auf und nieder. Es lastete auf ihr, daß sie auch in diesem Falle anders empfand, als ihre Verwandten, anders als Erwin.

„Der Konrad Kramer ist der einzige Anständige unter uns,“ dachte sie. „Aber daran trägt das verwünschte Geld die Schuld. Das macht die Menschen blind und taub und engherzig und schlecht. Hätte ich nicht immer sein Geld vor Augen gehabt, ich hätte doch auch sehen müssen, daß er ein kranker, schmerzgeplagter Mensch war, und daß er ein gutes Wort, so recht aus ehrlichem Herzen, brauchen konnte, wie Jeder von uns.“ Und sie meinte, sie würde einen größeren Theil des erhofften Reichthums darum geben, wenn sie eine andere, bessere Rede gefunden hätte, dem Sterbenden mit auf die Reise zu geben, als die grausame Frage: „Werde ich Dich beerben?“

Plötzlich blieb sie stehen. Neben ihr schied ein Eisenstacket einen Biergarten von der Straße. In einer von noch schwach belaubten Gebüschen gebildeten Laube hatten ein paar Leute sich niedergelassen. Anna erkannte verwundert Konrad Kramer, der mit freundlichem Lächeln einem blonden Mädchen zutrank, dem Putzmacherkäthchen aus dem Gröningen'schen Hinterhaus. Wie kam er zu der? Etwas mehr im Schatten saß noch ein Bursch, ein Arbeiter seiner Kleidung nach, wohl ein Kamerad Konrad's, vielleicht auch ein Freund Käthchens. Wann hätte es der an Freunden gefehlt? „Ein leichtfertiges Geschöpf,“ sagte Tante Nannette von ihr, und Anna hatte sich ge-

wöhnt, sie mit einer Art neugierigen Gruselns, wie ein unlösbares Räthsel zu betrachten. Eigentlich müßte man den Vetter warnen. —

Sie ging ihres Wegs, aber das blonde Käthchen hatte sie gesehen, kam ihr nach und sprach ein paar theilnahmvolle Worte über den Trauerfall. Es war unmöglich, sie einfach fortzuweisen.

„Es ist eine arge Quälerei gewesen für Sie," meinte sie. „Ich habe Sie manchmal beobachtet von meinem Fenster über den Hof aus. Schrecklich, so Tag und Nacht am Krankenbett zu sitzen! Ich weiß nicht, ob ich die Geduld dazu hätte."

„Es hat eben Jeder seinen Packen zu tragen," erwiederte Anna nicht ohne Beziehung. „Ihnen scheint es wieder ganz gut zu gehen?"

„Ja, es war ein harter Schlag, wie der junge Mann, mit dem ich vier Jhre lang versprochen war, die reiche Wirthstochter heirathete. Ich habe mich nicht wenig gegrämt gehabt über so eine Schlechtigkeit. Schließlich überwindet man's aber doch. Was kann's helfen!"

„Meinen Sie?"

„Sollte ich mich etwa zeitlebens grämen um einen Burschen und einen nichtsnutzigen, jämmerlichen obenein? Es gibt mehr auf der Welt und bessere! Gott sei Dank!"

„Wer so denken kann, dem wird's nicht schwer zu leben."

„Glauben Sie mir, Fräulein, das muß ein Mädchen erst 'mal durchgemacht haben, wie elend Einem um's Herz ist, und man sich selbst ein Leid anthun möchte, weil der Eine, der uns Alles galt, nichts mehr für uns übrig hat! Und wie man sich garstig vorkommt und dumm und unnütz auf der Welt, und wie man dann zurückbleibt, vereinsamt und gebrochen und verzagend an Allem. Dar-

nach aber kommt ein Anderer, schaut Einen an mit ehrlichen Augen, daß es Einem bis in's Herz geht, und man merkt: so ganz zum Wegwerfen gering bist Du doch nicht. Dann richtet man sich sachte wieder auf wie ein Grashalm nach dem Hagelschlag, und dann kommt der Muth und die Freudigkeit zurück, und mit einem Male ist das Glück wieder da und die Hoffnung und die Liebe dazu, heißer noch und inbrünstiger, als das erste Mal."

„Sie müssen's wissen," meinte Anna. „Sie haben diesen Wechsel ja wohl schon durchgemacht."

„Bis ich am letzten Ende auf den Rechten treffe," versicherte Käthchen, ungekränkt von Anna's Spott. „Ich merke wohl, Fräulein, Sie verargen mir's, aber was soll ein Mädchen meines Standes anfangen? Man will doch auch leben, will Mann und Kinder haben und mitthun in der Welt, schaffen, ja! aber auch wissen, wofür man schafft! Man will nicht abseits geworfen werden, ausgesondert wie eine überständige Frucht, verkommen, verdorben, Keinem zu Nutz und Freude. Sollte ich Spitzen um Hauben nähen und Blumen auf Hüte stecken jahraus jahrein, blos damit ich dadurch mein einsames, elendes bischen Leben friste? Nein, wahrhaftig, wenn ich wüßte, daß mir das bestimmt wäre, heut lieber als morgen ging' ich in's Wasser, um so einem Jammerdasein ein End' zu machen."

„Es gibt wohl auch Mädchen, die anders denken. Bei uns wird viel erzählt von meiner Tante Emma, die den Mann, den sie liebte, nicht heirathen konnte, und die jeden Anderen ausschlug, ledig geblieben ist und ihm Treue gehalten hat, bis sie starb."

„Ja," sagte Käthchen, „die vermögenden Bürgerstöchter, die haben Zeit und Geld zu so was. Bei uns heißt's: frei'n oder verkümmern! Aber glauben Sie mir, Fräulein, Einem Treue halten, der gar keine Treue verlangt,

bleibt ein elend Ding auch für Ihresgleichen! Und es hat wohl noch Jede gereut, blos daß die Meisten sich schämten, es einzugestehen. Sie freilich, Sie sind besser daran; Sie brauchen nicht bange zu sein, daß der junge Herr Gröningen von Ihnen läßt. Was mich angeht, ich wünsche Ihnen das Beste, das Allerbeste! Sie haben es verdient an dem alten Mann."

Die beiden Mädchen waren vor der Hausthür angelangt und trennten sich.

Anna sah der Eilenden nach, sie fand heute in ihrem Herzen nicht die hochmüthige Geringschätzung, mit der sie gewohnt war, auf die Putzmacherin herabzusehen. Wie Einer die Welt anschaut, kommt zuletzt auf den Punkt an, auf dem er steht, und auf die Augen, die er zum Sehen mitbringt. Hätte Anna nicht die Gewißheit, daß sie als Erwin's Ehefrau schalten und walten sollte in dem alten Kaufmannshaus, stände sie allein und verlassen in der Welt wie das Putzmacherkäthchen, wer weiß, ob ihre Gedanken denen Käthchens nicht gar ähnlich sehen würden?

— — — — — — — — — — — —

Am Sonntag Morgen ward Onkel Philibert mit allen Ehren zu Grabe getragen, und dann wurde im Beisein aller Familienmitglieder durch den Notar, bei dem es niedergelegt gewesen war, das Testament eröffnet und verlesen. Es war kurz und klar, und während der Jurist seine scharfen, knappen Sätze vortrug, wollte es die Angehörigen bedünken, als grinse aus dem Fahrstuhl in der Ecke das blasse Gesicht des Todten mit höhnischer Genugthung zu ihnen herüber.

Eine löbliche Nachrede sei Alles, was ein Todter mit in's Grab nehme, schrieb der Onkel, Alles was er mitzunehmen wünsche, und da er eigentliche Blutsverwandte nicht besitze, von seinen entfernteren Angehörigen aber, wie er dieselben kennen gelernt habe, gute Nachrede für ihn

unter keinen Umständen zu erwarten sei, habe er, um sich solche trotzdem zu sichern, seine gesammte Habe, die Frucht eines arbeitsreichen Lebens, verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten, deren Namen folgten, vermacht unter der einzigen Bedingung, daß während der nächsten hundert Jahre einmal jährlich in der Pfarrkirche die Schenkung mit Nennung seines Namens verlesen werde. Er thue dies mit um so leichterem Herzen, als er wisse, daß seine Verwandten einer Unterstützung von seiner Seite nicht bedürftig wären. Gröningen sei Chef seines ehemaligen Geschäftes, er vermöge am besten zu beurtheilen, was für eine Goldgrube dies Geschäft für einen tüchtigen Kaufmann sei. Damit sein Neffe aber an ihn denke, vermache er ihm zum Ausruhen seinen Sorgenstuhl. Seine Großnichte Anna, welche ihn in seiner letzten Krankheit gepflegt habe, solle den Stoff zu einem schwarzen Kleide erhalten, denn er nehme an, daß sie ihn zu betrauern wünsche, und könne von ihr nicht verlangen, daß sie sich seinetwegen in Unkosten stürze. Uebrigens sei sie als Erwin Gröningen's Braut auf's Beste versorgt. Der Rechnungsrath müsse bei seinem Rechentalent längst ein Kapital aufgespeichert haben; Murichs seien kinderlos. Auch sie wurden mit Andenken abgefertigt, deren jedes Hohn und Beleidigung war, wie das Trauerkleid und der Sorgenstuhl. Johanna Murich, die zur Verschwendung neigte, bekam eine große, leere Geldkassette; der kurzsichtige Erwin wurde durch die Zuertheilung sämmtlicher Brillen gekränkt. Der Rechnungsrath erbte ein kostbares Trinkglas für die seit zwanzig Jahren unausgeführt gebliebene Brunnenkur.

Als das letzte Wort verhallt, der letzte Streich, den der boshafte alte Mann gegen seine Angehörigen führen konnte, gefallen war, saß die Familie einen Augenblick wie betäubt, dann erhob sich ein wüstes Stimmengewirr. Die Frauen schalten mit vielen Worten die Treulosigkeit und

Doppelzüngigkeit des Todten, aber die Stimmen der Männer 'übertönten ihre Rede, die laut und zornig erklärten: sie ließen das Testament nicht gelten.

Doch der Rechtsverständige bewies ihnen, sie müßten es gelten lassen. Da begnügten sie sich, mit den Weibern über die Niederträchtigkeit und Herzensschlechtigkeit des Todten zu schelten.

Nur Anna fand kein Wort der Entrüstung. „Wir haben ihm zu viel nach den Händen gesehen," meinte sie. „Er hat's uns wohl vorhergesagt: uns wird, was wir verdienen."

Erwin's Augen standen voll Thränen. „Anna! Anna! Was soll nun aus uns werden?" stöhnte er.

Sie wandte sich erschrocken um. „Das fragst Du?"

Ihn aber überwältigte das Schluchzen. Er drückte den Kopf in die Tischdecke, um es zu ersticken.

„Wir werden warten," flüsterte sie hastig. „Wir sind jung. Wir warten."

Er schüttelte in stummer Verzweiflung den Kopf.

Tante Nannette rief mit harten Worten den Sohn an, daß er mit dem Vater auf's Comptoir gehe. Sie könnten nicht noch mehr Zeit vertrödeln mit dem Todten. Anna schickte sie in die Küche.

Murichs nahmen grollend ihre Hüte und Umhänge, und der Rechnungsrath hinkte ärger denn je, als er die Treppe hinunterschritt, denn sein Zipperlein plagte ihn arg.

„Ein Giftpilz, der Alte, ein wahrer Giftpilz! Wer hätte ihm solche Nichtswürdigkeit zugetraut!"

Schon kamen die Gerichtsboten die Stiege herauf, um für die erbenden Kassen die Siegel an Herrn Philibert's Schränke und Thüren zu legen.

„Sorgen Sie, daß der Plunder bald abgeholt wird," schrie Frau Gröningen den Männern nach, „sonst lasse ich ihn auf die Straße werfen trotz aller Siegel. Denn

das hier ist unser Haus, und nur aus verwandtschaftlicher Rücksicht haben wir den heimtückischen Menschen so lange hier geduldet."

Es war aber just, als hätte der grimmige alte Mann den Geist der Unruhe, des Verdrusses, der Zanksucht, der ihn beseelte, als alleiniges Erbtheil auf seine geldhungrigen Verwandten übertragen. In der Küche machte Frau Gröningen ihrer Nichte Vorwürfe, weil sie es nicht verstanden habe, das Herz des Onkels für sich zu gewinnen; im Comptoir bekam der einzige Sohn des Chefs spitzige Bemerkungen darüber zu hören, daß er als Großneffe es nicht vermocht hätte, sich in die Neigung des Alten einzuschmeicheln, und als das Ehepaar am Abend in seiner Kammer allein war, gab Gröningen seiner treuen Hausfrau die bösesten Worte seit ihrer Eheschließung, weil sie Onkel Philibert nicht häufig genug die Lieblingsspeise gekocht, nicht ängstlich genug sich mit seiner Pflege beschäftigt habe. Die sanfte Nannette dagegen, aufgestachelt von solch' unverdienter Kränkung, hielt ihrem Eheherrn vor, daß Dickethun an unrechtem Ort nicht die Gepflogenheit kluger Leute sei. Zuletzt schlossen sie Frieden, einen Frieden, wie das so zu geschehen pflegt, auf Kosten der Rechte und Hoffnungen Dritter. —

Trüb und grau war der nächste Tag. Erwin's matte Augen schienen jede Spur von Farbe verloren zu haben, seine schmale Gestalt war gebeugt wie die eines Greises. In der kräftigeren Anna kochte das Fieber zorniger Erwartung. Gegen Abend kam der Umschwung, sacht, ohne Lärm, wie es der Würde des alten Hauses entsprach.

Nach Schluß des Ladens nahm Gröningen seinen Sohn mit in die Ladenstube und drehte den Schlüssel in der Thüre um. „Jeder aus unserem Haus hat Opfer gebracht für das Bestehen unserer alten Firma. Jetzt ist die Reihe an Dir," sagte er feierlich.

Erwin sah vor sich nieder und antwortete nicht.

„Du kannst nicht behaupten,“ fuhr Gröningen fort, „daß Dein Vater und Deine Mutter sich nicht nachgiebig gegen Deine Herzenswünsche bewiesen hätten. Leider verstand Anna nicht ihren Vortheil und die Pflicht gegen Dich und uns. Das ist ihre Schuld, und sie muß die Folgen tragen. Unser Geschäft braucht zu seinem Bestehen den Zuschuß eines bedeutenden Kapitals, sofort, unverzinslich, unkündbar. Zu solchen Bedingungen wird Geld nur erheirathet. Du verstehst mich!“

Erwin sagte noch immer nichts.

„Da ist der Reitmeier drüben, der Lohgerber. Du wirst wohl gemerkt haben, daß seine Agnes ein Auge auf Dich hat. So was merken junge Leute immer. Er ist ein schwer reicher Mann, und die Agnes bekommt ihr mütterliches Vermögen bei der Hochzeit bar ausbezahlt. Heute Morgen beim Frühschoppen haben wir die Sache miteinander beredet. Morgen wirst Du zum Thee eingeladen. Das Weitere findet sich.“

Jetzt sprang der junge Mann auf. „Vater, ich kann's nicht! Das nicht! Ich soll die Anna aufgeben — für immer aufgeben? Vater, ich bitte Dich, nur das nicht! Ich will warten, so lange Du willst, und arbeiten, so viel ich kann. Jetzt sollst Du erst sehen, was ich leisten kann, Vater!“

Der Kaufmann lächelte mitleidig. „Hast Du nicht gearbeitet bis jetzt? Hab' ich nicht gearbeitet? Thörichter Junge!“

„Das Geschäft wird sich wieder heben, Vater.“

„Das hoffe ich, durch neues Kapital.“

„Auch ohne das! Die Rente für Onkel fällt doch weg. Seine Wohnung kann auch vermiethet werden. Wenn wir sparsam sind, Vater, wenn wir —“

Gröningen stand schweigend auf, nahm schweigend aus

seinem Schrank das Geheimbuch, das selbst Erwin nicht kannte, und legte es aufgeschlagen vor seinen Sohn hin.

„Du kannst rechnen, nicht?“

Und Erwin rechnete, erst langsam, in Fieberhast dann und wieder sehr langsam und bedächtig. Dann warf er die Feder hin und den Kopf auf den Tisch und weinte.

Gröningen strich ihm sachte über das blonde Haar. Es kam nicht oft vor, daß der Mann sich zu einer Liebkosung aufraffte. „Ich denke, ich habe meinen einzigen Sohn so lieb, wie ein anderer Vater. Müßte es nicht sein, warum sollte ich Dich peinigen?“

Und Erwin legte sein thränennasses Gesicht auf die Schulter des Mannes und stammelte: „Vater, Vater!“ —

Unterdessen verhandelte Frau Gröningen mit Anna.

„Du weißt, ich würde niemals die Tochter meiner guten Schwester Liese aus dem Hause weisen, aber so wie Du leider mit Erwin stehst, ist's besser für Dich und für den armen Jungen, wenn Du Dich nach einer Stelle auswärts umsiehst. Es werden ja alle Tage welche ausgeboten. Kommt ihr euch nur erst 'mal aus den Augen, so wird die Kinderei bald vergessen sein.“

„Ich will Erwin nicht vergessen,“ sagte Anna trotzig. „Aus eurem Haus gehen, ja! Von ihm lassen, nein! Das muß er selbst mich heißen.“ —

Die Tante fand an diesem Abend, daß, wer arme Verwandte in's Haus nimmt, sich eine Zuchtruthe bindet, und daß sie zu gut sei für die undankbare Welt.

Anna aber sprach Erwin an diesem Abend nicht mehr; er lag krank. Seine Mutter kochte Thee für ihn und ersparte der Nichte den Vorwurf nicht: „Wenn man Jemand lieb hat, dann macht man ihm das Unabänderliche leicht. So viel wirst Du begreifen, daß aus euch Beiden niemals ein Paar werden kann.“

Anna warf den Kopf in den Nacken. „Ich bin die-

selbe noch heute Abend, die ich heute Morgen war. Wenn ich euch heute früh noch recht war, warum nicht jetzt?"

Sie aber packte doch ihre Sachen und sah die Zeitung durch nach einer für sie passenden Stellung. Sie hatte Zeit dazu, Tante Gröningen gestattete ihr keine Handreichung mehr, sie ließ sich's angelegen sein, der unwillkommenen Hausgenossin zu beweisen, daß Niemand hier ihrer Dienste bedürfe.

Und Erwin zeigte sich nicht. Auch am nächsten Tage kam er nicht aus seiner Stube. Schriftlich theilte er der Geliebten mit, daß er den Wünschen seiner Eltern nachgebe, daß Alles zwischen ihnen aus sein müsse.

„Ich kann nicht anders, Liebste, was es mich kostet, weiß nur Gott. Ich werde nie eine Andere lieben. Sei glücklich. Ich bete für Dich."

Der Brief war feucht von Thränen.

In Anna's Augen trat kein Naß. Ungläubig starrte sie die Zeilen an. Das war wohl ein Kapitel aus einem Roman? Schrieb denn so ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut? Sie sah im Spiegel ihre blühenden Wangen, ihre blitzenden Augen, die jugendliche Gestalt voll Schmiegsamkeit und Kraft, sie fühlte die Fülle von Zärtlichkeit, Muth und Opferfreudigkeit in ihrem Herzen. War all' dies nicht mehr werth als ein baufälliges Haus voller Mäuse und Schwamm, ein düsterer Laden mit Heringsfässern, Kaffeesäcken und Schmalztonnen? Konnte ein Mann schwanken in der Wahl?

Erwin erschien ihr fremd in diesem Augenblick, unverständlich, verächtlich fast. Denn vor der Seele der Frühverwaisten, die nie ein Eigenthum auf dieser Welt besessen hatte, stand als höchstes, werthvollstes Gebilde auf Erden der Mensch, die Person mit ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften. Erwin aber setzte darüber einen todten Besitz, eine Satzung, ein Ding. Wie ein kalter

Schauer durchrieselte das Mädchen die plötzliche Erkenntniß, daß mehr als Menschenwillkür sie von dem geliebten Manne scheide, daß auch er zu den Anderen gehöre, die nicht Ihresgleichen waren.

Eben trat Gröningen ein. Die Tante, in Sorge um den Sohn, ließ ihm keine Ruhe: er, als Hausherr, sollte den Knoten zerhauen, die Dinge zwischen ihnen und der störrischen Nichte zum raschen Abschluß bringen. Der wortkarge Mann gedachte aber diese unangenehme Angelegenheit zu begleichen, wie er bis jetzt alle Unannehmlichkeiten auf seinem Lebenswege beglichen hatte, mittelst eines angemessenen und mit Anstand gebrachten Geldopfers.

Anna wisse selbst am besten, daß das Haus ihrer Verwandten ihr stets eine Heimath geboten habe, begann er. Wie die Dinge sich nun aber gegen ihrer Aller Wunsch und Willen gestaltet hätten, nähme er an, daß dem Empfinden seiner Nichte der fernere Aufenthalt in Erwin's Nähe zur Qual gereichen müsse. Sie möge sich daher bereit halten, morgen mit nach Berlin zu reisen, wo er, Gröningen, Unterkunft für sie in einer anständigen Pension gesichert habe. Von dort aus könne sie sich ohne Ueberstürzung nach einer passenden Stelle umsehen, auch zuvor noch die eine oder andere Fertigkeit, die ihr zu ihrem Fortkommen nützlich scheine, erlernen. Den Pensionspreis würde er bezahlen und an einem entsprechenden Taschengelde zur Befriedigung etwaiger kleiner Wünsche und Bedürfnisse solle es seiner Nichte gleichfalls nicht fehlen.

Dabei zählte er fünfzig Mark auf den Tisch; er hatte es gut im Sinn mit Derjenigen, die seinen Sohn liebte; um Erwin's-Willen knauserte er nicht.

In ihr aber schlug die Empörung zur hellen Flamme auf. Der dumpfe Groll, langsam, kaum merklich eingesogen am Sterbebett des Vaters, der Mutter; genährt in den langen Jahren freudloser Dienstbarkeit im Haus-

wesen der reichen Verwandten, als Pflegerin des bösartigen Onkels; durch das Auftreten des fremden Vetters endlich ihr zum Bewußtsein gekommen, fand jetzt Sprache und That. Mit rascher Handbewegung strich sie das aufgezählte Geld vom Tisch, daß die Münzen auf den Erdboden rollten.

„Vor drei Tagen habt ihr mich als Erwin's Braut geküßt und umarmt, weil ich als Erbin des Onkels galt, heute weist ihr mir die Thür, weil der Onkel mich enterbt hat wie euch Alle! Das — das dank' ich ihm, denn dadurch sind mir die Augen aufgegangen, und ich bin frei geworden. Euer Geld will ich nicht! Legt's zu dem Kapital, das euer Gott ist, euer Denken und Sorgen bei Tag und bei Nacht, dem ihr Verwandtschaft, Freundschaft, den eigenen Sohn zum Opfer bringt. Ich verlange nichts davon. Die Arbeit, die ich in eurem Haus verrichtet habe, schenke ich euch! Und gehen — gehen kann ich auch allein und auf der Stelle!"

Gröningen, der etwas schwer begriff, starrte die Nichte ängstlich an, ob sie wohl geistesgestört sei, weil sie gutes Geld auf die Erde warf und den, der es ihr großmüthig schenken wollte, schalt. Frau Gröningen kam herein, hergelockt durch das laute Reden, und Erwin's schwanke Gestalt erschien auf der Schwelle. Das Mädchen eilte auf ihn zu.

„Erwin!"

Er zog sie in seinen Arm.

„Anna! Anna! Daß wir uns trennen müssen!"

„Müssen wir? Wir sind jung und kräftig. Laß uns hinter uns werfen, was uns beengt, unsere Zukunft einzig auf unsere Arbeit bauen!"

„Liebste, Du kennst die Welt nicht. Arbeit! Was für Arbeit? Ich bin Kaufmann, bin der Sohn aus einem alten Hause. Ich schulde mich und was ich bin und kann, meiner Firma, den Meinen. Siehst Du das nicht ein?"

„Und dem Mädchen, das Du liebst, schuldest Du nichts?“

„O Anna, zerbrich mir nicht das Herz! Ich habe mehr Thränen geweint in diesen zwei Tagen, mehr als je zuvor, mehr als irgend ein Leid mir künftig auspressen kann. Hab' Erbarmen mit mir. Mein Leben gäbe ich freudig, um Dir den Weg durch die rauhe, kalte Welt zu ebnen; aber wollte ich jede Pflicht verletzen und als undankbarer Sohn und gewissenloser Geschäftsmann davongehen mit Dir in die weite Welt — wie sollt' ich mich so rasch in fremden Verhältnissen bewegen lernen? Wir würden zu Grunde gehen trotz des tapfersten Ringens. Ich vermag nicht, Dir ein sicheres, sorgenfreies Heim zu schaffen.“

„Aber ich allein, ich soll's! Was habe denn ich gelernt, das mich ernähren könnte? Welche Kunstfertigkeit ist in mir ausgebildet worden? Da ihr mich doch nur auf Zeit in euer Haus nahmt, nicht als Familienglied, als eine Fremde, der ihr jeden Augenblick die Thür weisen konntet, der ihr sie weist in diesem Augenblick — sagt, wodurch habt ihr meine Zukunft sicher gestellt? Gefeiert hab' ich nicht in eurem Hause, die Härte meiner Hände beweist es, und doch gehe ich so unwissend und so ungeschickt aus eurem Hause, daß ich kaum zur gewöhnlichsten Dienstmagd, kaum zur Fabrikarbeiterin tauge!“

Tante Gröningen riß die Geduld. Anklagend hob sie die Hände empor. Der Herrgott im Himmel selbst hatte sie bewahrt, solch' eine Schwiegertochter in's Haus zu nehmen! Gut, daß sie sich doch endlich zeigte, wie sie war. Und sie begann der Nichte in harten Worten ihre Undankbarkeit vorzuhalten. „Wie, Du Elende, Du Undankbare! Deine Mutter habe ich aufgenommen, Deinen Vater in seiner Krankheit gepflegt, Dich selbst gehalten wie die eigene Tochter. Und zum Dank dafür verführst Du mir den einzigen Sohn, willst die hilflosen alten Leute aus dem Hause drängen, Dich in die warme Stelle

setzen, Du, die Tochter des Bankerottmachers, das Fräulein von Habenichts! Darauf war's abgesehen von Anfang an, daß es mißglückt ist, das erfüllt Dich mit Zorn. Und nun möchtest Du mir den guten Erwin verlocken, daß er mit Dir in die Welt hinaus laufe. Ha, aber dafür bin ich, die Mutter, noch da, um diese schnöde Berechnung zu Schanden zu machen!"

Erwin faßte beschwörend die Hand der Zornigen. „Halt ein, Mutter, um Gottes willen! Anna rechnete nicht. Sie hat mir ihr Herz gegeben, mir, dem Menschen, nicht eurem Sohn und Erben. Nicht wahr, Anna, nicht wahr? So ist's!"

Auf des Mädchens Wangen war jeder Blutstropfen gewichen bei der Anklage. Sie hatte die Augen weit geöffnet, als sähe sie plötzlich, was sie nie zuvor gesehen hatte. „Ich weiß nicht," antwortete sie hart, „es könnte doch sein, wie die Tante sagt."

Erwin schrie auf und warf sich vor ihr auf die Kniee. „Anna, Anna! Geh' nicht so von mir, nicht mit diesem bösen Wort, das der Schmerz, der Trotz Dir erpreßt hat! O gieße nicht Gift in den Schmerz dieser Stunde! Anna, sag's! Du hast nicht die Habe meiner Eltern und meine Stellung, und was ich Dir an weltlichem Gut zu bieten hatte, geliebt! Nicht das, nicht wahr?"

Ihre Lippen verzogen sich schmerzlich. „Wenigstens wüßte ich in diesem Augenblick nicht, was ich sonst an Dir geliebt haben könnte. — Steh auf! Wie? findest Du kein anderes Wort für das Mädchen, das Du zu lieben vorgibst, dem Du Führer und Schützer zu sein versprachst, in dem Augenblick, da es hilflos hinausgestoßen wird in die ihm fremde Welt, kein besseres Wort, als die kniefällige Bitte, Deine Eigenliebe zu schonen, Dir eine Erinnerung zu hinterlassen, über der Du angenehm träumen kannst?!" Sie riß mit einer rauhen Bewegung

ihre Hand aus der seinen. „Sieh' zu, wie Du mit Deinen Träumen fertig wirst! Ich werde künftig weder zu angenehmen noch zu unangenehmen Zeit haben."

Sie nahm ihre kleine Handtasche und schritt zwischen ihren Verwandten hindurch zur Treppe. „Wenn ich erst weiß, wo ich bleibe, werde ich meine übrigen Sachen fordern."

Erwin lag in den Armen seiner Mutter, eine Schwäche hatte ihn befallen.

„Das ist eine ganz gefährliche Person," murmelte Gröningen, der sich kaum von seiner Erstarrung erholen konnte. „Haben wir die wirklich Jahr und Tag unter unserem Dach gehabt, am selben Tisch mit ihr gegessen und getrunken?"

Die Hausthür klappte in's Schloß; das Abenddunkel, das über der Stadt lag, schlug um die Scheidende zusammen. Aber der Auftritt hatte einen Zeugen gehabt. Vom schwach erleuchteten Flur herauf tönte eine kräftige Stimme.

„Potz Wetter! Hier wird ja wohl Kehraus gemacht?"

Gröningen fuhr zusammen. Erwin jedoch richtete sich mit frisch erwachender Kraft aus den Armen seiner Mutter auf.

„Konrad! Konrad! Tausendfach willkommen! Vetter, eile ihr nach! Steh' ihr bei, da ich's nicht darf!"

„Na, na," wehrte der Schlosser, „nur ruhig. Die Anna ist ein muthiges Mädchen, die wird sich schon nicht verlaufen. Was gibt's denn zwischen euch?"

Alle Drei redeten zugleich auf ihn ein. Hätten Gröningens sich sehen können, sie würden sich gewundert haben über den sich überstürzenden Eifer, mit dem sie im Drang des Augenblicks dem fremden, unwillkommenen Vetter ihre intimsten Verhältnisse klarlegten. Die Testamentseröffnung gestern, die Nothwendigkeit für Erwin, eine vermögende Frau zu wählen, die Anmaßung, mit der diese aus Barm-

herzigkeit aufgenommene Nichte sich der Trennung von Erwin widersetzte, nachdem sie doch offenbar des Onkels Bosheit durch ihr Ungeschick verschuldet hatte — das Alles kam in wirrer Ueberstürzung heraus.

Als Kramer zu Wort kommen konnte, sagte er nur: „Das Lange und Breite von der Geschichte, wenn ich recht begreife, ist also, daß es aus sein soll zwischen Dir und der Anna. Nicht wahr, Vetter?"

Die Alten kamen des Sohnes Antwort zuvor. „Völlig aus! Ist eigentlich niemals etwas daran gewesen. Ich bitte Sie, solche Kinderei! Ja, meine Frau, die immer zu gut ist, war schwach genug, dem Unsinn zuzusehen. Was mich anbelangt, ich hab' schon lange für unseren Sohn insgeheim bei meinem Nachbar um die junge Agnes Reitmeier geworben."

„Die Agnes Reitmeier?"

„Aus dem großen Ledergeschäft schräg gegenüber, wenn Sie's bemerkt haben."

„Ach so, die mit den geschnittenen Drüsen und der einen hohen Schulter?"

„Eine hochachtbare Kaufmannsfamilie."

„Na ja, der Erwin wird ja wissen, was er zu thun hat."

Erwin saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. „Und wenn Alles vorbei und aus sein muß für alle Zeit," stöhnte er, „so lieb, wie die Anna, werde ich Keine jemals wieder haben!"

Der Schlosser hob den Kopf. „Holla, so steht's? Du kriechst also zu Kreuz? Du gibst die Anna auf?"

„Ich muß ja doch. Sieh, da stehen meine Eltern, hier steht unser Haus. Und kommt nicht frisches Kapital in das alte Getriebe, so fahren meine Eltern in Kummer und Schande zur Grube, so bricht unsere angesehene Firma zusammen, ein Hohn und Spott der Leute. Es mag ja Menschen geben, die über all' das wegschreiten können —

ich aber hätte keine ruhige Stunde mehr, nein! und hielte ich die Anna in den Armen, ruhig würde ich nie wieder. Darum — ginge mir auch das Herz in Stücke, ich kann nicht anders, kann nicht!“

Konrad Kramer that einen tiefen Athemzug. „Somit wäre die Anna frei von dieser Stunde an? Das sage noch einmal. Du gibst sie frei, ohne Widerruf, so wahr Du ein ehrlicher Kerl bist?“ Seine Stimme bebte vor Erregung.

„Was kümmert's Dich?“

„Gib Antwort!“

Erwin war aufgesprungen. Die beiden Vettern maßen sich eine Minute lang Aug' in Auge. Dann packte Erwin athemlos, außer sich, den Anderen bei den Schultern und schüttelte ihn in ausbrechender Eifersucht. „Ha, jetzt begreife ich Dich! Du hast von je ein Auge auf die Anna gehabt. Du willst sie für Dich! Leugne nicht!“

Konrad wurde sehr roth. „Und wenn es so wäre? Soll das Mädel seine Tage vertrauern, weil Du eine Andere freist? Ich kann, was Du nicht kannst, ich, der Handwerker!“

„Du? Was kannst Du?“

„Das Mädchen heirathen vom Fleck weg, obwohl sie mir nichts zubringt als ihr schönes Gesicht, ihr gutes Herz, ihre Gesundheit und Arbeitskraft, um mein Haus damit zu schmücken, daß mir das Herz aufgeht, wenn ich mein Nest anschaue. Keine Kranke, Schiefe, Zuwidere nähm' ich mir, und brächte sie mir Millionen! Daß ich die nicht brauche, das ist mein Stolz! Ich will Freude haben an meiner Familie. Daß sie bei mir nicht hungert, dafür rühre ich meine Hände. Alles Andere schert mich keinen Deut!“

Das Feuer in Erwin's Augen erlosch, er ließ die Arme sinken und wandte sich ab wie in körperlichem Schmerz.

„Ja, Du hast das Recht, mir mein Liebstes zu nehmen. Und ich spür's, Du hast auch das Herz, es zu thun. Aber," setzte er in neu auflebender Hoffnung hinzu, „sie wird nicht wollen. Nein, nie! Meine Anna kann nicht vergessen."

Konrad lachte. „Das laß meine Sorge sein. Ein rechtes Mädel gibt sich schon, wenn ein rechter Mann kommt. Die Anna vollends schien mir allzeit mehr von meinem Schlag, als von eurem. Uebrigens eilt es ja nicht. So um die Zeit, wenn Du anfängst, mit Deiner Braut Arm in Arm zu spazieren, wird's vielleicht auch zwischen der Anna und mir richtig werden. Guten Abend Alle miteinander!"

Noch in dieser Nacht wurde zum Hausarzt der Familie Gröningen geschickt. Erwin war ernstlich erkrankt.

Konrad aber schritt dahin, als wären ihm Flügel gewachsen. „Wenn mir das gelänge, die Liebe dieses Mädchens zu gewinnen. Hei! ein Leben sollte das werden mit dem frischen, sonnigen Ding, das Kraft und Freude ist vom Wirbel bis zur Zehe!" Er lachte in sich hinein. „Ja, ja, es mag den Erwin hart ankommen, so Eine aufzugeben, ich fühl's ihm schon nach. Armer Tropf! für einen gebundenen Mann, wie Du, ist die Anna nicht gewachsen!"

Und es berauschte ihn schier die Freude, daß er sich frei wußte. Alles Elend seiner harten Jugendzeit schien ihm aufgewogen, getilgt, ausgelöscht aus seiner Seele in dieser Stunde durch das fast wilde Triumphgefühl, frei zu sein, bar jeder Sorge, jeder Rücksicht, ganz auf sich selbst gestellt, verantwortlich nur für das eigene Wohl, während den auf einer höheren Sprosse der Gesellschaftsleiter stehenden Vetter widrige Umstände mit unzerreißbaren Fesseln banden, knechteten, als ihren Gefangenen zurückhielten von Glück und Selbstständigkeit. —

Unterdessen rannte Anna wie gehetzt durch die Straßen der Stadt und wußte nicht, wohin ihre Füße sie trugen. Schließlich blieb sie stehen, die Nacht rückte heran, sie mußte sich entscheiden, wo sie Obdach suchen wollte. Zwanzig Mark, die Ersparniß von Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken, steckten in ihrer Tasche. Aber die mußten weit reichen. Sie anzubrechen, um ein Zimmer in einem Gasthof zu bezahlen, war nicht rathsam. Sollte sie zu Murichs gehen? Nein. Abgesehen davon, daß diese sie ungern aufnehmen würden, wollte sie auch von Verwandten nichts mehr wissen, nichts mehr von der selbstsüchtigen Fürsorge dieser Leute. Sie mußte sich ihren Weg durch's Leben künftig allein suchen. Und da fiel ihr die Putzmacherin im Hinterhaus ein; die hatte nicht Eltern noch Geschwister, die mußte ihr sagen können, wie ein alleinstehendes Mädchen es anfängt, um zu leben und sich durchzubringen ohne Anhalt und Unterstützung. Käthchen wollte sie fragen. Sie kehrte um, schlüpfte vorsichtig über den dunklen Hof und klopfte an die Thür der Kleinen.

Das Putzmachermädchen sah über den Tisch voll Blumen, Federn und Spitzen hinweg mit großen Augen auf den späten Besuch.

„Ach, das Fräulein Staudinger! Das ist aber hübsch, daß Sie einmal herüberkommen zu mir. Setzen Sie sich, hier auf das Kanapee und erzählen Sie, was Sie zu mir führt. Legen Sie Ihren Hut ab, und den Mantel auch. Stellen Sie doch die Tasche aus der Hand! Sie wollten wohl verreisen? Nein, wie sehen Sie aus den Augen! Soll ich Ihnen eine Tasse Thee kochen? Nicht? — Na, dann sprechen Sie, sagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann.“

Und Anna setzte sich und erzählte und sprach sich das Leid vom Herzen, das seit Tagen, seit Jahren, seit ihrer

Kindheit auf ihr lastete, sammt dem Leid, das sie heute niedergeschlagen hatte. Alles vertraute sie der Putzmacherin und fand sie nicht dumm und nicht leichtsinnig in dieser Stunde. Die Trostworte, die sie ihr sagte, waren grundverschieden von dem, was Tante Nannette in gleichem Fall auf die Lippen gekommen wäre, hatten Hand und Fuß und trafen in's Schwarze. Die Kleine lebte mitten in den Wellen des Lebens, Glück wie Unglück waren ihr bekannte Gäste, und sie griff auch entschlossen zu, wo Hilfe Noth that, als echtes Kind des Volkes.

Auf dem Sopha wurde ein Bett für die Fremde hergerichtet, Käthchen hatte ja öfters schon einer Freundin ein Obdach gewährt, auch eins angenommen, wenn sich's eben traf. Dazu brauchte Keine sich zu stolz zu dünken, nicht zum Geben, auch nicht zum Nehmen. An Jeden kommt die Reihe für beides. Morgen am Tage wollte Anna sich nach nutzbringender Arbeit umthun. Auch dafür wußte Käthchen Rath. Sie hatte einen Berg Hüte zum Aufgarniren im Hause. Vielleicht konnte Anna ihr beim Aufputz hilfreich zur Hand gehen. Wenn sie sich zur Putzmacherin eignete, wenn ihr die Beschäftigung gefiel, wollte Käthchen sie sich zur Genossin heranziehen.

Anna war Feuer und Flamme. Um fünf Uhr schon stand sie auf, fegte die Stube, wischte den Staub, kochte Kaffee und ging dann eilig an die Arbeit. O, sie verstand die Nadel zu führen. Tante Nannette pflegte die Sauberkeit und Haltbarkeit ihrer Flickereien zu rühmen. Und das bischen Aufgarniren! Es sah sich wie ein Spiel an unter Käthchens feinen Fingerchen. Also Rüschenfälteln! An Rüschen brauchte die Putzmacherin viele, viele Meter. Sie gab ihrem Gast den Eggentüll in die Hand und machte die ersten Stiche.

„So, Fräulein, sehen Sie. Nur leicht, nur vor allen Dingen recht leicht."

Anna begann. Mit der Linken hielt sie den Tüll wie in einem Schraubstock, mit der Rechten kniff sie die Falten recht fest und dann nähte sie, sehr sauber, lauter Hinterstiche. In dem Maß, wie die Rüsche wuchs, sah sie immer trauriger aus, immer unfrischer, zerknüllter.

„Ich weiß nicht, was das mit meiner Näherei ist, Käthchen, aber anders als die Ihre nimmt sie sich aus, das ist gewiß.“

Die Putzmacherin erschrak. „O weh, was haben Sie da angerichtet! Das muß Alles wieder losgetrennt werden.“

Losgetrennt! Ja, was die Anna Staudinger nähte, das saß, das trennte kein Meister in der Kunst heil wieder auseinander. Für diesmal war das Material verdorben. Anna weinte.

„Es will Alles gelernt sein,“ tröstete die gutmüthige Putzmacherin. „Kräuseln Sie lieber erst 'mal diese Spitze. Kräuseln geht leichter.“

In fünf Minuten war die hübsche Spitze ein unansehnlicher Lappen.

„Ich merke wohl,“ sagte Käthchen, „zum Putzmachen sind Sie nicht geboren, Sie haben eine zu schwere Hand. Vielleicht würd's mit dem Schneidern besser gehen. Damit bringt man sich auch durch, aber man muß es erst lernen und das dauert seine Zeit.“

„Ich wär so gern mein eigener Herr,“ seufzte Anna, „so wie Sie, schlösse Abends meine Thür und wäre Niemand Rechenschaft schuldig. Von dem Leben nach Anderer Kommando habe ich genug. Aber ich fürchte, ich bin blos zum Waschen und Scheuern zu gebrauchen.“

„Nun, es wird schon gehen,“ beruhigte Käthchen, „mit der Zeit freilich, erst mit einem kleinen Umweg vielleicht, denn zum Schneidern lernen gehört Geld. Die Schneiderinnen, die Sie ohne Entgelt in die Lehre nehmen, nutzen Sie blos als Aschenputtel aus und Sie gehen nach einem

Jahr so ungeschickt von ihnen, wie Sie gekommen sind. Wenn Ihre Verwandten Ihnen kein Geld vorschießen wollen, wär's schon das Beste, Sie träten auf ein oder zwei Jahre als Stütze in eine Familie, die Sie einigermaßen bezahlt. Mit dem ersparten Geld würden Sie dann das Schneidern lernen."

„Wenn Sie meinen," erwiederte Anna muthlos, „will ich das versuchen."

Und sie lief nach Stellen, tagelang immer angstvoll den Hof durchschleichend, damit Keiner ihrer Verwandten sie erspähe und etwa glaube, sie hielte sich Erwin's wegen noch im Hause auf. Sie schrieb auch Briefe. Zwei Mark von ihren zwanzig verschrieb sie an Porto. Aber Stellen finden sich nicht so im Handumdrehen. Ein Theil der Herrschaften verlangte Zeugnisse, der andere wollte keinen Lohn zahlen. Sie aber brauchte Lohn und hatte keine Zeugnisse.

Acht Tage schon hielt sie sich bei dem gutherzigen Käthchen auf, wagte kaum sich satt zu essen am Tisch der Kleinen, die selbst wie ein Vögelchen aß, wußte nicht, wie sie ihr je die Wohlthat vergelten sollte, und fand, daß es doch recht schwer sei, sich aus eigner Kraft einen Weg durch die Welt zu bahnen.

Da erklang eines Mittags ein Schritt auf dem Flur, der ihr das Blut in die Wangen trieb. Ehe sie Zeit fand, sich zu fassen, ging die Thür auf, und Konrad Kramer trat ein, nicht zur sonderlichen Ueberraschung der Hausherrin, wie es schien.

„So, Anna, also hier findet man Dich?"

„Ich — ich habe — ich wollte —"

„Weiß schon," lachte Kramer wohlgemuth, „es ist aus mit denen da drüben. Mit denen ist's immer aus, sobald Einer kein Geld hat. Das thut nichts, wenn es Dir sonst nur gut geht! Eines nur möcht' ich wissen: warum

Du mir nicht ein Wörtchen gesagt hast von Deiner Verlegenheit? Mit mir braucht man doch keine Umstände zu machen."

„Dir? Daran hab' ich gar nicht gedacht."

„Schlimm genug. Da muß mir erst der Mallin sagen, daß Du hier bei dem Käthchen sitzest."

„Der Mallin?"

„Käthchens Schatz. Weißt Du nicht, daß er ein Kamerad von mir ist?"

„Ach, der junge Mann, mit dem ich euch vor acht Tagen zusammen sah?"

„Der Nämliche. Also, Bäschen, was soll werden?"

Anna erzählte, daß sie eine Stelle suche, um von dem dort erworbenen Lohn das Schneidern zu lernen.

„Ist etwas weitläufig, die Geschichte, das kannst Du einfacher haben. Sieh, ich habe etwas Geld auf der Bank stehen. Ob die mir die Zinsen zahlt oder Du, ist einerlei. Du kannst das Geld bekommen."

„Nein, Konrad, das kann ich nicht annehmen."

„Von einem armen Teufel, wie mir! Warum denn nicht? Frag' nur Fräulein Käthchen, ob arme Leute sich nicht immer untereinander aushelfen."

Und der Vetter lachte so herzlich, nahm Anna's Verlegenheit und sein Anerbieten so leicht, spaßte so übermüthig, daß dem geängstigten Mädchen auch wieder leicht im Gemüth wurde und sie annahm, was ihr angeboten wurde.

„Ich weiß, es kommt aus gutem Herzen. Da will ich auch nicht zimperlich thun. Muß ich einem Menschen etwas schuldig werden, schulde ich's lieber Dir, als denen drüben. Herzlichen Dank, Vetter!" —

Noch am nämlichen Tag suchte und fand sie ein Dachkämmerchen, in dem sie sich einrichtete, meldete sich für den kommenden Morgen in die Lehre bei einer vielbe-

gehrten Schneiderin, welche Käthchen ihr empfahl, und nachdem sie solchergestalt Ordnung in ihre Angelegenheiten gebracht hatte, schickte sie einen Dienstmann zu Gröningens, um den Rest ihrer Habe zu holen.

Der junge Herr habe krank gelegen, sei heute zum ersten Male wieder aufgestanden, erzählte der Dienstmann mit schlauem Augenzwinkern und vermeinte, dem Fräulein damit etwas Wichtiges zu melden, vielleicht eine Ursache zu neuer Hoffnung. Aber in der Bitterkeit des Scheidens, in der heißen Angst um die Mitel zum nackten Leben war Erwin's Bild in des Mädchens Herzen verblaßt, und die Liebeszeit hatte ihren Goldschimmer verloren. Mit einer Empfindung, die an Verachtung streifte, schaute sie aus ihrem engen Fensterchen in der Richtung, in der das Gröningen'sche Haus lag. Also krank war er geworden um ihretwillen? Und gab sie doch auf! Und ließ sie ihren Weg schutzlos gehen zu Glück oder Unglück, ohne einen Finger zu regen! Sein Leid fand keinen Widerhall in ihrem Herzen. Tiefer als je fühlte sie nur die eingeborene, unverwischbare Fremdheit zwischen ihm und ihr. Warum verzehrte er sich in Gram, wenn er nicht zu ihr stehen wollte? Thatkräftig und kühl, rührig und vernünftig, das echte Kind unserer eisernen Zeit, wog sie nicht Gefühle, sondern einzig Thaten, und ihr Herz schlug den Menschen entgegen, die ohne Thränen, ohne Bedauern, ein Wort des Uebermuths, des Spottes vielleicht gar auf den Lippen, die feste, starke Hand ausstrecken nach dem Strauchelnden, ihn sicher hinaufziehen auf festen Boden und davon auch nicht weiter viel Wesens machen. Sie meinte Einen von diesem Schlag zu kennen.

Mit dem Schneidernlernen ging's inzwischen nicht gerade rasch, aber es ging. Wenigstens wurde sauberes, gründliches Nähen hier nicht als Fehler gerechnet wie beim Putzmachen. Anna strebte mit Feuereifer, und es

ging, wie sie es Erwin in der Stunde des Scheidens gesagt hatte, sie fand nicht Zeit zu angenehmen noch zu unangenehmen Träumen.

Am ersten Sonntag Nachmittag war Konrad in ihr Stübchen getreten und hatte sie zum Ausgehen aufgefordert.

„Sieh, ich bin fremd in der Stadt," hatte er gemeint, „und Du bist eigentlich meine einzige Verwandte. Die Anderen zählen nicht. Warum sollten da wir Beide nicht zusammen gehen?"

Der Vorschlag war ihr zuerst seltsam vorgekommen, und sie sträubte sich, ihn anzunehmen, aber sie ging doch gar zu gern aus am Sonntag, noch lieber war sie mit dem Vetter zusammen. So ließ sie sich denn überreden. Nur schämte sie sich, als sie an seiner Seite auf die Straße trat, sie meinte, die Häuser selbst müßten mißbilligend auf sie niederblicken, die Anschauungen, in denen sie aufgewachsen war, hängten sich ihr wie Blei an die Füße. Bald aber merkte sie verwundert und erleichtert, daß Niemand Acht auf sie gab. Zu viele Paare wanderten mit ihnen den gleichen Weg. Als gar Käthchen und Mallin sich ihnen anschlossen, wurde ihr ganz leicht und fröhlich zu Muth. Der Sonnenschein, der sie umfluthete, die Schönheit des Waldes, den sie früher kaum einmal im Jahr betreten, die Freiheit, die sie nie zuvor geschmeckt hatte in ihrem jungen Leben, wirkten zusammen, sie in eine Art Taumel zu versetzen, in dem sie vergaß, was hinter ihr lag. Dabei wunderte sie sich, wie gut Konrad in allen Dingen Bescheid wußte, und wie er geradeaus und herzhaft über Alle urtheilte, gar nicht, wie sie's gewohnt war im Gröningen'schen Hause, wo Jeder mit seiner Meinung zurückhielt, oder wenn er sie aussprach, eine fertige, längst gemünzte, zu Tage förderte, eine so abgegriffen von der langen Wanderschaft von Mund zu Mund, wie die Nickelstücke in der Ladenkasse, auf denen kaum

mehr das Gepräge zu erkennen war und deren Echtheit gerade deshalb Niemand anzweifelte. Konrad hingegen urtheilte wie er fühlte, rücksichtslos, ehrlich, verständig, ganz so wie sie geurtheilt hatte in ihrer ersten Jugend, als Tante Gröningen ihretwegen die Hände über dem Kopf zusammenschlug und sie schalt, so oft sie den Mund aufthat, bis sie trotzig verstummte. Hier schalt sie Niemand, sie brauchte nicht zu verstummen, sie plauderte mit Konrad vom Höchsten und Geringsten mit glühenden Wangen. Die Zeit, die ihr einst still zu stehen schien an langweiligen Sonntagen, flog diesmal dahin. — Sie aber zählte die Stunden bis zum nächsten Sonntag.

Ihr eigenes Selbst, zurückgedrängt, eingeengt, verkümmert unter einer Erziehung, in einer Umgebung, welche seiner Eigenthümlichkeit keine Rechnung trug, sprengte die Hülle und wagte sich zu entfalten, zum stillen Entzücken des Mannes, der die Wandlung beobachtete, zum Theil sie veranlaßt hatte. Was künstlich anerzogen war, fiel ab von ihr wie durch Zauber. Sie blühte auf in der Freiheit, ihrem Element. Das Glück verschönte sie, sie wagte zu lachen, sie lachte jetzt gern. Was sie von Erwin erhofft, erträumt, Konrad gewährte es ihr. Und sie wunderte sich bei jedem Ausflug in die frühlingsfrische Natur von Neuem, daß sie es war, die so jauchzte, so leichtfüßig die grünbewachsenen Abhänge hinauf und hinunter lief.

„Ich habe das als Kind nicht gedurft, ich sollte mich schämen, es als große, erwachsene Person zu thun," meinte sie. Aber sie that es doch wieder, sie sah, daß es Konrad gefiel.

Und es wurde auch so, wie Konrad es Erwin vorausgesagt hatte. Die Krankheit des jungen Mannes war langsam in Genesung übergegangen, das ist die Zeit für theilnahmsvolle Gemüther, sich freundlich zu erweisen. Agnes Reitmeier wurde nicht müde, Blumen in's Nach-

barhaus hinüberzuschicken und nach ihren eigenen Rezepten Eingekochtes. Erwin schaute die Blumen an, löffelte traumverloren das Eingemachte und dachte an Anna. Später kam das Mädchen selbst herüber in den Dämmerstunden, um dem Genesenden die Zeit wegzuplaudern, unter Nachbarskindern war das ja nichts Besonderes. Erwin aber starrte in's Dunkel und bildete sich ein, es sei Anna, die so freundlich zu ihm rede. Als er wieder ausgehen konnte, wanderte Agnes an seinem Arm, und er schnitt ein A in einen jungen Buchenstamm. Agnes — Anna. Es that ihm wohl, daß es wenigstens derselbe Anfangsbuchstabe war. Vorher schon hatte er an Konrad geschrieben: „Sei glücklich, mach' sie glücklich. Für mich ist Alles vorüber."

Die Pflichterfüllung wurde ihm aber leichter, als er geglaubt hatte. Er sah sein Haus neu erstehen und vergaß darüber die Schnittmale im Gesicht seiner Braut.

An einem wunderbar sonnigen Sommersonntag fand sich die Familie Gröningen, die nicht oft Ausflüge unternahm, in einem beliebten Forsthaus im Herzen des Waldes ein, um des Sohnes Verlobung durch eine ungewöhnliche Lustbarkeit zu feiern. Als sie den Mittelgang zwischen den Stühlen und Tischen hinabschritten, Agnes am Arm des Geliebten, zärtlich und stolz aufblickend in sein ernstes Gesicht, kamen sie an einem Tisch vorbei, an dem vier vergnügte Menschen saßen. Mallin, der in der That endlich der Rechte schien, mit Käthchen, und Konrad mit Anna.

Während Erwin zusammenzuckend das Gesicht zur Seite wandte, bog Konrad sich vor und spähte scharf in seiner Begleiterin Züge.

„Thut's noch weh?"

Nein, der Anblick hatte ihr nicht weh gethan, sie wunderte sich selbst darüber. Sonderbar nur erschienen

ihr die vier feierlich ernsten Menschen mit der blassen Stubenfarbe auf den Gesichtern in dem Sonnenschein und Waldesgrün, welche anderen Menschenkindern die Herzen lösten und den Frohsinn hervorlockten in's Auge und auf die Lippen.

Sie warf trotzig den Kopf in die Höhe. „Nein, ich habe andere Sorgen jetzt!"

„Andere? Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, wenn Eine solch' einen Packen Schulden hat, wie ich, sind das nicht Sorgen genug? Ich lebe ja nur vom Schuldenmachen."

„Wenn sie Dich drücken, könnten wir ja über das Abtragen ein Wort reden."

„Ueber das Abtragen —?"

Käthchen fand es richtig, aufzustehen und sich mit ihrem Schatz in's Dickicht des Forstes zu verlieren. Die Anderen folgten, aber nicht zu nahe.

„Wie soll das sein, Konrad, das Abtragen? Du weißt, ich habe nichts."

Er sah sie an. Sie wurde roth und schlug die Augen nieder.

„Ich meine," sagte er, „wenn wir unseren Kram zusammenwürfen. Sieh' einmal, Waisenkinder sind wir Beide, haben thun wir alle Beide nichts. Das paßt ausgezeichnet. Zwar wollte ich mit dem Heirathen warten, bis ich eine eigene Schlosserei hätte, aber das ist ja Alles Unsinn heutzutage. Ich habe eine gute Stelle, also heirathe ich Dich, wenn Du nichts dagegen hast."

„Heirathen — mich? Du, Konrad?"

„Ich habe mir's so gedacht. Weißt Du, blos der Schulden wegen."

Sie hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen, der Wald drehte sich um sie. Hier ward ihr geboten, was Käthchen vor Allem ersehnte: ein ersprießliches Leben und Wirken an der Seite eines lieben, frohen, tüchtigen Mannes,

dem, jetzt fühlte sie's, ihr Herz entgegengeschlagen hatte, seitdem sie ihn zum ersten Male gesehen. Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bist Du mir böse?" fragte er.

Sie antwortete nicht. Er zog sie in seine Arme. Sie regte sich nicht.

„Weißt Du," flüsterte er schalkhaft, „da ist nur Eines, was mir große Sorge macht, nämlich, daß Du vielleicht den Kopf hängen lassen und dem Erwin nachtrauern wirst und kreuzunglücklich bleiben Dein Lebtag."

Da mußte sie herzhaft auflachen aus vollem Herzen in ihrer Erregung. „Mit Dir? Unglücklich — mit Dir!"

Und da warf sie die Arme um seinen Hals, und ihm war ihr Kuß nicht zu warm, er fürchtete sich auch nicht, wie einst Erwin, sondern küßte sie wieder und lachte mit.

„So ist's recht! Nun weiß ich Bescheid, und Alles ist in Ordnung: Arm und Arm und Reich und Reich. Mehr Geld, mehr Sorge; schmälere Bissen, aber mehr Freud'! Hebt sich Eines gegen das Andere." —

Und als das Paar seine Verlobungsanzeige den Verwandten zuschickte, sagte auch Nannette Gröningen zu ihrer Schwester Murich: „Es ist gut so. Wir haben sie erzogen, aber zu uns gehört hat sie nie. Mein Himmel, wenn ich an unsere gute Schwester Emma denke, und wie die Treue zu halten verstand!"

— — — — — — — — — — — —

Als der Herbst die Bäume entblätterte, zog ein fröhliches Pärchen der Hauptstadt zu. Konrad und Mallin hatten sich am selben Tage trauen lassen.

„Ich glaube fast, daß ich zur Hausfrau besser tauge, als zur Schneiderin," sagte Anna, als sie in den Zug stiegen. „Ich bin aber doch froh, daß ich auch davon wenigstens etwas gelernt habe." —

Und Erwin ward ruhiger und ruhiger, und es fing an, ihm ein lieber Gedanke zu werden, daß er Anna geborgen wußte. Manchmal, wenn ihr Bild vor ihm auftauchte mit den rothen Wangen und den blitzenden Augen, kam's ihm vor wie ein Traum, daß er daran gedacht hatte, solch' Eine in sein Vaterhaus zu führen. Gut war's, wie es gekommen war. Das Haus erstand neu, nicht nur von Außen, auch innerlich erstarkte es, überwand die Krisis, die seine Gesundheit erschüttert hatte, bequemte sich der neuen Zeit an, blühte, gedieh. Er aber schaute auf Diejenige, die den Segen mitgebracht hatte, wie sie mit leisem, bedächtigem Schritt durch die Gänge wandelte, mit langsamer Rede das Richtige anordnete, blaß und kränkelnd, geduldig und thätig, kein Vergnügen, keine Ausspannung fordernd, bedacht, das Erprobte zu erhalten, Neues mit Sorgfalt zu erproben, ohne Uebereifer, ohne Leichtsinn, und er fühlte, diese paßte in das Haus, in dem er geboren war, paßte hinein wie er selber.

Und Anna's Rede von den Fichten und Palmen kam ihm in den Sinn, die ihm einst so ungeheuerlich, so unverständlich geklungen hatte. Nun aber fand er, daß sie das Richtige traf. —

Kramers geht es gut. Konrad ist längst Meister, hat eine eigene Schlosserei, Anna schneidert auch nicht mehr, sie hat für zu viele Kinder zu sorgen. Für das Jüngste strickt Tante Nannette die Strümpfe, denn: „Nicht wahr, wenn Verwandte sich darnach benehmen, sich der Wohlthaten würdig zeigen, die man ihnen erwiesen hat, und kommen in die Höhe, warum soll man sie verleugnen?“

Vendetta!

Eine Geschichte aus Korsika.

Von

Woldemar Urban.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Natur Korsika's ist von einer wilden, fast schauerlichen Großartigkeit. Steil und an manchen Stellen ganz unzugänglich fallen die verwitterten grauen Granitfelsen in zerrissener, malerischer Formation in das wogende, blauleuchtende Meer herab, und besonders an der Westküste der Insel, in der Nähe der Punta Revellata, wo die Berge näher als sonst nach der Küste hervortreten, ist der Eindruck der Scenerie von einer so wuchtigen Monotonie und hinreißenden Kraft, daß man die ungebändigte Energie und finstere trotzige Einfachheit und Größe der korsischen Charaktere versteht und begreift. In solcher Natur ist kein Raum für sentimental angekränkelte Unentschlossenheit oder weichherziges, feiges Zurückbeben vor einer That. Wie die gewaltigen Steinmassen des Monte d'Oro, des Monte Rotondo oder Monte Cinto den wilden Stürmen des Meeres, so steht der Korse urwüchsig und kräftig durch seine Einfachheit und finstere Festigkeit dem Schicksal gegenüber. Festhaltend an den Ueberlieferungen der Väter, ohne Verständniß der neuen Zeit und mit tiefem Mißtrauen gegen alle Neuerungen, namentlich gegen die Justiz, vertheidigt er sein Vaterland, seine Ehre, seine

Familie. Von der Natur mit heißem und hitzigem Blut begabt, gleicht sein Herz nicht einer leise und mattrieselnden Quelle, sondern einem Vulkan.

Nicht weit von der Hafenstadt Calvi lag noch vor wenigen Jahren eine kleine Oelmühle, die einen überaus malerischen Eindruck machte. Einsam zwischen blaugrünen, mehr als tausendjährigen Olivenbäumen versteckt, genährt von einem kleinen Felsenbächlein, das mehr geschwätzig als ergiebig von den wild ausgezackten Felsen der Revellata heruntertollt, mit ihren unbeholfenen Pressen und schmierigen Bottichen und besonders durch den braunen, räuberähnlich aussehenden Zio (Onkel) Antonio, der bei Tag und Nacht in den finsteren, niedrigen, vollständig schwarzgerußten Räumen mit kleinen blechernen, ewig schwälenden und stinkenden Oellampen hin und her ging — sah das Ganze aus wie ein übrig gebliebenes Stück Alterthum. Wieviel Millionen Olivenkerne mochten in den langen Jahrhunderten ihres Bestehens schon von den plumpen und schweren Mühlsteinen zerrieben und zermalmt worden sein. Wieviel Herzen hatten in der kleinen Oelmühle schon gehofft, geklagt, geweint und sich zu Tode gelebt! Von den Kernen war wenigstens noch eine Spur vorhanden. Abgesehen von den großen Haufen kleiner brauner Kernstücke, die überall zwischen den Felsen in der Nähe der Mühle herumlagen und einen ganz eigenthümlichen herben Geruch gaben, waren auch die Felsen, über welche der Bach von der Mühle abwärts zum nahen Meere plätscherte, mit einem feinen, schön braunen Sammet überzogen, eine Farbe, die das Wasser von den Kernen in der Mühle annahm und in den langen Jahrhunderten auf den Felsen wieder abgesetzt hatte. Von den Herzen aber war keine Spur mehr da, kein Hauch, kein Schatten. —

Es war Abend. Gluthroth und gewaltig groß war die Sonne in das Meer hinabgetaucht, aber ein leuch-

tendes Abendroth strahlte noch über den halben Himmel hin und erleuchtete die Gegend.

„Rosidda, Rosidda!" rief ein junger Bursch, der mit seinem Eselchen auf dem Wege einherkam, welcher hart unterhalb der Mühle vorbei führte nach dem etwa zwei Wegstunden entfernten Calvi.

In der Thür der Oelmühle erschien ein junges Mädchen von etwa achtzehn bis neunzehn Jahren, eine echt korsische Schönheit. Sie hatte dickes, schwarzes, etwas welliges Haar, dunkle, energische Augen, aber außerordentlich weiche, zarte, etwas sinnliche Gesichtsformen. Das Gesicht war von jener eigenthümlich kräftigen, gelblich-braunen Farbe überhaucht, wie sie jene Berge hervorbringen. An dem jungen bildschönen Mädchen war im Gegensatz zur Mühle durchaus nichts vom Alterthum zu bemerken. Sie sah neugierig aus, als sie aus dem Hause trat. Es schien ihr angenehm zu sein, die eintönige Einsamkeit unterbrochen zu sehen.

Als sie den Rufer gewahrte, lachte sie. „Ach, Pinotto, bist Du's?" rief sie hinab.

„Warum soll ich's nicht sein?"

„Wo willst Du hin?"

„Ist Onkel Antonio zu Hause?"

„Nein. Er ist nach Calvi, um Oel abzuliefern."

Pinotto band seinen Esel an einen der Olivenbäume fest. Dann stieg er hastig nach der Mühle hinauf.

„Es ist sehr warm, Rosidda. Hast Du nichts zu trinken?"

Rosidda ging, um dem jungen Mann den Trinkkrug zu holen, und Pinotto sah ihr mit leuchtenden Augen nach. Es entging ihm nichts. Wie sie sich mit der kurzfingerigen fleischigen Hand die rebellischen Locken zurecht strich, wie sie sich beim Gehen selbstgefällig in den Hüften wiegte und mit dem dünnen Röckchen schwänzelte, das weich und faltig um die zierlichen Füßchen schlug, die in den landes-

üblichen groben Holzschuhen steckten — Alles beobachtete Pinotto mit einer Aufmerksamkeit, als ob er weniger aus Durst, als vielmehr ganz anderer Interessen halber bei dem Mädchen eingekehrt wäre. Auch nippte er nur an dem dargereichten Krug.

„Nun, wie ist's?" fragte er kurz, sah sie aber mit scharfen, durchdringenden Blicken an.

Sie schlug die Augen wie verwirrt nieder. Sie ahnte sehr wohl, wonach Pinotto fragte, gleichwohl entgegnete sie zögernd: „Was denn?"

„Rosidda, Du wirst Dich nicht in alle Ewigkeit hier oben in diese Einsamkeit vergraben wollen."

„Warum denn nicht? Ich bin ja bei Onkel Antonio!"

„Eben deshalb. Ein Mädchen wie Du, die geschaffen ist, einer ganzen Stadt die Köpfe zu verdrehen, paßt nicht in eine Oelmühle, die einsam am Felsen hingeklebt ist wie ein Adlernest. Ein junges feuriges Blut, wie Du, paßt nicht zu einem alten Onkel."

„O, Antonio ist noch nicht alt."

„Er ist doppelt so alt wie Du."

„Das ist nicht alt für einen Mann wie Onkel Antonio."

„Er ist aber nicht Dein Mann."

Das Mädchen seufzte drollig auf: „Ich habe keinen Anderen!"

Pinotto faßte sie rasch bei der Hand und drängte sich an sie heran. Sie wich ihm aus. Zögernd und mit einem Blick auf den jungen, frischen Burschen, der eher eine Ermuthigung als eine Abweisung war, that sie es. Aber sie wich ihm doch aus.

Pinotto wurde sich rasch klar. Er faßte sie gewaltsam um die Taille und flüsterte mit heißem Athem und leidenschaftlicher Stimme: „Wozu willst Du mit mir spielen und Komödie machen? Sind wir nicht allein und un-

belauscht? Rosidda, ich weiß, daß Du mich liebst. Was hält Dich ab, mich zu heirathen?“

Das Mädchen wand sich in seinem Arm. Es schien sogar, als wenn die dunkle, leidenschaftliche Gluth, mit der Pinotto sprach, erkältend auf sie gewirkt, sie mit Angst und Furcht erfüllt hätte. Wenn sie ihn auch liebte, so machte sie gleichwohl das ungestüme Drängen, das heiße leidenschaftliche Begehren ängstlich.

„Nun also, Rosidda!“ fuhr Pinotto dringend fort, „bist Du ein ehrliches Mädchen, so antworte offen: willst Du mich heirathen?“

„Pinotto —“ sagte sie zögernd und ausweichend.

„Ja oder nein, Rosidda, willst Du, oder willst Du nicht?“

„Du weißt, Pinotto, daß ich das nicht allein entscheiden kann.“

„Du mußt wissen, ob Du willst oder nicht, und das will ich wissen. Was dann Andere dreinzureden haben, wird sich finden.“

Das Mädchen wurde sichtlich ängstlicher und hilfloser. Sie hätte vielleicht gern ja gesagt, aber schon der Gedanke an ihren Onkel hielt sie ab. Es ging nicht; sie konnte die Mühle, sie konnte ihren Onkel nicht verlassen.

„Wenn Onkel Antonio will, dann will ich auch, Pinotto,“ sagte sie endlich langsam.

Pinotto ließ sie rasch los. Finster und hitzig auffahrend, fragte er weiter: „Was geht Dich Dein Onkel an? Er ist nicht Dein Vater.“

„Ich kann ihn nicht allein lassen. Er würde sterben.“

„So soll er mit uns hinunter kommen nach Scaricatoio. Du weißt, Rosidda, unser Gehöft ist groß, meine Mutter ist alt, ich kann nicht überall sein. Wenn Onkel Antonio mit hinunter kommen will, so gibt es Platz genug und Arbeit auch. Sage also, ob Du willst, Rosidda?“

Pinotto war ein echter Korse. Er bat und flehte nicht vor seiner Geliebten — er forderte! Ja oder nein, kurz und bündig wollte er wissen, ob er geliebt sei oder nicht.

Aber auch Rosidda kannte ihn wohl. Sie wußte, daß von dem schroff und stürmisch geforderten Ja oder Nein vielleicht Leben oder Tod abhing. Sie durfte ein Ja nicht sagen, ohne Antonio's Willen zu wissen — und sie fürchtete leider, ihn zu wissen, noch ehe sie fragte. Das war es ja eben, was sie ängstlich und unentschlossen machte. Ein Nein aber traute sie sich dem Pinotto auch nicht zu geben. Pinotto war zu Allem fähig und würde eine so bündige Abweisung nicht so ohne Weiteres hingenommen haben. Außerdem wollte sie aber auch nicht Nein sagen, denn sie hatte ihn wirklich gern.

„Es ist nicht daran zu denken, daß der Onkel mit zu Dir hinzieht," antwortete sie.

„Weshalb nicht?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?" fuhr er sie zornfunkelnd an, „dann will ich es Dir sagen, Rosidda. Du glaubst vielleicht, ich sehe es nicht, daß Dich der Alte mit seiner ganzen umständlichen Zärtlichkeit und Hartnäckigkeit liebt — —"

„Pinotto!" rief das junge Mädchen erschreckt.

„Er liebt Dich!" schrie sie der Bursche an, „und wenn Du es auch nicht siehst oder sehen willst, so weiß ich es doch. Aber beim heiligen Giorgio von Scaricatoio, ich —" Er brach plötzlich ab und besänftigte seinen Zorn gewaltsam. Rosidda hatte einen leisen Schrei ausgestoßen und war erschrocken etwas von ihm zurückgetreten.

Beruhigter fuhr Pinotto fort: „Rosidda, gib mir Deine Hand und sage mir, ob Du willst. Du weißt, wie ich Dich liebe. Ich werde Dich auf den Händen tragen Dein Leben lang, und was mein ist, wird auch Dein sein,

aber sage mir, daß Du mich liebst, daß Du mein Weib sein willst."

Er sah ihr in die Augen; sein Blick hatte jene wilde berückende Gluth des Südens, die gleichzeitig beängstigt und beglückt. Sie erröthete vor ihm, zitterte und erst nach einer Pause stammelte sie: „Ich sagte es Dir ja schon, Pinotto."

„Nichts sagtest Du mir, Rosidda. Du hast weder ja noch nein gesagt."

„Ich sagte, wenn Onkel Antonio will, will ich auch."

„Du Thörin! Siehst Du nicht ein, daß er es niemals wollen wird? Du mußt wählen zwischen mir und ihm, Rosidda, also wähle!"

„Pinotto —" begann sie verlegen. Was sollte sie ihm sagen? Sie hätte in diesem Augenblick ihre Seligkeit für eine passende Antwort gegeben.

„Ist das so schwer? Ein alter Mann, der schon graue Haare hat —"

„O, es sind nur ganz wenige, und Onkel Antonio ist darum doch noch ein junger Mann," sagte sie hastig.

„Ein junger Mann? Ich bitte Dich, Rosidda! Dann bin ich ebensogut ein Marquis, wie er ein junger Mann!"

„Er ist sechsunddreißig Jahre alt."

„Und Du bist achtzehn!"

„Antonio ist so gut, so herzensgut."

„Bin ich deshalb ein Sünder?"

„Du bist so stürmisch, Pinotto. Laß mir Zeit. Ich werde mit dem Onkel reden."

„Er wird Dich beschwatzen."

„Das wird er nicht. Und wenn er auch wollte, Pinotto, ich würde mich nicht beschwatzen lassen."

Es war mittlerweile dunkel geworden, deshalb hatten die Beiden nicht bemerkt, wie unter den Oliven ein Mann herangekommen war, der drei Esel vor sich hertrieb, die

mit leeren, in Quersäcken ruhenden Oelfässern beladen waren. Der Mann war von außerordentlich kräftigem Wuchs, seine dunkeln Augen blickten klug und energisch in die Welt, seine Züge hatten aber gleichwohl einen gewissen schalkhaften, gemüthlichen und vertraulichen Ausdruck. Seine dichten, buschigen Haare waren, wie auch der Bart, tiefschwarz; nur im Nacken und in der Nähe der Ohren mit wenigen ergrauten Härchen durchsetzt; trotzdem machte der Mann im Uebrigen noch einen durchaus jugendlichen Eindruck.

„He! Rosidda!" schrie er, als er der Oelmühle bis auf etwa zwanzig Schritt nahe gekommen war.

Rosidda fuhr erschrocken zusammen, als sie den Ruf hörte.

„Onkel Antonio!" sagte sie hastig. „Ich möchte nicht, daß er Dich hier fände, Pinotto."

„Ich gehe ja schon," antwortete der Bursche mißlaunig. „Glaubst Du vielleicht, mir macht es so außerordentliches Vergnügen, mich mit Deinem Onkel zu unterhalten?" Dabei band er sich die Schärpe, die er nach korsischer Sitte um den Leib geschlungen trug und die sich im Laufe des Gespräches etwas gelockert hatte, fester. Es war eine Schärpe von gelber Halbseide mit weißen Trodeln, die insofern von den Schärpen, die andere Fischer und Bauern trugen, abwich, als diese gewöhnliche rothwollene vorzogen. Aber Pinotto war ein wohlhabender Mann, der es liebte, das auch in seinem Aeußern auszudrücken.

„Und wann willst Du mir sagen, ob Du willst, Rosidda?" setzte er hinzu, die etwas ausfasernde Schärpe zurechtstreichend.

„Ich — ich — nächste Woche, Pinotto. Wahrhaftig, nächste Woche!" antwortete Rosidda mit einer gewissen verlegenen Hast.

„Gute Nacht," sagte Pinotto und ging den Weg hinab, der in kleinen Windungen von der Oelmühle zu dem

Hauptwege führte, welcher etwas unterhalb vorbeiführte. Auf diesem schmalen Wege traf er mit dem herauskommenden Antonio zusammen. Es war ein eigenthümlicher, scharfer Blick, mit dem sich die Beiden maßen. Eine sehr verdächtige, fast unheimliche Ruhe lag in ihren Zügen, als sie einander betrachteten.

„Pinotto?“ fragte der ältere der beiden Männer ruhig, aber wie erstaunt und grollend.

„Was soll's?“ gab der Andere zurück, kalt, herausfordernd.

„Was hast Du dort oben zu suchen?“

„Ist's etwa verboten?“

„Hm,“ machte Antonio nachdenklich. Dann sagte er ruhig und laut: „Guten Abend!“ und schritt an dem jungen Mann vorbei, zur Mühle hinauf.

2.

Mit schwerem Tritt und tiefem Ernst stieg Antonio die wenigen Stufen bis zur Mühle hinan und setzte sich nach kurzem, fast seufzendem Gruß vor die Hütte an einen rohen Holztisch. Dieser stand unter einer uralten Olive; es war der Lieblingsplatz Onkel Antonio's, den er immer einnahm, wenn er im Hause nicht dringend zu thun hatte. Von hier aus übersah er das weite Meer mit all' dem Farbenzauber der sinkenden Nacht, die rissige malerische Küstenlandschaft bis weit hinunter nach dem Golf von Elba. Hier hörte er, wie die Vögel des Abends nach und nach verstummten, wie die Nachtwinde vernehmlicher durch die Kronen seiner alten Oliven fuhren, und die Wogen des Meeres sich rauschender an den Uferfelsen brachen, hier lauschte Antonio den Stimmen der Einsamkeit, die sich mit großartiger Gewalt seines einfachen, aber um so empfindsameren und eindrucksfähigeren Gemüthes be-

mächtigten. Hier träumte er die zahllosen Märchen seines Volkes, hier sann er dem geheimnißvollen Spuk der Geister und Dämonen nach, die in den unendlichen und unzugänglichen Höhlen der Revellata, die für den Eingang in die Unterwelt galten, ihr Wesen trieben; hier glaubte er die fabelhaften, lockenden Meersirenen zu vernehmen, bei deren Gesang die Vögel des Himmels einschlafen und das Getöse des Meeres schweigt. Hier war Antonio aufgewachsen, war ein Mann geworden; hatte all' jene Kämpfe gekämpft, die sein entsagungsreiches Leben gebracht — um eine Welt hätte Antonio seinen Sitz unter der alten Olive nicht aufgegeben.

Schweigend, mit scheuer Achtung, aber auch mit liebender Sorgfalt und Anhänglichkeit ging Rosidda um ihn herum, ging ab und zu, um ihm das frugale Abendessen aufzutischen — einige Eier, Brod und Käse, und einen Krug dunkelrothen Weines.

„Rosidda," rief er sie endlich an, „setz Dich zu mir her und iß mit mir."

Sie zog einen etwas wackeligen Strohsessel heran und setzte sich. „Was ist mit Dir, Onkel, Du bist so still?"

„Höre mir zu, Rosidda. Ich habe mit Dir zu reden."

Sie legte ihre kleine, kurzfingerige weiche Hand auf seine dunkelbraune, nervige Faust und sah ihn erwartungsvoll an.

„Kannst Du Dich noch auf Deinen Vater besinnen, Rosidda?"

„Nein, Onkel, aber Du hast mir erzählt, daß er Dir sehr ähnlich gesehen haben soll."

„Ja, er war mein älterer Bruder. Er war sieben Jahre älter als ich und starb, als Du noch nicht drei Jahre alt warst. Ich besinne mich auf den Morgen noch sehr genau. Es war ein kalter Februartag, ein frostiger Nebel lag auf dem Meere, ein rauher Wind pfiff durch die zitternden Oliven. Dein Vater konnte kaum noch

sprechen, als ich bei ihm eintrat. Ich sehe noch seinen matten Todesblick, mit dem er Dich auf meine Arme legte und leise sagte: ‚Sorge Du, ich kann nicht mehr!‘“

„Onkel!“ rief Rosidda bewegt und drückte rasch einen Kuß auf seine harte Hand, auf der die Adern stark hervorstanden. Er entzog ihr aber die Hand und strich ihr leise über den Scheitel.

„'s ist gut, Rosidda. Ich habe gesorgt, ja, schwer gesorgt — gerungen um Dein Wohl, mit Anderen und mit mir — es ist gut, es ist vorbei. Aber an jenem Morgen, an jenem menschenfeindlichen, kalten Nebelmorgen, als Dein Vater starr und todt auf dem Brette lag und sich ein junges frisches Leben in meinen Armen dehnte, mich anlachte mit seinen ahnungslosen, runden Schwarzäugelein, da habe ich's mir geschworen: das Leben und das Alter dem Kinde!“

Rosidda weinte. Wie ihr Onkel so sprach, war es ihr, als ob etwas Außergewöhnliches, etwas nie Dagewesenes kommen müsse. Nie hatte der Onkel von diesen Sachen zu ihr in dieser ernsten, schweren, bedächtigen Weise gesprochen, nie war ihr die tiefe Innerlichkeit des Onkels so klar erschienen. Sie traute sich kein Wort zu sagen, und Antonio fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Ich habe Dich aufgepäppelt, Rosidda. Mit diesen meinen Händen habe ich Dich gebettet, Dich gepflegt und gewartet, Dich getränkt. Ich habe Dich immer, immer, von jenem Morgen ab, geliebt, und wenn Du krank warst, habe ich die Guitarre von der Wand hergelangt und Dich mit unseren alten schönen Liedern in Schlaf gesungen. Ja, Rosidda, ich habe Dich so sehr geliebt, daß ich mich fürchtete, Dir eine Stiefmutter zu geben. Ich war ja damals noch ein junger Bursche und hätte ja wohl auch heirathen können. Ich war damals nicht älter als — als Pinotto, meine Haut war so weich wie seine, meine

Haare so schwarz und glänzend wie seine, meine Augen so leuchtend und feurig wie seine; aber ich hielt meinen Schwur. Das Leben und das Alter dem Kinde! Ich wollte nicht, daß eine Stiefmutter mit scheelem Auge auf das fremde Kind schauen sollte. Ich blieb allein, allein mit Dir, Rosidda."

„Onkel," schluchzte diese, „nie, nie werde ich Dir's vergessen!"

Da ballte sich plötzlich in einem ganz unvermittelten Wuthausbruch seine Faust, in der er das Messer hielt, und er schlug damit zornig auf den Tisch.

„Bei San Giorgio von Scaricatoio, Du hast's vergessen!" schrie er sie an.

Sie erschrak vor seiner gewaltigen Stimme, vor seinen wild funkelnden Augen auf's Heftigste und wurde bleich. Sie stand von ihrem Sitz rasch auf und stellte sich ihrem Onkel gegenüber. „Onkel Antonio," rief sie, „bei der heiligsten Gottesmutter Maria, ich werde Dir ewig dankbar sein!"

„So? Das nennst Du dankbar? Mit jungen Burschen hinter meinem Rücken herumscherwenzeln, sich zierliche Lügen sagen lassen und dem — alten Onkel ein Schnippchen schlagen!"

„Onkel —"

„Sei still!" unterbrach er sie heftig, „und lüge nicht auch noch."

Dann brach Antonio rasch ab, fuhr sich nachdenklich mit der Hand über Stirn und Haare und schien seine Heftigkeit zu bereuen.

Ruhiger und mehr zuredend fuhr er nach einer Weile fort: „Setz' Dich wieder her, Rosidda. Was hast Du vor mir zu erschrecken? Meinst Du vielleicht, ich könnte je bereuen, was ich an Dir gethan? O, sei nur still. Das geschieht niemals, komme, was da wolle, aber bereuen werde ich das nie, denn — Du bist ein schönes Mädchen

geworden, Rosidda, Du bist so schön, wie der Stern von Korsika, so schön wie eine Sommernacht der Revellata; Du bist so schön wie Deine Mutter war, die der tollköpfige Weinhändler aus Ajaccio aus Eifersucht niederstach. Du warst damals kaum zehn Wochen alt."

„Meine arme Mutter!"

„Sie sei Dir eine Warnung."

Er sagte das rasch und ganz ohne Betonung, wie man etwa nur etwas ganz Gleichgiltiges, wie man aber in Korsika auch etwas tief Bedeutungsvolles spricht. Rosidda fühlte die Bedeutung dieser leicht hingeworfenen Bemerkung wohl. Sie sagte lange Zeit nichts und es entstand eine Pause.

„Was wurde aus dem Manne, Onkel?" fragte sie endlich.

„Wer das wüßte!" antwortete Antonio. „Matteo Galloni hieß er. Er wurde damals von allen Behörden gesucht — natürlich vergebens. Er floh in die Macchia*) und wurde Räuber. Dein Vater, der ihn wohl gefunden haben würde, war damals schon krank. Aber sei nur ruhig, Rosidda, die Vendetta stirbt nicht, wie Du ja wohl weißt."

„Onkel, bei allen Heiligen —"

„Still davon!" sagte er streng. „Kennst Du das heiligste Gesetz der Korsen so schlecht? — Doch das geht Dich nichts an," fuhr er nach einer kleinen Pause milder und freundlicher, fast schmeichelnd fort, „nicht davon wollte ich mit Dir sprechen. Sieh, Rosidda, wenn meine Hände jetzt auch hart und rauh sind, mein Gesicht faltig wird, und mein Haar ergraut, so schlägt mein Herz doch noch so frisch und kräftig für Dich, wie je. Ich könnte es nicht ertragen, Dich von mir zu lassen, Dich in dem Hause eines Anderen zu wissen. Sprich, Rosidda, willst Du mich wirklich verlassen — verrathen?"

*) Macchia, wörtlich Gebüsch, Gestrüpp, nennt man auf Korsika den unkultivirten, meist mit Buschwald bedeckten, unfruchtbaren, felsigen und dem allgemeinen Verkehr unzugänglichen Boden im Innern der Insel.

„Onkel —“ seufzte Rosidda erröthend auf.

„Nenne mich nicht mehr Onkel, Rosidda, und wenn ich zehnmal der Bruder Deines Vaters wäre,“ sagte Antonio, indem er seinen Arm um ihre Hüfte legte und sie leise an sich zog. „Kannst Du Dir nicht vorstellen, daß ich als Gatte noch tausendmal zärtlicher gegen Dich wäre, wie ich als Onkel war? Nein, Rosidda, sage jetzt noch nichts, sondern höre mir erst ruhig zu. Ich war beim Padre Travolto und habe ihm Alles gebeichtet. Du bist nun ein erwachsenes Mädchen, und ich glaubte es Dir und mir schuldig zu sein. Weißt Du, was Padre Travolto zu mir sagte?“

Er hatte sie jetzt ganz an sich gezogen, hielt sie an seiner breiten Brust geborgen und küßte sie auf die Wange.

„Willst Du es wissen?“

„Ja,“ hauchte sie.

„Padre Travolto sagte mir, ich solle Dich fragen, ob Du meine Frau werden wolltest.“

Er fühlte, wie sich ihre Brust heftig hob und senkte, wie ihr Athem heiß und stoßweise ging. Sie hob schüchtern die Augen zu ihm auf und schaute ihn mit einem innigen, zärtlichen Blick an.

„Rosidda,“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Erregung, „willst Du meine Frau werden, willst Du?“

„Ja, ich will,“ antwortete sie leise.

„Du willst mich lieben, Rosidda, nur mich allein?“ jubelte er wild auf.

„Nur Dich, Antonio!“ sagte sie innig und herzlich.

„Mich niemals verlassen? Niemals?“

„Niemals!“

„Mein Weib, mein Weib!“ stammelte er aus überglücklicher Brust hervor. Dann wurde es still, und Mund auf Mund hielten sie sich lange umfangen.

Rollender und grollender brachen sich die dunkeln

Meereswogen an den schroffen Felsen, auf denen die kleine Oelmühle stand — sie achteten es nicht. Leise pfeifend fuhr der Nachtwind durch die Oliven und beugte schaukelnd ihre Wipfel — sie hörten es nicht; sie waren glücklich und ganz versunken in ihr Glück.

3.

Rosidda lebte die folgende Zeit, die noch bis zu ihrer Verheirathung vergehen sollte, wie im Traum. Sie war glücklich und schon deshalb überzeugt, das Rechte getroffen zu haben. Mußte sie sich doch selbst sagen, daß sie nicht anders gekonnt, daß sie Antonio nicht zurückweisen durfte, und es eine Unmöglichkeit, ein schwarzer Undank, eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre, ihn und die kleine Oelmühle zu verlassen. Freilich hatte der Zustand, in dem sie sich befand, auch die Befürchtung mit dem Traum gemeinsam, die ganze Herrlichkeit könne eines Tages wieder spurlos verschwinden wie ein Traum, ihr Glück könne zerrinnen wie Märzschnee, und nichts zurücklassen, als eine qualvolle Erinnerung, um so qualvoller, je beseligender sie jetzt ihre Zufriedenheit mit sich selbst, ihre Freude empfand. Und wenn sie auch keine Ahnung hatte, wie das zugehen könne, so brachte sie doch instinktiv diese Befürchtung mit Pinotto in Zusammenhang. Pinotto hatte sie lieb, das wußte sie wohl; und auch sie selbst war dem jungen frischen Burschen geneigt gewesen, aber er selbst hatte ihr ja die Wahl zwischen Antonio und ihm gestellt, und wenn schon von einer Wahl die Rede war, so konnte und mußte sie so ausfallen, wie sie ausgefallen war. Auch hegte sie die Hoffnung, Pinotto würde sich in's Unabänderliche fügen und sich zufrieden geben. Hatte er ja in den zwei Wochen, die seit der Unterredung mit Antonio vergangen waren, und während welcher er erfahren

haben mußte, daß die Heirath morgen in Scaricatoio in der Kapelle San Giorgio stattfinden würde, nichts wieder von sich hören lassen.

Rosidda saß in glücklichen Träumereien versunken auf einem Felsblock vor ihrer Mühle. Von dem kleinen Dorfe, von Scaricatoio herauf, das etwa eine halbe Stunde von der Mühle entfernt war und hart an der Küste lag, erklang das Ave Maria-Läuten, und der Bach, der die Mühle trieb, plätscherte geschwätziger als sonst über die Felsen hinab, denn es hatte in den Nachmittagsstunden geregnet — in Korsika ein seltenes Ereigniß. Plötzlich stand Pinotto vor ihr, ohne daß sie gesehen oder gehört hätte, woher er kam. Sie war heftig erschrocken.

„Also morgen, Rosidda?" sagte er lustig. Seine Augen glitzerten und leuchteten; er schien etwas getrunken zu haben. Sie stand auf. Je lustiger er war, desto ernster, bestimmter und finsterer wurde sie.

„Morgen ist unsere Hochzeit, Pinotto. Ich hoffe, Du wirst uns auch die Ehre erweisen, unser Gast zu sein."

„Selbstverständlich, Rosidda. Natürlich. Aber — heute ist noch nicht morgen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Nichts. Antonio ist fort?"

„Ja."

„Nach Calvi?"

„Nein."

„Ah, richtig. Er ist nach Scaricatoio, wahrscheinlich um Alles richtig zu machen. He?"

„Ja. Woher weißt Du es?"

„Ich sah ihn gehen. Warum geht er denn immer an den verfluchten Abgründen vorbei?"

„Es ist der kürzere Weg."

Pinotto stieß mit seinem Stiefel in einen Haufen gemahlener Oelkerne und schien etwas zu überlegen. Rosidda

fiel das eigenthümliche Betragen des Burschen auf. Es war sonst gar nicht seine Art, etwas zu überlegen und nachdenkliche Pausen zu machen.

„Du solltest ihn warnen!“ stieß endlich Pinotto kurz hervor.

„Warnen? Den Antonio?“ fragte Rosidda erstaunt. „Weshalb denn? Vor was denn?“

„Weißt Du denn nicht, daß er in der Vendetta liegt mit dem Matteo Galloni?“

„Ich weiß wohl davon, aber — Matteo Galloni ist ja in die Macchia entflohen, er ist ja nicht hier.“

„Er ist hier. Papino hat ihn gestern gesehen.“

„Um's Himmels willen, Pinotto, man muß Anzeige davon machen.“

„Eben das soll Antonio thun. Ist er heute bewaffnet?“

„Er geht nie ohne seine Pistole.“

„Gut. Ich habe also das Meinige gethan. Du siehst, ich meine es gut, Rosidda. Addio.“

Damit ging Pinotto langsam und gemächlich davon, die Hände lässig in die gelbe halbseidene Schärpe gesteckt.

Wie versteinert sah Rosidda ihm eine Weile nach. Matteo Galloni also war zurück, Antonio in Gefahr! Wohl war anzunehmen, daß Matteo Galloni den Antonio nicht aufsuchte. Er war sicher nicht zurückgekommen, um sich seinem Todfeinde in den Weg zu stellen. Er würde ihm sogar soviel als möglich aus dem Wege gehen. Aber wenn sie sich in den wilden Felsensteigen, die gerade zwischen Scaricatoio und der Oelmühle oft an schwindelnden, unzugänglichen Abgründen hinführten, trafen, mußten sie sich nicht Beide ihres Lebens wehren, so gut sie konnten? Konnten sie nicht Beide im rasenden Kampf um Leben und Tod hinunterfallen in die räthselhaften, grausigen Untiefen?

Rosidda fühlte, wie ihr Herz immer schneller und schneller klopfte. Was sollte sie thun? Sollte sie warten,

bis Antonio zurückkam oder mußte sie ihn aufsuchen? In Scaricatoio selbst oder in den Felsen? Vielleicht fand sie ihn gar nicht und verfehlte ihn unterwegs. Es schien ihr sicherer, ihn zu Hause zu erwarten. Er mußte ja jeden Augenblick kommen.

Aber es verging Stunde auf Stunde, und Antonio kam nicht zurück. Es wurde finster und immer finsterer; schon lag das Meer vor den suchenden Blicken Rosidda's wie eine dunkle farblose Masse, wie ein endloses, räthselhaftes Grab, und Antonio kam nicht zurück. Sie rief, sie weinte, sie betete. Ueber ihrem Bett hing eine kleine buntbemalte hölzerne Madonna, der einzige Luxus in der Oelmühle; sie warf sich nieder und rang die Hände nach dem Bilde empor, aber Antonio kam nicht. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht gesucht hatte, so lange es noch hell war. Verzweiflung und Reue wühlten in ihr, und wie besinnungslos schlug sie sich vor die Brust, athemlos rannte sie bald horchend, bald rufend und weinend von einem Ort ihrer kleinen Behausung zum anderen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus und stürzte wie wahnsinnig hinunter in den Wald, hinaus in die Nacht, auf die gefährlichen Wege und Stege nach Scaricatoio hin.

Wo sollte sie ihn suchen in finsterer Nacht? An wen sich wenden in ihrer Noth? Bald war sie mitten in den Felsen drinnen, die sie überklimmen mußte, um nach Scaricatoio hinunter zu gelangen. Die Wege waren von dem Regen noch schlüpfrig, und mehr als einmal fiel sie zu Boden und war in Gefahr, in die gähnenden Abgründe zu stürzen. Von Zeit zu Zeit rief sie laut in die Berge hinein: „Antonio, Antonio!", aber nur das Echo, oft zwei und dreifach, kam zurück.

Endlich langte sie in Scaricatoio, einem elenden kleinen Fischerdorfe, das aus nur wenigen roh aus Felsstücken zusammengefügten Hütten und einer Kapelle bestand, an.

Die Leute schliefen natürlich schon alle, und Rosidda wandte sich zu der etwas abseits stehenden Kapelle. Sie wollte den Padre Travolto wecken und ihn fragen, wo Antonio sei. Ehe sie aber dorthin kam, wurde sie plötzlich angerufen.

„Wer geht dort?“ scholl es streng und scharf aus dem Schatten eines Hauses hervor.

Rosidda sah aufmerksam nach der Richtung, woher die Stimme kam.

„Pinotto!“ rief sie, „bist Du es?“

„Rosidda,“ antwortete er, „was willst Du hier?“

„Pinotto, um aller Heiligen willen, wo ist Antonio?“ schrie sie ihm entgegen und rang von Neuem verzweifelnd vor ihm die Hände.

„Woher soll ich das wissen?“ entgegnete er. Seine Stimme klang gereizt und heftig, als ob Rosidda's Frage eine Beleidigung für ihn sei. Aber das Mädchen achtete darauf nicht.

„Beim heiligen Giorgio von Scaricatoio,“ fuhr sie jammernd fort, „hilf mir ihn suchen. Er ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt und versprach doch bei Tageslicht zurück zu sein.“

„Was habe ich Dir gesagt? Habe ich Dir nicht gesagt, daß Matteo Galloni zurückgekehrt ist? Sie werden sich begegnet sein, Rosidda. Komm, wir wollen den Padre Travolto wecken.“

Damit zog er sie fort nach der Wohnung des Padre Travolto, die sich hart neben der Kapelle des heiligen Giorgio befand. Der Priester war auch ziemlich rasch auf den Beinen, konnte aber nur mittheilen, daß Antonio in den Nachmittagsstunden bei ihm gewesen sei und Alles für die Hochzeitsfeierlichkeit, die am nächsten Tage stattfinden sollte, geordnet habe. Noch vor dem Ave Maria-Läuten sei er wieder von Scaricatoio fortgegangen, angeblich direkt nach der Oelmühle zurück.

Rosidda jammerte und schrie. Einige Leute wurden munter und kamen herbei, um sich zu erkundigen, was es gäbe. „Antonio ist mit dem Matteo Galloni zusammengerathen,“ erklärte Pinotto ohne Weiteres, als ob eine andere Möglichkeit gar nicht vorhanden wäre, „macht Licht, holt einige Fackeln. Es muß auf dem Wege nach der Oelmühle passirt sein. Wir wollen sehen, ob wir von dem Einen oder von dem Andern eine Spur entdecken. Wir werden sie schon finden, wenn nicht etwa die unzugänglichen Höhlen der Punta Revellata verschlungen haben, was wir suchen.“

Etwa sechs oder acht Männer machten sich auf, um die Revellata abzusuchen. Man fand nichts. Soweit man mit den ewig flackernden, dunkelqualmenden Kienfackeln in der Nacht vordringen und sehen konnte, war nichts zu entdecken. Die Leute waren unermüdlich; sie suchten die ganze Nacht — vergebens.

Rosidda war in Verzweiflung. Mit Tagesgrauen sandte man einige Burschen nach Calvi, um den Vorfall der Behörde anzuzeigen. Es wurde ein Protokoll gemacht, zwei Gendarmen abgesandt und ein öffentlicher Aufruf erlassen — ohne Erfolg. Antonio war und blieb verschwunden. Nach Verlauf von einigen Tagen war es für Jedermann klar, daß Antonio ein Opfer der Vendetta mit Matteo Galloni geworden, und seine Leiche in das Meer oder auch in die Abgründe der Revellata, die sich in grausiger Ausdehnung und undurchdringlichem Dunkel unter den Felsen bis nach dem Meere hinzogen, geworfen worden war. Solche Ereignisse waren auf Korsika zu gewöhnlich, als daß man sich deshalb hätte besonders aufregen oder gar eine unsichere, jedenfalls aber höchst kostspielige und gefährliche, wenn nicht gar unmögliche Untersuchung der unterirdischen Höhlen veranlassen sollen.

4.

Es war seit dem Verschwinden Antonio's fast ein Jahr vergangen. Rosidda, die, wie sie bald einsehen mußte, die Oelmühle nicht allein betreiben konnte, hatte das kleine Hüttchen zugeschlossen und sich zu einer Pathin, die in der Gegend von Olmi wohnte, begeben. Es war ihre einzige Zuflucht gewesen, und sie hätte zwischen Himmel und Erde kein Oertchen gefunden, wo ihres Bleibens gewesen wäre, wenn nicht bei der alten Mariuccia. Letztere war an einen gewissen Santelli verheirathet, der Forstaufseher war, nebenbei auch etwas Viehzucht betrieb. Da aber die Korsen, den uralten Traditionen folgend, im Leben so wenig wie möglich selbst arbeiten, so fielen die Mühen, die mit letzterem Betrieb verbunden waren, der Mariuccia und neuerdings auch der Rosidda zu. Sie mußten das Futter für das Vieh, die Streu und sonstige Stallbedürfnisse zusammenholen und waren infolge dessen häufig tagelang im Walde beschäftigt.

In letzterer Zeit hatte sich auch Pinotto wieder öfters in Olmi gezeigt und seine Bewerbungen um Rosidda fortgesetzt. Er hatte ihr zugeredet, sich doch nun endlich über das Unglück, das ihr und dem Antonio widerfahren war, zu trösten, sich in's Unvermeidliche zu fügen und ihm nach Scaricatoio zu folgen als seine Frau.

Die alte Mariuccia fand die Sache ganz in der Ordnung und redete ebenfalls auf Rosidda ein, sie solle sich doch endlich wieder trösten, nicht immer so schrecklich starr vor sich hinsehen, sondern wieder fröhlich mit den Fröhlichen werden. Was man nicht ändern könne, müsse man eben hinnehmen, sagte sie oft zu ihr, und das Beste sei, sie verheirathe sich mit Pinotto, der ihr den Trübsinn schon bald vertreiben würde. Das sei nun einmal der Lauf der Welt, und sie müsse sich endlich doch wieder zufrieden geben.

Das war ohne Zweifel sehr vernünftig gesprochen, wie denn die alte Mariuccia auch eine ganz kluge Frau war, aber — Rosidda tröstete sich nicht und gab sich nicht zufrieden. Sie hatte sich seit einem Jahre sehr verändert. Die sonst so angenehme, weiche Rundung des Gesichts hatte einem strengen, herben Ausdruck Platz gemacht, die Augen, die sonst so kindlich, so glücklich lächelten, blickten jetzt tiefernst, durchdringend, oft verzweifelt starr und wild. Ihr Gemüth war offenbar erschüttert, und sie litt stumm, aber tief, wie alle einfachen Naturen. So hatte Pinotto, trotzdem er in der letzten Zeit von einer rührenden Dringlichkeit, von einer schmeichelnden, aufopfernden Ausdauer geworden war, doch nichts von ihr erreicht. Sie sagte nicht Ja und nicht Nein, sondern sie vertröstete ihn auf später.

Eines Morgens, noch vor Sonnenaufgang, im ersten Grauen des Tages, ging Rosidda in die Einöde südlich von Olmi, um Ulmenblätter zu sammeln. Der kleine, oft kaum sichtbare Waldpfad, den sie verfolgte, war nur wenig begangen, während rechts und links Wald mit dichtem, struppigem Unterholz die Aussicht versperrte. Plötzlich blieb sie erschrocken stehen. Zwischen den Zweigen zu ihrer Seite sah sie den Lauf einer Flinte blitzen, der direkt auf sie gerichtet war, und ein Mann mit verwahrlostem, zottigem Bart und wilden Gesichtszügen rief ihr zu: „Steh!"

Der Zuruf war ganz überflüssig, denn Rosidda blieb schon vor Schreck stehen.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr von mir?" fragte sie zitternd.

Der Mann ließ die Flinte sinken und trat aus dem Gebüsch heraus. Jetzt konnte ihn auch Rosidda genauer ansehen. An der zerrissenen, vom Wetter und Schmutz stark beschädigten Kleidung, dem wüsten, schon stark er-

grauten Bart, der wohl seit Jahren weder Kamm noch Scheere gesehen hatte, und vor Allem an den verwetterten und verwilderten Gesichtszügen erkannte ihn Rosidda sofort als einen jener Unglücklichen, die in der Leidenschaft mit den Menschen und ihrer Ordnung zerfallen und ihre That mit dem unstäten, elenden Leben eines Ausgestoßenen, eines gehetzten Wildes büßen.*) Er war schon alt, und Rosidda hätte ihn etwa auf fünfzig Jahre oder darüber geschätzt. Es konnte aber auch sein, daß er älter aussah, als er war. Nur die Augen waren an dem Manne noch von jener durchdringenden Schärfe und Energie, die die Korsen charakterisirt.

Er trat ziemlich nahe an Rosidda heran und schien sie sehr aufmerksam zu betrachten. Das Mädchen hatte rasch Furcht und Schrecken verloren und beobachtete ihn ziemlich ruhig. Es war etwas Kummervolles, etwas Leidendes in seinen Zügen, das Rosidda die Sicherheit gab, sich weniger einem Verbrecher, als eben einem — Unglücklichen gegenüber zu befinden.

„Wie heißt Du?" fragte der Mann.

„Rosidda Gabbatuzzi," antwortete sie.

Der Mann kam darüber in außerordentliche Aufregung. Er fing an zu zittern, und Thränen traten in seine Augen.

„Du bist aus — aus Calvi?" fragte er weiter mit stotternder Hast und Bestürzung.

„Aus Calvi."

---

*) Solcher „Unglücklichen", wie sie das Volk nennt, gab es nach einer Mittheilung der Staatsanwaltschaft von Sartena noch im Jahre 1879 auf der Insel etwa 250, nach anderen Mittheilungen noch mehr — alle Opfer jener eigenthümlichen Volksjustiz, die man „Vendetta" nennt. Manche stellen sich der Justiz freiwillig und kommen dann, wenn sie großen Anhang haben, mit sehr gelinden Strafen davon. Andere, die das nicht voraussetzen dürfen, stellen sich nie und leben in der Wildniß der Berge von Wilddieberei, Bettel, auch Raub. Das Volk gibt ihnen gern, was sie brauchen, und sieht in ihnen weniger Verbrecher, als Opfer ungerechter Gesetze. Es schützt sie sogar vor den Gendarmen.

„Und Deine Mutter — und Deine Mutter stammt aus Sartena?“

„Aus Sartena. Mein Großvater hatte dort einen Weinhandel.“

Bei diesen Worten brach der Mann vor Rosidda zusammen und fiel auf seine Kniee. Er wollte offenbar noch mehr sagen, aber er brachte vor heftiger innerlicher Erregung kein Wort heraus. Dann riß er plötzlich Rock und Hemd am Halse auf, als ob er zu ersticken fürchte, hielt dem jungen, erschrockenen Mädchen sein Gewehr hin und rief: „Nimm, Rosidda! Hier — hier ist meine Brust! Ziele gut. Nimm, sage ich Dir — ich mag nicht mehr leben.“

„O heilige Gottesmutter Maria, was sagt Ihr? Was wollt Ihr von mir? Steht auf. Ich kann Euch nicht todtschießen.“

„Schieß, Rosidda, ich will, ich darf nicht mehr leben.“

„Wer seid Ihr denn?“

„Ich bin Matteo Galloni.“

Eine wilde Wuth loderte plötzlich in den Augen Rosidda's, eine Leidenschaftlichkeit, der sie nicht widerstehen konnte.

„Der Mörder Antonio's!“ rief sie zischend und packte das Gewehr.

„Antonio's?“ fragte Matteo erstaunt zurück. „Nein, ich bin der Mörder Deiner Mutter, die ich erstach, weil sie mich verrieth. Antonio habe ich seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehen.“

„Nicht mehr gesehen?“ stammelte Rosidda tonlos.

„Meinst Du, ich würde lügen? Das lohnt sich für mich nicht mehr, Rosidda. Nicht um ein Königreich. Ich bin so elend, so von Reue und Jammer gefoltert, daß ich sterben will, und Du sollst mich tödten, Rosidda; Du hast das Recht dazu. Niemand sonst.“

„Du hast Antonio nicht in die Revellata gestürzt?“ fragte Rosidda weiter.

„Ich sage Dir, daß ich Antonio seit fast neunzehn Jahren nicht mehr gesehen habe und daß ich seit dieser Zeit auch nicht an der Revellata gewesen bin. Was willst Du also?“

„Wer — wer hat ihn dann erschlagen?“

Der Blick, der jetzt aus Rosidda’s Augen auf den alten Mann, der noch immer vor ihr lag, fiel, veranlaßte diesen, langsam aufzustehen und Rosidda aufmerksam zu betrachten. Ihre Brust hob und senkte sich wie im Fiebersturm, ihre Augen lagen mit einer entsetzlichen Starrheit und Verzweiflung auf ihm. Matteo Galloni errieth sofort, daß Antonio dem jungen Mädchen näher gestanden habe, als irgend Jemand im Leben, näher als ihre Mutter, die sie allerdings nicht gekannt hatte.

„Du meinst den Antonio Gabbatuzzi, Rosidda, Deinen Onkel?“

„Denselben.“

„Er ist erschlagen?“

„Er ist seit September vorigen Jahres verschwunden. Pinotto sagte, Du habest ihn wahrscheinlich in’s Meer oder in die Revellata geworfen.“

„Er lügt. Warum denn gerade ich?“

„Aus Vendetta. Man behauptete, Dich in jener Zeit an der Revellata gesehen zu haben.“

„Man lügt, ich war nicht da.“

Noch immer stand Rosidda, eine Beute wildester Aufregung, mit keuchender Brust und unheimlich vor sich hinstarrend, vor dem alten Mann. Diese neue Wendung schien sie um ihre Besinnung zu bringen; denn daß Matteo Galloni sie belüge, konnte sie nicht annehmen. Ein Mann, der ihr das Gewehr in die Hand gedrückt hatte, damit sie ihn tödte, konnte nicht lügen. Aber wer, wer in aller Welt hatte die Hand wider Onkel Antonio erhoben, wenn nicht er?

„Matteo," sagte sie endlich stoßweise, mit kurzem Athem. „Du hast Dich in meine Hand gegeben, damit ich Dich tödte."

„So ist's. Leg' an. Ich habe dieses elende Leben satt. Hier, Rosidda, hier drinnen wühlt's und brennt's. Du weißt nicht, was die Reue ist."

„Und wenn — wenn ich Dir verzeihe, Matteo, wenn ich Dir den Tod meiner Mutter verzeihe, willst Du dann thun, was ich Dir sage?"

„Du willst verzeihen? Mir verzeihen, Rosidda?" rief der alte Mann mit leuchtenden Augen. Ein Hoffnungsstrahl, eine Freude lag auf seinen verwetterten Zügen, wie vielleicht schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Man sah's, er paßte gar nicht mehr in die rauhen, harten Falten — so lange war er davon verbannt gewesen.

„Unter einer Bedingung, Matteo."

„Sie ist erfüllt, Rosidda. Sei es, was es sei, sie ist erfüllt! Was ein Mensch kann, der Tod und Teufel nicht fürchtet, das werde ich thun, um meiner Ruhe willen. Sage, was es ist, Rosidda. Ich will es gleich thun."

„Du sollst mir Gewißheit über den Tod Antonio's verschaffen," sagte das junge Mädchen finster.

Matteo sah sie an. Er wußte sofort, um was es sich handelte. Er sah, daß Rosidda entschlossen war. Er wartete einen Augenblick, dann antwortete er mit der überlegenen Ruhe des Alters: „Ich will's thun, Rosidda. Ich will thun, was ich kann. Aber höre mir einen Augenblick zu, mein armes Kind; ich will an Dir gut zu machen suchen, was ich an Deiner Mutter verschuldet habe."

„Was willst Du sagen, Matteo?" antwortete sie kurz.

„Hüte Dich vor der Vendetta, Rosidda! Die Rache ist ein Giftpilz im menschlichen Gemüth, aus dem nicht Befriedigung oder Glück hervorsprießt, sondern Reue, Unglück und Tod!"

„Komm, Matteo," sagte sie ungeduldig.

„Höre auf mich, Rosidda, und sieh mich an. Ich weiß etwas von der Sache, das kannst Du mir wohl glauben. Achtzehn Jahre in der Macchia sind schlimmer, als ebensoviel Jahre auf der Galeere. Warum glaubt das nur Niemand? Muß denn Jeder erst selber die Erfahrung machen? Rosidda, glaube Du es mir. Du bist so jung, so schön — glaube Du es mir. Ich will thun, was ich kann, Dir Gewißheit über Antonio zu verschaffen, aber hüte Dich vor der Vendetta."

„Ich will Antonio begraben. Er soll ein christliches Begräbniß haben. Weiter nichts. Ist das ein Verbrechen?"

„Gut, Rosidda, Du kannst auf mich zählen. Wann soll's geschehen?"

„Wir können nicht gut zusammen nach der Revellata gehen, aber Du kannst mich morgen Abend an der Oelmühle treffen."

„Ich werde da sein. Um welche Zeit?"

„Um die Stunde des Ave Maria."

„Gut. Morgen Abend zu dieser Stunde bin ich an der Oelmühle."

Ein kurzer Handschlag, und Matteo Galloni verschwand wieder in dem dichten Unterholz, während Rosidda nachdenklich und langsam weiterging. Hatte die mit der schweren Stimme der Erfahrung und des Alters ausgesprochene Warnung auf sie Eindruck gemacht? Sie wußte es selbst nicht. Die Korsen handeln nicht nach vorausgefaßten, wohlerwogenen und reiflich überlegten Entschlüssen, sondern sie stehen unter dem natürlichen, aber furchtbaren Einfluß unmittelbarer, augenblicklicher Erregungen, die aus einer ungebändigten, unwiderstehlichen Leidenschaftlichkeit hervorgehen. So auch Rosidda. Sie wußte noch nicht, was kommen würde, und wußte auch deshalb nicht, was sie thun würde.

5.

Als Rosidda am nächsten Tage nach der Oelmühle kam, die etwa vier oder fünf Wegstunden von Olmi entfernt war, bemerkte sie, wie Pinotto an dem Tische saß, wo sonst immer Antonio gesessen hatte. Sie wunderte sich darüber. Der Bursche, der das Gesicht dem Meere zugewandt hatte und sie infolge dessen nicht kommen sah, schien in tiefe Grübelei versunken, denn auch nachdem er ihre schweren Holzschuhe auf dem Felsgeröll hätte vernehmen können, blieb er ruhig sitzen.

Hinter dem kleinen Häuschen angekommen, setzte sie einen Tragkorb, den sie auf dem Rücken trug und in dem sie mehrere dicke Seile nebst einigem Mundvorrath mitgebracht hatte, ab, und ging langsam um das Haus herum, bis sie hart hinter Pinotto stand. Dieser hatte sie noch immer nicht bemerkt und starrte trübe und finster hinaus über das Meer.

„Pinotto," rief sie ihn an.

Hastig und erschrocken fuhr er auf; als er sie erblickte, schien er sich zu bezwingen, und das Lächeln, das auf seine Züge trat, war nicht ganz ungekünstelt.

„Rosidda, Du hier? Welches Glück, daß Du wieder da bist. Ich sage Dir, ich hätte es nicht länger ausgehalten. Du bleibst doch nun wieder hier?"

„Bis morgen."

„Weshalb nur bis morgen? Willst Du nach Olmi zurück?"

„Ich weiß es noch nicht."

„Du darfst nicht wieder dorthin zurück. Weshalb willst Du fremden Leuten die Magd machen, wo Du Deine eigene Herrin sein kannst? Rosidda, endlich, endlich mußt Du Dich doch entscheiden und mir sagen, daß Du mein Weib werden willst."

Er schwieg, aber sie antwortete ihm nicht. Sie sah

ihm einige Sekunden lang in die Augen, in denen sein heißes Begehren, seine leidenschaftliche Liebe zu ihr leuchtete. Sie war sicher, daß er sie liebte, und oft war sie schon nahe daran gewesen, zu ihm zu sagen: „Ja, Pinotto, ich will Dein Weib werden!“ Aber sie brachte es nicht über die Lippen. Ein unerklärliches, unverständliches Etwas, eine gewisse Scheu hielt sie ab. Auch jetzt brachte sie kein Wort hervor.

„Willst Du mit mir nach Scaricatoio hinunter gehen, Rosidda?“ fuhr er nach einer Pause fort. „Wir gehen zum Padre Travolto und richten Alles aus. Du hast nur zu bestimmen. Willst Du?“

Matt und müde setzte sie sich nieder, sagte aber wieder kein Wort. Er faßte stürmisch ihre Hand.

„Rosidda, hörst Du mich nicht? Siehst Du nicht, daß ich ohne Dich nicht leben kann, daß Du mich elend und unglücklich machst mit Deiner Weigerung? Was will ich denn? Du sollst nur dulden, daß ich Dich liebe, Du sollst die Herrin über mich und Alles, was mir gehört, werden. Ist das so schwer, so unmöglich? — Verlange von mir, was Du willst,“ preßte er in wilder Leidenschaftlichkeit zwischen den Zähnen hervor, „was es auch sei, ich thue es; nur werde mein Weib.“

Sie ließ ihm ihre Hand. Er sah sie mit flehenden Augen an, und sie legte seufzend ihre linke Hand, wie im Traume, auf seine Locken. Sie hatte ihn lieb, sie fühlte es. Warum hätte es nicht auch ihr Recht sein sollen, wie es das Recht jeder Frau ist, zu sagen, was sie liebt, und glücklich zu sein, wo sie liebt?

„Sage ein Wort, Rosidda,“ flüsterte er wieder mit zitternder Stimme, „wenn Du nicht willst, daß ich mich den Felsen hinunterstürze oder mir das Hirn mit einer Kugel zerschmettere, gib mir einen Strahl von Hoffnung, sonst vergehe ich.“

„Morgen, Pinotto, morgen," hauchte sie leise.

Da faßte er sie stürmisch um die Hüfte und drückte ihr einen wilden, glühenden Kuß auf die Lippen.

„Rosidda, Rosidda!" jubelte er zwischen den Küssen, „morgen wirst Du mein Weib."

Endlich machte sie sich wieder los, nicht hastig, nicht schroff, aber entschieden und ernst.

„Jetzt laß mich, Pinotto. Jetzt geh' und laß mich allein. Hörst Du? Morgen sprechen wir weiter."

„O, warum nicht schon heute!" seufzte er auf.

„Morgen. Geh'! Ich muß jetzt allein sein. Geh' nach Scaricatoio und richte Alles her. Morgen kannst Du mich hier holen."

„Gut, sei es so, wie Du sagst, Rosidda," stieß Pinotto hervor, der ganz trunken vor Freude, ganz berauscht von Liebe und Liebesglück zu sein schien. Auch in Rosidda's Augen hatte es in alter Gluth und Glückseligkeit aufgeleuchtet. Das Leben, die Gegenwart erhielt in ihr auf Augenblicke Recht, und diese Augenblicke hatte Pinotto zu benutzen verstanden.

Nun ging er nach vielem Händedrücken und Schütteln, nach vielem Winken und Grüßen davon, und Rosidda verfiel in ihr dumpfes Schweigen, in ihren düsteren Ernst zurück, der sich seit der Begegnung mit Matteo Galloni ihrer bemächtigt hatte. Weshalb hatte sie Pinotto, der ihr Gatte, ihr Gott, ihr Alles sein sollte, nicht von Antonio sprechen können? Weshalb hatte sie ihn nicht aufgefordert, an ihrem Vorhaben theilzunehmen? Weshalb hatte er nicht gefragt, was sie hier suche? Alle diese Fragen zuckten wie Blitze durch ihr Gehirn, aber sie scheute sich, sie auch nur stillschweigend zu beantworten. Sie scheute sich vor dem Geständniß des Mißtrauens, das sie seit gestern gegen Pinotto ergriffen hatte. Wie ein dunkler Abgrund lag dieses Mißtrauen auf dem Grunde

ihrer Seele und drohte nicht nur ihre Liebe, sondern sie selbst, Pinotto und Alles, was sie umgab, zu verschlingen. Noch heute sollte sich dieser Abgrund aufhellen, wollte sie sich Gewißheit verschaffen, was aus Antonio geworden war. Was dann wurde — das war vorläufig noch mit dem undurchdringlichen räthselhaften Schleier der Zukunft verhüllt.

Rosidda wandte sich, als Pinotto außer Sicht war, nach der Mühle zurück und schloß die niedrige Thür derselben auf. Zu ihrer Ueberraschung erschien Matteo Galloni auf der Schwelle.

„Matteo!“ rief sie, „wie kommt Ihr hier herein?“

Dieser lächelte verächtlich. „Wenn man achtzehn Jahre in der Macchia war, so weiß man schon ein Mauerloch oder sonst eine Lücke zu finden. Durch den Wasserlauf bin ich hereingekrochen. Wer ging dort fort, Rosidda?“

Rosidda sagte es ihm.

„Dein Liebhaber?“ forschte er weiter. Sie nickte stumm.

„So!“ sagte Matteo in eigenthümlicher Weise und blickte einige Sekunden starr vor sich nieder. Dann hob er langsam den Blick und sah Rosidda ernst an. Es war eine eigenthümliche stumme Sprache zwischen den Beiden. Sie verständigten sich durch Blicke rascher und besser, als Andere durch Worte.

„Liebte er Dich schon, als Antonio verschwand?“ fragte dann Matteo weiter.

Sie nickte wieder, verschämt und mit niedergeschlagenen Augen.

„Und das ist derselbe Pinotto, der mich verdächtigt hat?“

„Ja, Matteo.“

„So!“ sagte dieser wieder in seiner sonderbaren nachdenklichen Ruhe. Dann entstand wieder eine Pause, bis

endlich Matteo, einige Schritte näher zu ihr hintretend, mit ganz anderer, leichterer Betonung sagte: „Rosidda, wäre es denn nicht vielleicht besser, wenn wir unser Vorhaben aufgeben würden?“

„Was willst Du damit sagen, Matteo!“ fuhr sie heftig auf.

„Wenn wir — Antonio liegen ließen, wo er nun einmal liegt.“

„Matteo!“ schrie sie entsetzt auf, „was denkst Du von mir!“

Dieser zuckte die Achseln. „Ich bin ein alter Mann, Rosidda, und habe in meinem Leben schon viel gedacht, aber von den Frauen habe ich noch immer nicht Alles gedacht, was ich hätte denken sollen und denken können. Was soll ich von Dir denken? Ich denke, Du bist auch eine Frau!“

„Matteo, bei dem Andenken meiner armen Mutter beschwöre ich Dich, laß mich nicht in dieser Nacht allein.“

Da bot ihr der alte Mann seine schwielige braune Faust; sie legte ihre Hand hinein, und er schüttelte sie mit einem merkwürdigen Nicken des Kopfes, als ob er befriedigt von ihr sei.

„An mir soll's nicht fehlen, Rosidda. Ob ich heute Nacht sterbe oder in zehn oder in zwanzig Jahren — das gilt mir gleich. Komm, wir wollen gehen. Hast Du Alles?“

„Ja. Es ist Alles bereit.“

„So komm. Wir wollen keine Zeit verlieren.“

Rosidda nahm schweigend ihren Tragkorb wieder auf und schloß, nachdem sie noch zwei von den kleinen blechernen Oellampen, mit denen Antonio so viel hantirt hatte, an sich genommen, die Oelmühle wieder zu. Dann ging sie fort. Matteo Galloni war schon voraus, aber sie sah ihn noch gehen. Er ging nicht den Weg, den sie ging, sondern kroch bald rechts, bald links davon hinter Felsen

und niedrigem Gebüsch herum, bald blieb er stehen, bald ging er wieder ein Stück zurück, als ob er etwas suche oder nach etwas lausche, war aber trotzdem immer einige hundert Schritt voraus.

Nach etwa einer Viertelstunde waren sie mitten in den wildesten Felsformationen drinnen, der Weg wurde immer schmaler und steiler, die Felsen immer zackiger und schroffer, und immer jäher stürzten die Bergwände ab in Abgründe, in welche weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnte, und die deshalb in einem dämmerigen farblosen Dunkel dalagen. Hier wurde die Aufgabe Matteo Galloni's offenbar eine schwierigere. In waghalsigen Sprüngen kletterte er von Fels zu Fels, aufmerksam auf jeden abgerollten Stein, auf jeden gebrochenen Ast achtend, und seine dunklen, etwas zusammengekniffenen Augen schienen die Tiefen zu durchdringen. Bald mußte Rosidda sich auf einen Felsen setzen, da nun Matteo wirklich mit seinen Untersuchungen so lange Zeit brauchte, daß er nicht mehr mit ihr Schritt halten konnte. Sie saß eine lange Zeit allein, Matteo war ihr längst aus dem Gesicht, und sie fing an zu fürchten, es könnte ihm ein Unfall zugestoßen sein. Rufen wollte sie nicht, denn das hätte Unberufene aufmerksam machen können, und so stand sie endlich wieder auf, um selbst nach Matteo auszuschauen.

Plötzlich stand sie vor einer fürchterlichen, unheimlichen Schlucht, die, durch einige Ginstersträuche halb verborgen, sich gleich dicht am Wege, der hier freilich nur noch ein Pfad für Einheimische oder geübte Bergsteiger war, öffnete. Sie erschrak vor dem grausigen Schlund, gleichzeitig sah sie aber auch, wie Matteo am entgegengesetzten Rande derselben heraufkletterte. Er winkte ihr zu. Wenige Minuten später stand er wieder an ihrer Seite.

„Hast Du etwas entdeckt?“ fragte sie.

Matteo zuckte in seiner eigenen Weise die Achseln und

musterte aufmerksam den Boden, worauf sie standen und das Wegstück, das am Rande der Schlucht hinlief.

„Es kann ein Felsblock hinuntergerollt sein," sagte er, „es kann aber auch ein Menschenkörper abgeglitten sein. Um das näher zu erforschen, müssen wir hier hinunter."

Rosidda erschrak. Wie sollten sie da hinunter kommen? Aber Matteo verlor keine Zeit. Hurtig nahm er ihr den Korb ab, hieß sie, ihm zu folgen, und ging genau den Weg zurück, den er eben gekommen war. Es war ein halsbrecherischer Weg. Einen einzigen Fehltritt — und sie lagen zerschmettert hundert Fuß tief in den Felsen. Aber Matteo war von einer Zähigkeit und Gewandtheit, von einer Umsicht und Wagehalsigkeit, daß sie doch ziemlich rasch vorwärts kamen.

Am meisten hatten sie, obgleich oben noch heller Tag war, mit der immer zunehmenden Dunkelheit zu kämpfen. und als sie endlich auf dem rissigen, mit Moos und Ginster bewachsenen Boden der Schlucht ankamen, war es so finster, daß sie die mitgebrachten Lampen anstecken mußten, um ihre Suche fortsetzen zu können. Sie suchten lange, aber sie fanden keine Spur von Antonio, und Matteo wollte schon die Hoffnung aufgeben, hier etwas zu finden, als er plötzlich stehen blieb und mit angehaltenem Athem lauschte. Ein unheimliches, grausiges dumpfes Rollen und Tosen schlug an sein Ohr.

„Was ist das?" fragte er leise mit bebender Stimme.

Rosidda war mehr todt als lebendig, sie wußte sich noch viel weniger als Matteo das furchtbare Geräusch zu erklären.

Matteo stand jetzt fast ganz genau unterhalb der Stelle, an der oben der Weg entlang führte, und als er jetzt, sich sammelnd, seine scharfen Augen umhergleiten ließ, gewahrte er, daß das Rauschen aus einer unmittelbar neben ihm befindlichen, fast kreisrunden Bodenöffnung

heraufscholl. Matteo war nicht abergläubisch, und sein jahrelanger Aufenthalt in der Macchia hatte ihn an die Erscheinungen einer großartigen, majestätischen, oft aber auch Furcht erregenden Natur gewöhnt. Aber angesichts dieses geheimnißvollen Eingangs in die Unterwelt sträubten sich ihm doch die Haare. Wie die Unerschrockensten, so mußte auch Matteo hier die Erfahrung machen, daß die Furcht im Menschen instinktiv ist und unwillkürlich, unabhängig von Vernunft und Verstand den Menschen fesselt. Indessen dauerte das bei Matteo nicht lange. Er trat näher und untersuchte die Umgebung des Schlundes. Dabei bemerkte er auf einmal an der Kante eines Felsblockes, der ein wenig über die Oeffnung hereinhing, etwas, das wie der halb vermoderte Fetzen eines Kleidungsstückes aussah. Er sagte kein Wort, sondern nickte nur nach sorgfältiger Prüfung des Gegenstandes vor sich hin.

„Wo hast Du die Seile, Rosidda?" fragte er kalt und kurz.

„Hier. Was willst Du thun?"

„Ich will das Loch untersuchen."

„Bei allen Heiligen, Matteo, laß uns umkehren."

„Und Antonio?"

Rosidda raffte sich auf und bezwang bei dieser Frage nun auch ihrerseits alle Furcht.

„Vorwärts, Matteo," sagte sie, „ich helfe Dir."

Matteo schlang eines der Seile um den Felsvorsprung und knüpfte es fest, dann murmelte er ein kurzes Gebet, bekreuzigte sich und ließ sich an dem Seile hinab in den unheimlich brausenden und vollständig finsteren Raum. Da er mit Händen und Füßen sich an dem Seile festhalten mußte, so hatte er sich eine der kleinen Blechlampen auf den Kopf festgebunden, damit er sehen könne. Mit den Füßen fühlte er von Zeit zu Zeit, ob er noch nicht bald Grund unter sich fände, aber der Raum schien nicht nur

ziemlich tief, sondern auch breit und lang zu sein.*) Dazu wurde das Rollen und Rauschen immer heftiger und klang jetzt, als ob in einiger Entfernung die Meereswogen sich donnernd an den Wänden der Höhle brächen. Langsam aber stetig ließ sich Matteo immer tiefer hinab, und endlich fühlte er wieder Felsboden unter seinen Füßen.

Er nahm die Lampe vom Kopf herunter und leuchtete umher. Er stand auf einem Felsblock. Rings um ihn war der Boden mit ähnlichen größeren und kleineren Blöcken und Steinen bedeckt; zwischen zwei solchen unmittelbar neben ihm befindlichen größeren Felsstücken lag, zu einem unförmlichen Klumpen zusammengerollt, die Leiche eines Menschen, eines Mannes, und wie er bald herausfand, diejenige Antonio's. Nun band er die Leiche, die sich hier unten in der eisigen und gleichmäßigen Kühle sehr gut erhalten hatte, an das Seil fest, kletterte dann selbst daran wieder hinauf und bat Rosidda, ihm ziehen zu helfen. Nach einer Viertelstunde war die schreckliche Last oben angelangt, und Rosidda kniete neben Antonio nieder. Er hatte, wie noch gut zu erkennen war, am Hals eine tiefe Wunde, die offenbar auch stark geblutet hatte, denn die Haut in der Nähe der Wunde und im Gesicht war braun durch getrocknetes Blut. In der krampfhaft geballten Rechten hatte der Todte einen Fetzen gelber Halbseide. Rosidda erkannte den Fetzen auf der Stelle; es war ein Stück von Pinotto's Schärpe.

Mit einem lauten Schrei fiel sie ohnmächtig zwischen das Geröll e.

---

*) Die Höhlen der Revellata sind im vorigen Jahr einer wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen worden, bei welcher es sich herausgestellt haben soll, daß sie das Bett eines vielleicht schon seit vielen Jahrhunderten ausgetrockneten unterirdischen Flusses sind, der seinen Lauf aus dem Innern der Insel nach dem Meere zu nahm.

6.

Die ganze Nacht und einen großen Theil des nächsten Morgens hatte Rosidda in wilden Fieberphantasien gelegen, in welche sie unmittelbar nach ihrer Rückkehr in die Oelmühle verfallen war. Matteo Galloni, der nicht von ihrem Lager gewichen war, hörte, wie sie immer und immer wieder von ihren Träumen zurückgetragen wurde in ihre Kindheit, wo sie in harmloser Ruhe und Vertraulichkeit um Onkel Antonio herum gespielt. Tausend kleine Züge, die Matteo aus dem wirren Geplauder der Kranken heraushörte, aber nur mangelhaft verstand, machten ihm doch klar, wie innig das Verhältniß zwischen Rosidda und Antonio gewesen war, wie tief die Kluft, wie groß die Verwüstung sein mochte, die sein plötzlicher Tod in dem jungen Gemüth des Mädchens angerichtet hatte.

Die Sonne stand schon hoch, und Matteo Galloni, der in seinem und auch Rosidda's Interesse fürchten mußte, in der Oelmühle überrascht zu werden, wurde unruhig. Rosidda schlief seit einiger Zeit etwas besser, und Matteo lief öfters nach der Thüre, um zu sehen, ob ihm keine Gefahr drohe. Er wollte nicht gehen und wieder in der Macchia verschwinden, ohne zuvor noch einmal mit Rosidda gesprochen zu haben. Endlich wachte sie auf.

„Wie ist Dir jetzt?" fragte Matteo.

„Besser," antwortete sie, aber gleichwohl sah sie verzweifelt genug aus. Bleich, mit brennenden Augen erhob sie sich halb und suchte sich in den Geist zurückzurufen, was eigentlich passirt war. Alles war ihr dunkel, wie ein wüster Traum, nur wußte sie genau, daß sie die Leiche Antonio's in den Felsenhöhlen der Revellata gefunden und begraben hatten, und daß sie in der Tasche ein Stück gelber Halbseide trug. Ihre Augen glitzerten unheimlich und waren stier auf den Boden gerichtet.

„Rosidda," fing Matteo Galloni nach einer Pause wieder

an, „Du hast nicht vergessen, was ich Dir vorgestern sagte?"

„Was meinst Du, Matteo?"

„Ich sagte Dir, daß die Vendetta eine Giftschlange im menschlichen Gemüth ist, die keine Befriedigung gibt, keine Ruhe, sondern nur Gewissensbisse und Elend bringt. Sie ist ein Kind wilder Leidenschaft — hüte Dich, Rosidda. Verstehst Du mich?"

„Ja, Matteo, ich weiß, was Du sagst."

„Und wirst Du mir auch glauben?"

„Ja, Matteo."

„Was willst Du nun thun?"

„Ich — ich weiß es noch nicht."

„Geh' wieder nach Olmi zurück, Rosidda. Bleibe nicht hier," bat er inständig.

Da erschallten plötzlich lustige Mandolinen- und Guitarreklänge, munteres Singen und Jauchzen von draußen herein, und als Matteo erstaunt nachsah, was das zu bedeuten hatte, bemerkte er einen Zug junger Burschen und Mädchen, die bunt mit flatternden Bändern und Schärpen geschmückt, den Weg von Scaricatoio heraufkamen.

„Ich kann nicht länger bleiben," sagte er rasch und ängstlich, „ich bringe sonst Dich und mich in Gefahr. Versprich mir, Rosidda, daß Du nach Olmi zurückkehren willst."

„Ich werde zurückkehren, wenn ich kann," sagte sie matt.

„Du kannst es, versuche es nur. Du bist ja nicht krank. Lebe wohl, Rosidda, Du weißt, wie gut ich es mit Dir meine. Alle Heiligen mögen Dich beschützen, ich kann nicht länger bleiben. Geh' nach Olmi, Rosidda, hörst Du? Lebe wohl."

Wie ein Aal wand und drehte sich Matteo Galloni durch ein schmales Loch in der Mauer des Hintergrundes, durch welches das Wasser auf die Mühle geleitet wurde, und verschwand im Nu.

Der lustige Zug kam immer näher. Rosidda saß,

bleich und mit starren Augen vor sich auf den Boden blickend, auf ihrem Lager. Ihr war zum Sterben elend. Vor ihrer Mühle hielt der Zug still. Man brachte ihr, wie es schien, ein Ständchen.

Mit rothem, freudestrahlendem Gesicht und lebhaft blitzenden Augen stürzte Pinotto festlich geputzt herein.

„Rosidda, Rosidda!" rief er laut und lustig. „Mein Herz, meine Königin, mein Weib, wo bist Du?"

Wie von einer Natter gebissen sprang jetzt auch Rosidda auf und trat ihm mit zornglühenden Augen entgegen. Sie warf ihm den gelben Fetzen, den sie aus Antonio's Hand genommen hatte, in's Gesicht.

„Ist das von Deiner Schärpe?" fragte sie in einer unheimlich zischenden Weise.

Pinotto wurde todtenbleich und taumelte einen Schritt zurück.

„Rosidda -- es geschah —"

Aber er vollendete nicht. Wie ein Blitz fuhr Rosidda auf ihn los und stieß ihm ein Messer, das sie vom Tisch aufgerafft hatte, in die Brust. Mit einem erschütternden Schrei brach Pinotto seinen angefangenen Satz ab und stürzte blutüberströmt zusammen.

Stumm und starr stand Rosidda vor ihm.

„Rosidda," röchelte der Sterbende leise, „es geschah — aus Liebe — zu Dir!"

Dann sah sie noch ein paar krampfhafte Zuckungen an seinem Körper, und gleich darauf lag er still, starr, todt!

Dieser Fall machte damals in Korsika außerordentliches Aufsehen. Da sich Rosidda schon am nächsten Tag der Behörde von Calvi freiwillig stellte, so verfolgte man die Sache mit ungewöhnlicher Aufregung. Die einige Zeit später stattfindenden Verhandlungen wurden in der ganzen

Gegend besprochen. Rosidda Gabbatuzzi wurde zu der außerordentlich milden Strafe von sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und zur Verbüßung derselben nach Frankreich gebracht. Seitdem hat Niemand wieder auf der Insel von ihr gehört. Die kleine Oelmühle aber brannte im darauffolgenden Winter während eines Sturmes nieder, so daß auch von dieser nur noch einige ruß- und rauchgeschwärzte Mauertrümmer übrig geblieben sind.

Ein deutscher Kämpfer.

Biographische Skizze.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Auf einer der schönen Bergkuppen des Ruhrthales steht ein achtzig Fuß hoher, mächtiger Thurm in gothischem Style und schaut nieder auf ein gesegnetes Land, auf Städte, Dörfer, Industrieanlagen, Saaten und Wälder, durch welche der glitzernde Strom sich schlängelt. Jedermann im Westfalenlande kennt diesen Thurm und seine Bedeutung. Alljährlich an einem Oktobertage versammelt sich an seinem Fuße die Turnerschaft der Grafschaften Berg und Mark, und Tausende ziehen von weit und breit an diesem Tag mit ihr auf die Haldenhöhe, um das „Harkortbergfest" zu feiern. Es geschieht zu Ehren des Mannes, dem zum Andenken der stolze Thurm geweiht wurde, dessen Wiege in seiner Nähe gestanden, und dessen Name in Westfalen und auch in der preußischen Geschichte der Industrie wie des Parlamentarismus mit hellem Klange ertönt: des wackeren, knorrigen Vaters Fried-

rich Harkort, des echten Volksmannes von deutschem Schrot und Korn. Sein ganzes Leben war ein Kampf, ein Kämpfen für die gemeinnützige Sache, für das Recht des Volkes und dessen Wohl im Sinne eines einsichtigen Patriarchen bis zu seinen letzten Greisestagen.

In jener Zeit, welche unter gewaltigen, langen und blutigen Kämpfen dem 19. Jahrhundert mit seinen großartig umgestaltenden Ideen und Arbeiten die Bahn brach, im Jahre 1793 am 22. Februar, wurde Friedrich Harkort, der dritte Sohn seiner mit neun Kindern gesegneten Eltern auf Harkorten geboren, wie im Ruhrlande das uralte Freigut hieß, welches seit drei Jahrhunderten nachweislich schon der Familie Harkorten oder Harkort gehörte und als Majorat stets an den ältesten der Söhne vererbt wurde. Infolge davon mußten die anderen Kinder sich mit geringem Vermögensantheil begnügen und ihr Fortkommen durch eigene Kraft erstreben.

Der junge Friedrich, Fritz genannt, besuchte die Handelsschule im nahen Hagen, kam dann mit fünfzehn Jahren in die Lehre des Kaufherrn Mohl in Wichlinghausen bei Barmen, der Handel mit Teppichen und Wupperthaler Webewaaren trieb, und gewann die Tochter desselben als Jüngling von achtzehn Jahren zu seiner Braut. Er war ein Bild der Kraft und Gesundheit, fast sechs Fuß groß, mit breiter Brust und Schultern, blondlockigem Haar und sinnigen, strahlend blauen Augen.

Die napoleonische Kriegszeit hatte die westfälischen Lande schwer heimgesucht. Mit der Erhebung des preußischen Volkes war die Zeit der Befreiung gekommen, und im November 1813 konnten auch die Westfalen durch Bildung von Landwehrregimentern sich dem großen Rachezug gegen Napoleon anschließen. Friedrich Harkort trat begeisterungsvoll in die Reihen der Kämpfer ein und machte als Offizier den Feldzug von 1814 in Belgien

mit, wurde bei der Erneuerung des Krieges 1815 gleich im Anfang verwundet und kehrte nach der schnellen Beendigung des Krieges zu seinem bürgerlichen Beruf zurück.

Er begann zunächst auf dem heimathlichen Gut Harkorten eine Gerberei und übernahm zugleich ein nahebei gelegenes Hammerwerk. Er hatte scharfsinnig bereits die neue Macht erkannt, welche in England durch Benutzung der Dampfmaschine und durch neue Erfindungen erstanden war, und verband sich jetzt mit dem wohlhabenden Kaufmann Heinrich Kamp zur Anlage einer englischen Mustern nachstrebenden Maschinenfabrik, wofür eine alte verfallene Burg in Wetter an der Ruhr 1818 angekauft wurde. Aus der ehemaligen Ritterburg ward eine industrielle Werkstatt, in Deutschland damals wohl das erste Beispiel dafür, daß sich das industrielle Leben der neuen Zeit auf der Stätte versunkenen Feudalwesens rührig entfalten sollte. Zugleich hatte sich Harkort verheirathet und machte dann eine Reise nach England, um die Fortschritte in der Eisenindustrie kennen zu lernen und für seine neue Werkstätte Sachverständige und tüchtige Arbeiter herüberzuholen. Mit ihnen begann er unter schwierigen Verhältnissen den Maschinenbau, was mit einem hartnäckigen Kampf gegen starre Vorurtheile im Lande und unter der alten Arbeiterbevölkerung gleichbedeutend war; denn es erscholl von Weherufen über das Eindringen des Maschinenwesens in die deutsche Industrie. Unbeirrt jedoch ging Harkort seinen Weg weiter, mehr an den gemeinnützigen Vortheil seiner Unternehmungen denkend, als auf Gewinn für sich selbst ausgehend.

Das Eisenbahnwesen lag damals noch in der Kindheit. In England arbeitete Stephenson erst daran, seine Dampfmaschine einmal auf einer Schienenbahn laufen zu lassen und dadurch die ungläubige Menschheit von dem ungeheuren Werth seiner Erfindung überzeugen zu können.

In Deutschland hatte man noch keine Ahnung davon oder betrachtete diese Versuche als Spielerei. Aber Harkort verstand sie besser zu würdigen.

Im März 1825 schrieb er in dem Blatte seiner Heimath einen belehrenden Aufsatz über Eisenbahnen und forderte zum Bau von solchen in den Rheinlanden auf, bestimmt voraussagend, daß „die Eisenbahnen manche Revolutionen in der Handelswelt hervorrufen werden." Es war nachweisbar die erste Anregung solcher Art in einer deutschen Zeitung. Friedrich List, welcher allgemein als derjenige gilt, der in Deutschland zuerst um die Erbauung von Eisenbahnen sich verdient gemacht habe, war im März 1825 eben daran, auszuwandern und sah in Amerika erst eine Eisenbahn. Mehrere Jahre später, nach seiner Rückkehr in's Vaterland, nahm er die Sache mit Feuereifer in die Hand. Derweil jedoch hatte Harkort nicht nur öffentlich dafür gekämpft, sondern auch zur Verbindung der Eisengruben in seinem heimathlichen Ländchen eine Bahn von einer deutschen Meile Länge (1829) erbaut, die freilich nur mit Pferden betrieben wurde, und außerdem zur Herstellung der Steele-Vohwinkler Linie und damit zugleich zur Bildung der ersten Aktiengesellschaft Deutschlands (1830) Veranlassung gegeben.

Im September 1831 befuhr der damalige Generalgouverneur von Rheinland-Westfalen, Prinz Wilhelm, der jüngste Bruder Friedrich Wilhelm's III., diese Bahn, worauf sie den Namen Prinz Wilhelm-Eisenbahn erhielt, und zwei Jahre später kam auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der 1840 den Thron Preußens besteigen sollte, und machte in Begleitung Harkort's dieselbe Fahrt, wodurch er ein lebhaftes Interesse für Eisenbahnen gewann, denen noch immer auch bei den Gebildeten ein starres Vorurtheil entgegenstand. So sagte noch einige Jahre später ein westfälischer Abgeordneter auf dem Landtage:

„Mir schaudert vor der furchtbaren Umwälzung, wenn ich mir denke, daß Deutschland, mit den schönsten Kunststraßen übersäet, nach allen Richtungen mit guten Verkehrswegen versehen, plötzlich von einer Eisenbahn durchschnitten werden sollte.“ Und als 1838 schon die Berlin-Potsdamer Bahn erbaut war, und der Bürgermeister von Brandenburg um ihre Verlängerung zunächst bis zu dieser Stadt sich bemühte, fragte ihn der preußische Finanzminister: „Halten Sie es denn wirklich für einen so großen Vortheil für Brandenburg, wenn es an eine Bahn zu liegen kommt?“

Es war in der That ein Kampf, den Harkort mit der Eisenbahnfrage gegen viele und starke Feinde aufgenommen hatte; aber im Kämpfen mehrte sich seine Kraft. Schon im Dezember 1830 beantragte er eine Verbindung der Weser mit der Lippe vermittelst einer Eisenbahn beim westfälischen Landtag; dann entwarf und veröffentlichte er den Plan einer solchen von Minden nach Köln. Ja, er sprach sogar von einer Eisenbahn mit Telegraphen auf dem rechten Rheinufer von Mainz nach Wesel. „Dergleichen Dinge,“ fügte er diesem Vorschlag selbst hinzu, „klingen jetzt noch seltsam; allein im Schoße der Zeiten schlummert der Keim so großer Entwickelung der Eisenbahnen, daß wir die Resultate nicht zu ahnen vermögen.“

Wegen derartiger „toller Phantasien“ wurde der junge Mann in der Presse weidlich verspottet und von seinen Freunden und Verwandten ernsthaft getadelt. Denn er versäumte darüber sein Geschäft und ließ sich immer neue Verbesserungen viel Geld kosten. Aber er erklärte auf solche Vorwürfe, daß er nur zum Anregen da sei, nicht zum Ausbeuten. Das müsse er Anderen überlassen. Das Allgemeine ging ihm über seine persönlichen Interessen. Im Jahre 1835, als er in Sorgen um die eigene Existenz war und sich daher von der Stelle des Vorkämpfers für

den Bau von Eisenbahnen zurückziehen mußte, klagte er einem Freunde vor Allem: „Heute sind es zehn Jahre geworden, als ich zum ersten Male über Eisenbahnen schrieb. Großes hätte man in Preußen erreichen, Alles mit einem Schlage voranbringen können, wenn die Sache damals energisch angegriffen wurde. Statt dessen ist nichts geschehen; wir haben noch nicht eine Meile Staatsbahn, und unsere Nachbarn, das junge Belgien vorauf, schöpfen das Fett von der Suppe. O über unsere unüberwindliche deutsche Schlafmützigkeit!"

Nun warf er sich, mühsam sein Maschinengeschäft in Wetter und im nahen Walde von Hombruch neu errichtend, an einer anderen Stelle, als wo er das erste, inzwischen aufgelöste, gegründet, auf Herstellung von Schiffsdampfmaschinen, indem er zugleich für Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrt auf Rhein und Weser wirkte. Eine erste Bestellung kam ihm darauf für einen Weserdampfer zu. Um die Wirkung seiner Maschinen für dieses Schiff zu erproben, begab sich Harkort 1836 selbst auf dasselbe und machte die erste Fahrt auf dem Rhein bis zur Mündung und von da auf tobender See nach der Weser und darauf aufwärts bis Minden mit. Diese wahrhaft abenteuerliche Reise dauerte fünf Wochen und endigte mit einem förmlichen Triumpheinzug Harkort's im Mindener Hafen. Dann baute er eine noch stärkere Maschine für einen Rheindampfer, der auch seetüchtig war, und brachte das Schiff selbst zunächst nach Köln, wo es mit großem Jubel Seitens der Behörden wie der Bevölkerung empfangen wurde, dann den Rhein hinunter über die Nordsee nach London, wo sein Eintreffen großes Aufsehen erregte und Harkort von Lordmayor auf einem Banket als eine Art neuer Kolumbus gefeiert wurde.

Alles war soweit vortrefflich, auch diese Verkehrsbahn für den deutschen Handel glücklich gebrochen, aber Harkort

hatte keine materiellen Vortheile davon. Im Gegentheile, er hatte sich in Schulden gestürzt, die pünktlich zurückzuzahlen ihm unmöglich war. Man legte nun rücksichtslos Beschlag auf sein Geschäft, und damit war es ruinirt.

Es ereignete sich dies 1837. Der so schwer Betroffene schrieb damals einem Freunde, daß er in dieser Zeit die Sorgen und den Kummer eines ganzen Menschenlebens erduldet habe.

Friedrich Harkort war seit 1830, bei dem großen Ansehen, dessen er als Mitglied einer erbgesessenen Freisassenfamilie von Westfalen, wie als industrieller Vorkämpfer im Lande genoß, von den Landgemeinden des Hagener Kreises zum Abgeordneten des westfälischen Landtags erwählt worden. Er hatte sich in diesem namentlich durch seinen Antrag auf endliche Einberufung der schon 1815 vom König verheißenen preußischen Reichsstände sehr mißliebig gemacht, und in Berlin am Hofe wurde er deswegen als „Pumpernickel-Lafayette“ verspottet. Auch auf diesem Gebiet sollte er zum Kämpfer immer schneidiger und immer volksthümlicher erwachsen. Zugleich bewies er in Gedichten und Schriften die glühende Vaterlandsliebe eines alten Landwehrmannes von 1815, als 1840 ein Krieg mit Frankreich drohte.

Dann aber erkor er sich ein neues Ziel: die Hebung der Volkserziehung und des Lehrerstandes in Preußen. Mehr als seinen eigenen, aus den Verlegenheiten sich nicht lösenden Geschäftsverhältnissen, widmete er sich diesen allgemeinen Bildungsfragen. Er wurde zu einem ausgesprochenen Volksschriftsteller, der das rechte Zeug hatte, furchtlos nach oben und eindringlich nach unten, zu den Leuten zu sprechen; mit klarem Blick erfaßte er auch solche Kultur- und wirthschaftliche Aufgaben, die aller Welt noch gar nicht als wichtig oder nöthig erschienen. Er verlangte eine höhere Ausbildung des Lehrerstandes und

bessere Bezahlung desselben, Vermehrung der Volksschulen, passende Volksschriften und Anlage von Bibliotheken. Er regte die Gründung von Gewerbevereinen für Arbeiter wie Fabrikanten an, ebenso ein Verbot der Beschäftigung von Kindern in Fabriken vor zurückgelegter Schulzeit.

Damals, in den vierziger Jahren, als die Arbeiter in Deutschland noch nichts von sozialen Fragen wußten, behandelte er solche schon in Flugschriften, indem er erklärte, daß er, selbst ein Leiter der Industrie, doch von Herzen jedes Erwerben von Werthen und Reichthümern verachte, das auf Kosten der Menschenwürde, auf Erniedrigung der arbeitenden Klassen begründet wäre. Darum forderte er gesetzliche Feststellung der Dauer der Arbeit, als Maximum eine Arbeitszeit von sechs Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends mit zweistündiger Pause — also etwas, was der erst vierzig Jahre später agitatorisch aufgestellten Forderung der Arbeiterpartei in Deutschland entsprach. Er forderte ferner die Sorge für gute und billige Nahrungsmittel und gesunde Wohnungen, den Bau von Arbeiterhäusern, möglichst niedrige Eisenbahnfahrpreise für Arbeiter, Anlage von Pferdebahnen zwischen Arbeiterkolonien und den Fabrikstädten, und die Einrichtung von Unterstützungs- und Krankenkassen.

Diese Thätigkeit fand eine ausdrückliche amtliche Anerkennung in dem Bericht über die erste preußische Landesgewerbeausstellung von 1844, worin es hieß: „Wir können nicht umhin, bei dem Namen Harkort, einem der thatkräftigsten und regsamsten Fabrikanten, zu verweilen, dessen unausgesetzte Bestrebungen auf die Ausdehnung und Vervollkommnung seiner Werke, wie auf die Solidität und Vortrefflichkeit seiner Erzeugnisse gerichtet sind und dem es Ernst ist, aus seinen Fabriken nutzbringende Anstalten zu machen. Wenn dies beharrliche Streben schon die vollste Anerkennung verdient, so muß noch mehr die große Un-

eigennützigkeit hervorgehoben werden, mit welcher dieser achtbare Fabrikant seinen westfälischen Landsleuten vorangegangen, vielen bei der Einrichtung ihrer Fabriken behilflich gewesen und ihnen mit Hintansetzung des eigenen Vortheils seine Erfahrungen und Entdeckungen, anstatt nach beliebter Art sogenannte Fabrikgeheimnisse daraus zu machen, offen mitgetheilt hat." Harkort seinerseits freilich schrieb 1847 einem Freunde über die „Freunde" und die Erkenntlichkeit derselben: „Ich besitze die Resignation, auf 99 Prozent von ihnen zu verzichten. Nur die Hoffnung bleibt mir noch, daß die Lehrer vielleicht meiner gedenken werden. Manchem Gemeinnützigen habe ich im Vaterlande die Hand geboten und ebensolchen schlechten Lohn empfangen, wie bessere Männer vor mir. Da ich nie mehr erwartete, bin ich zufrieden."

Das Jahr 1848 rief ihn auf einen anderen, wesentlich politischen Posten. Die Revolution in Berlin war ihm ein Greuel, und gegen die anarchische Verwilderung, welche darnach in manchen Kreisen der Bevölkerung einriß, zog er zunächst mit scharfen Waffen des Wortes zu Felde. Er ließ Briefe an die Arbeiter seiner Heimath erscheinen, in denen er ihnen die Verhältnisse klar machte und ihnen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in's Gewissen redete.

Er wurde auch als Abgeordneter zur Nationalversammlung in Berlin erwählt und galt da als ein volksthümlicher Mann, der sich auf unklare Ideen nicht einließ. Er wurde der Führer einer besonderen, gemäßigt-liberalen Fraktion. Ein Redner war er nicht; aber in offenen Briefen fuhr er fort, über brennende Fragen und den Gang der Zeitverhältnisse in seiner derben Schreibweise das Volk, zumal die Arbeiter, zu belehren, und diese rührige Thätigkeit hob seinen politischen Einfluß außerordentlich. Die Regierung konnte sich beglückwünschen, einen solchen Beistand zu haben, und seine parlamenta-

rischen Kampfgenossen, die beiden Brüder Auerswald mit den Altliberalen, wie Vincke, Grabow, Bockum-Dolffs an der Spitze, verehrten ihm am Schluß der sturmvollen 1848er Sitzungsperiode einen prachtvollen „Dankesbecher" und sprachen es dabei aus, „daß er mehr gethan, als sie Alle."

Aus seinen Provinzbriefen war schließlich eine Art Zeitschrift entstanden, „der Bienenkorb", die eine gewaltige Verbreitung im ganzen Lande fand und großen Einfluß auf Diejenigen ausübte, für die sie bestimmt war. Ein Menschenfreund und ein Mann mit dem Herzen für das Volk sprach darin zu seinen Zeitgenossen freimüthig und väterlich. Als die Reaktion 1849 ihr Werk sowohl in der auswärtigen Politik wie auch im Innern mit unglaublicher Polizeiwillkühr und Verfolgungswuth begann, war aber Friedrich Harkort derjenige, der wie vorher gegen die Revolutionäre, so nun gegen die Regierung den Kampf aufnahm. Er gab „Bürger- und Bauernbriefe" heraus, in denen er der Reaktion entschlossen zu Leibe ging. Gleich der erste dieser Briefe zog ihm eine Anklage Seitens der Regierung zu. Das Gericht sprach Harkort frei.

Fort und fort stand er auf der Wacht, und wie er politisch ein treuer Kämpfer der Volksrechte blieb, wenn sie, wie in jener Zeit, so schwer bedroht waren, so auch rastlos für gemeinnützige Interessen. Eisenbahnwesen, Dampfschiffverkehr, Schule und Lehrerstand blieben die Angelegenheiten, in denen er ein Rufer und Wecker und Förderer war. Außerdem trat er 1852 mit einem ausführlichen Plan für eine preußische Flottenschöpfung, Werftanlagen und Hafenbauten auf. Er machte auf Kiel und den Jahdebusen aufmerksam, und in diesem Kampf für Schöpfung und planmäßige Ausbildung einer vaterländischen Seewehr stand er jahrelang fast allein. Auch für den Erwerb von preußischen Kolonien in Ostafrika

erhob er seine Stimme, als dergleichen nur erst ein Lächeln über solche Träumereien erregte, und als 1864 Schleswig-Holstein erobert war, forderte er scharfblickend sogleich die Durchführung eines Kanals zwischen Ost- und Nordsee. Der alte Kämpfer, der 1814 gegen Frankreich gezogen, erhob seine Stimme auch mit unter den Ersten, um Straßburg und Metz als Vorposten der Wacht am Rhein zu behalten. Er jubelte, der Alte mit dem ehrwürdigen, von schmalem, schneeweißem Bart umrahmten Furchengesicht, als Deutschlands Einheit, der Traum auch seiner Jugend, verwirklicht war, und nahm als fast Achtzigjähriger noch ein Mandat seiner treuer Hagener Wähler für den ersten Reichstag an. Immer noch, mit schon zitternder Hand, schrieb er über öffentliche Fragen und freute sich der Genugthuung, daß er, der früher seinen schwerfälligen Zeitgenossen zu rasch vorangestürmt, im hohen Alter noch so vielfach Recht bekam. Bis 1878 arbeitete er im öffentlichen Leben weiter; dann zog er sich zurück, um, noch immer eine aufrechte westfälische Eiche, die letzten ihm vergönnten Tage in Ruhe zu genießen.

Er durfte es auch sorglos. Seine Vermögensverhältnisse hatten sich längst gefestigt, und er lebte in patriarchalischer Einfachheit auf seinem eigenen Gute Hombruch bei Dortmund. Dort versammelte sich alljährlich um den Alten ein Viertelhundert fröhlicher Enkelkinder. Da empfing er manche schöne Huldigung seiner tapfer erstrittenen Verdienste als Industrieführer und als unsträflich reiner Volksmann. Im Februar 1873 fand sich auch eine Abordnung der westfälischen Lehrerschaft ein, die ihren besten Freund zum achtzigjährigen Geburtstage beglückwünschte. Briefe und Telegramme kamen zu Hunderten hinzu. Eine schöne Abendröthe war diesem reichbewegten Leben beschieden. Ein jeder Gruß, ein jeder Dank wiederholte es dem knorrigen Greise:

„Wenn heut' ein Lebensodem weht,
Uns schon umstrahlt des Frühroths Schein:
Er war der neuen Zeit Prophet,
Sein Name soll uns heilig sein!“

Während eines Aufenthalts im lieblichen Siebengebirge, wo Harkort ein einfaches Haus erworben hatte, um sich dorthin aus dem Kohlenstaube des Hombruchs für einige Wochen des Jahres zurückziehen zu können, befiel ihn im Herbst 1876 eine schwere Erkältung. Zwar erholte er sich wieder, aber der Verfall seiner Kräfte war nicht mehr aufzuhalten. Noch erlebte er den 88. Geburtstag; dann, am 6. März 1880, fuhr Fritz Harkort „zur letzten Schicht“ an. Aus seinem Häuschen trugen sie ihn hinaus in dem Sarge aus festem Holze eines einst selbstgepflanzten Baumes, den er sich längst hatte anfertigen lassen. Die Flagge des ersten Rheindampfers, den er als noch junger Mann nach London geführt, deckte seine Leiche. Im Wald von Schede, wo die Familiengruft sich befindet, bettete man ihn neben seiner ein halbes Jahrhundert ihm voraufgegangenen Gattin. Lehrer senkten den Sarg hinab. Keine Rede und kein Prunk — so wie er es gewünscht. Eine Marmortafel auf dem Grabe trägt nur seinen Namen. Ein schönes, liebevolles Andenken hat ihm jüngst in einer Biographie der Abgeordnete für Witten, L. Berger, unter dem Titel „Der alte Harkort“ gesetzt.

In der Station.

Bilder aus dem Verkehrsleben.

Von

Mr. Myers.

Mehrere der letzten großen Eisenbahnunfälle sind innerhalb der Stationen erfolgt, während unter den Laien bisher die ganz falsche Ansicht verbreitet war, daß man sich als Passagier eines Eisenbahnzuges in der Station am sichersten befände. Die Fachleute wissen aber längst, daß gerade die Station für den Eisenbahnzug die größten Gefahren bietet, und daß, ruhiges Wetter und gutes Material vorausgesetzt, der Zug sich nirgends sicherer befindet, als draußen auf der freien Strecke. Ob der Zug in einer Station hält oder sie als Schnellzug durchjagt, hier lauern stets vermehrte Gefahren auf ihn, und die Beamten, die innerhalb der Station den Dienstbetrieb aufrecht erhalten, haben nicht nur eine im höchsten Grade verantwortliche, sondern auch eine aufregende, Körper und Geist aufreibende Stellung.

Um dem Publikum klar zu machen, wie sich der Dienstbetrieb in einer Station gestaltet, wollen wir uns diesen einmal näher ansehen. In erster Linie haben wir dabei die Thätigkeit zweier Beamtenkategorien in's Auge zu fassen: die des Bahnhofsvorstehers und die der Weichensteller, die des Ersteren ausübende Organe sind, für die er zwar mit verantwortlich bleibt, von deren eigener

Tüchtigkeit aber Betriebssicherheit oder schweres Unglück abhängt.

Eine mittelgroße Station gleicht mit ihren Schienensträngen gewissermaßen einer großen Stadt, und es gehört viel Ortskenntniß und Diensterfahrung dazu, mit Sicherheit ebenso wie mit der unumgänglich nothwendigen Schnelligkeit den gesammten Verkehr vor sich gehen zu lassen. Der Kommandeur dieser Station ist immer der Vorsteher, den in Behinderungsfällen ein oder mehrere Assistenten vertreten. Die Verantwortlichkeit für diese Assistenten trägt aber ebenfalls der Bahnhofsvorsteher.

Wenn es sich nur um ein Ein- und Ausfahren oder um ein Durchpassiren von Personen- oder Güterzügen handeln würde, dann wäre der Dienst der Stationsbeamten kein so komplizirter. Es kommt aber zu dieser Art des Dienstes noch der Rangirdienst, das Ein- und Ausladen von Gütern, die Materialienverwaltung, die Beförderung von Publikum und Gepäck, die Entsendung von Extrazügen und Extramaschinen hinzu. Ein Stationsvorsteher kommt deswegen dort, wo der Verkehr einigermaßen stark ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht aus dem Dienst heraus, und fast jede halbe Stunde können Entscheidungen an ihn herantreten, bei denen er alle seine Gewandtheit und Dienstkenntniß zusammennehmen muß, um nicht ein Unglück herbeizuführen oder sich Beschwerden von Seiten des Publikums zuzuziehen. In den Fällen, in denen sich der Verkehr durch irgend welche außerordentliche Veranlassungen übermäßig steigert, wird von den Stationsvorstehern und ihren Gehilfen oft geradezu Unmögliches gefordert, und nur zu leicht entsteht dann ein Versehen, das zu größeren oder kleineren Unglücksfällen führt. Wer aber weiß, wie viel in solchen Fällen von den Beamten verlangt wird, wundert sich höchstens, daß nicht mehr Katastrophen zu verzeichnen sind.

In größeren Stationen hat für die verschiedenen Zweige der Verwaltung und des Betriebes der Vorsteher Gehilfen; er hat einen Güterexpedienten, einen Billetverkäufer und Kassirer, er hat eine Anzahl von Telegraphisten, er hat endlich einen Rangirmeister, Werkstattsvorsteher u. s. w. unter sich, die unter seiner verantwortlichen Leitung die Geschäfte wahrnehmen, die auf kleinen Stationen der Vorsteher allein mit einem oder zwei Weichenstellern auszuführen hat. Mit Rücksicht auf den Umfang der dem Stationsvorsteher obliegenden Dienstpflichten und in Anbetracht der Betriebssicherheit finden daher Eisenbahnbeamte erst eine Anstellung als Stationsvorsteher, wenn sie sich ausreichende Erfahrungen und Kenntnisse erworben haben. In Deutschland ist nach den Bestimmungen über die Befähigung von Bahnpolizeibeamten vom 12. Juli 1878 erforderlich, daß Jemand, der Bahnhofsvorsteher werden will, erstens einen mindestens zweijährigen Dienst als Stationsassistent hinter sich haben muß, daß er zweitens die Kenntniß der für den Stations- und Expeditionsdienst in Betracht kommenden Vorschriften des Kassen- und Rechnungswesens besitzt, daß er drittens über seine Kenntniß der Einrichtungen des Post- und des Telegraphenwesens, sowie des Verhältnisses der Eisenbahnen zur Post- und Telegraphenverwaltung sich ausweist, und daß er endlich viertens mit den Bestimmungen für die Eisenbahnen betreffs der Kriegsleistungen genau vertraut ist. In Kriegszeiten, wenn der gesammte Privatverkehr durch Truppentransporte aufgehalten und gehemmt wird, kann ein Bahnhofsvorsteher so recht zeigen, welche Fähigkeiten er besitzt. Sein Posten wird dann noch verantwortlicher und wichtiger, und da die Kenntniß der Lokal- und Personalverhältnisse in den Stationen in diesem Falle von der größten Wichtigkeit ist, so sind die Stationsvorsteher aller größeren Bahnhöfe stets als unabkömmlich von ihrem

Dienst für den Kriegsfall bezeichnet und werden nicht zur Waffe eingezogen.

Auf größeren Stationen hat der Vorsteher einen oder mehrere Assistenten, für die er aber wiederum mitverantwortlich bleibt, so lange er sich noch auf dem Bahnhofe befindet. Nur wenn er vom Bahnhof abwesend ist, geht die Verantwortlichkeit für den Dienst auf den betreffenden Assistenten selbst über.

Wird ein Zug von einer Nachbarstation gemeldet, so darf der Stationsvorsteher erst das Einfahrtssignal geben lassen, nachdem er sich davon überzeugt hat, daß der gesammte Bahnhof in Ordnung ist. Es gehört dazu, daß sämmtliche Weichen richtig gestellt sind, denn man braucht nur an das schreckliche Unglück von Röhrmoos zu erinnern, um dem Leser klar zu machen, was eine falsch gestellte Weiche bedeutet. Alle Drehscheiben und Schiebebühnen müssen richtig gestellt sein; Schiebebühnen, welche das Geleise durchkreuzen, das der einfahrende Zug passiren soll, dürfen sich nicht in Bewegung befinden. Rangirbewegungen, durch welche Güter- oder Personenzüge zusammengestellt oder getrennt werden, dürfen nicht in der Nähe des Geleises stattfinden, das der einfahrende Zug zu passiren hat. Die beweglichen Arme der Wasserkrahne müssen richtig stehen und nicht etwa aus Nachlässigkeit so belassen worden sein, daß sie das Geleise, neben dem sie liegen, sperren. Dabei sollen aber alle Bewegungen, welche von Rangirern, Lokomotiven, Weichenstellern u. s. w. vorzunehmen sind, nicht allzu sehr aufgehalten werden, weil man sonst mit dem Dienst nicht fertig wird.

Dem Bahnhofsvorsteher bleibt in der That manchmal nichts übrig, als im letzten Augenblick noch Dienste vollziehen zu lassen, die keinen Aufschub dulden und die nach der Vorschrift doch nicht mehr vorgenommen werden dürften, weil der ankommende Zug bereits in Sicht ist.

Ist der Zug in die Station eingefahren, so hat der Vorsteher dafür zu sorgen, daß von beiden Seiten das Haltesignal gegeben wird, und wenn für einen Zug aus entgegengesetzter Richtung noch ein Signal steht, darauf zu achten, daß der bereits angekommene Zug nicht etwa noch auf den Geleisen steht, die der demnächst ankommende zu passiren hat. Ein Versehen dieser Art verursachte bekanntlich das schreckliche Unglück, das den Extrazug des Cirkus Carré in der Nähe von Hannover betraf.

Der Inspektor hat ferner dafür zu sorgen, daß Gepäck und Publikum möglichst rasch aus dem angekommenen Zuge herauskommen, sowie daß die neuen Fahrgäste nebst dem Gepäck so rasch wie thunlich wieder hineinbefördert werden, dann darf er aber dem Zug nicht eher die Erlaubniß zum Ausfahren geben, bis er sich davon überzeugt hat, daß die Strecke, die der Zug zu passiren hat, bis zur nächsten Station frei ist. — Wenn Schnellzüge durchfahren, hat er auf dem Bahnsteig mit der rothen Mütze zu erscheinen, weil seine Anwesenheit für den Lokomotiv- und Zugführer das Zeichen ist, daß sich Alles in Ordnung befindet. Er darf aber den Zug nicht durch die Station jagen lassen, wenn er nicht auch von der Nachbarstation bereits die Nachricht bekommen hat, daß dieselbe frei für die Einfahrt des Zuges ist.

Der Stationsvorsteher hat des Weiteren zu bestimmen, auf welchem Geleise die Güterzüge einzulaufen, wie sie zu rangiren und Wagen in der Station abzuhängen oder aufzunehmen haben; er revidirt, ob die beladenen Wagen auch das Normalprofil nicht übersteigen, ob sie unter dem sogenannten Lademaß, das auf jeder Station vorhanden ist, hindurchgehen. Wegen der Tunnels, Durchlässe und Brücken, welche nämlich der Eisenbahnzug zu passiren hat, dürfen die beladenen Wagen nur eine bestimmte Höhe und Breite haben, da sonst Entgleisungen oder schwere

Beschädigungen an Bauten und Betriebsmaterial eintreten könnten. Der Bahnhofsvorsteher hat endlich darauf zu achten, daß der Bahnmeister und seine Gehilfen sämmtliche Signalapparate, Telegraphenmasten, Schienengeleise u. s. w. in tadellosem Zustande erhalten. Mehrmals täglich hat er seinen Bezirk zu begehen, um sich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung ist. Er hat die Kontrole in Bezug auf Pünklichkeit im Dienst gegenüber den anderen Beamten, er gibt den Weichenstellern täglich genau an, auf welche Geleise sie die verschiedenen Züge laufen zu lassen haben, und jede Veränderung in dieser Beziehung muß augenblicklich dem betreffenden Weichensteller mitgetheilt werden, sollen nicht furchtbare Unglücksfälle, zum Mindesten aber Betriebsstörungen und Verwickelungen vorkommen.

Der Weichensteller ist, wie bereits erwähnt, das ausführende Organ für die Befehle des Stationsvorstehers; er ist gewissermaßen im Bahnhof dasselbe, was der Bahnwärter auf der freien Strecke ist. Vor Allem aber liegt ihm, wie dies ja auch schon der Name besagt, die Bedienung der Weichen und Geleisekreuzungen ob. Er hat das Stellen der Weichen nach den Befehlen des Bahnhofsvorstehers zu besorgen, es ruht also auf ihm eine kolossale Verantwortlichkeit, und er wird daher zu einem der wichtigsten Beamten in der Station. Zu Weichenstellern nimmt man nur Leute, welche sich durch besondere Nüchternheit, durch Diensttüchtigkeit, Solidität und gute Führung innerhalb und außerhalb des Dienstes auszeichnen. Ein Weichensteller muß geläufig lesen, schreiben und rechnen können, er muß entweder Bahnwärter gewesen oder vier Monate mit Instandhaltung oder Erneuerung des Oberbaues, d. h. der Schienenstränge und der Weichen beschäftigt gewesen sein. Er soll ferner, bevor man ihn zur Weichenstellerprüfung zuläßt, zwei Monate im Weichensteller- und Signaldienst aushilfsweise beschäftigt gewesen sein und eine Aus-

bildung am Telegraphenapparat erhalten haben, damit er einfache Depeschen annehmen und aufgeben kann. Er muß vertraut sein mit der Handhabung der Blocktelegraphensignale, mit den Drehscheiben, Schiebebühnen, Centesimalwagen, Wasserkrahnen, mit den Vorschriften über den Gang des Rangirgeschäfts und die lokalen Eigenthümlichkeiten derselben. Man verlangt von ihm Kenntniß des Fahrplans und der Bahnhofsfahrordnung, ferner eine eingehende Kenntniß jedes einzelnen Theiles, jedes Bolzens und jeder Verschraubung einer Weiche oder einer Geleisekreuzung. Er soll ein überlegender Mensch mit Geistesgegenwart sein und gerade in den Augenblicken, in denen andere Leute durch Schreck oder Angst den Kopf verlieren, die größte Ruhe bewahren. Er darf sich nicht dazu verleiten lassen, im Dienst an andere Dinge zu denken. Ein Versehen bei einer Weiche, die fälschlich offen bleibt oder versperrt wird, wenn ein Zug einfährt — und das Unglück ist fertig. Nicht allein Entgleisungen und Zusammenstöße, Tod und Verwundungen von Passagieren und Beamten kann der Weichensteller durch verhältnißmäßig kleine Versehen verursachen, sondern auch Zerstörungen von Material, von Schienen und Weichen, wodurch eine Störung, wenn nicht Aufhebung des Dienstbetriebes der ganzen Bahnstrecke erfolgt.

Wird es dunkel, so muß der Weichensteller seine Aufmerksamkeit verdoppeln. Er soll dann womöglich vor jedem Zuge seinen Bezirk abpatrouilliren und sich von dem Stand der Weichen, der Telegraphenmasten und anderer Signale überzeugen. Er hat dafür zu sorgen, daß nicht unbefugte Personen, welche vielleicht in der Güterexpedition oder an den Abladestellen zu thun haben, die Geleise überschreiten, und hat die elektrischen Glockensignale sorgfältig zu beachten. Er muß in sehr vielen Fällen rasch nach eigener Ueberlegung handeln und vielleicht noch im letzten

Augenblick einen Zug durch Schwenken der rothen Fahne oder bei Nacht der rothen Laterne zum Halten bringen, wenn er sieht, daß irgend etwas im Bahnhofe nicht in Ordnung ist. In vielen Fällen hat er auch noch die Schranken zu öffnen und zu schließen, welche Wegeübergänge durch den Bahnhof absperren. Dazu kommt der stundenlang andauernde Rangirdienst, während dessen, ganz gleich ob das Wetter gut oder schlecht ist, der Weichensteller außerhalb seiner Bude bleiben muß, um die Weichen zu bedienen oder um das Rangirgeschäft selbst zu überwachen. So gehört denn wirklich eine eisenfeste Gesundheit und ein kerniger Körper dazu, um den Dienst eines Weichenstellers gewissenhaft und pünktlich zu versehen.

Auf großen Bahnhöfen, wo Hunderte von Weichen zu stellen sind und wo jedes Versehen unabsehbares Unglück bringt, hat man in der letzten Zeit Centralweichen oder aber die sogenannten Stellwerke eingeführt, welche dem Weichensteller wenigstens das schwierige Amt der genauen und richtigen Weichenstellung abnehmen.

In den Bahnhöfen, gewöhnlich dicht an der Einfahrt, wird der Leser schon einzeln stehende Häuschen bemerkt haben, in denen sich ein Beamter befindet, welcher vor sich und um sich eine große Zahl von Hebelgriffen hat, die am oberen Ende einen runden Handgriff tragen. Dieses Häuschen enthält das Stellwerk, und die Elektrizität arbeitet unsichtbar neben dem Beamten, um ihn vor verhängnißvollen Fehlern zu bewahren und gleichsam zu kontroliren. Soll ein Zug einfahren, so kann der Beamte im Stellwerk die Hebel erst ziehen, nachdem der Bahnhofsvorsteher ihn benachrichtigt hat: „Einfahrt frei für Zug Nummer so und so viel.“ In dem Augenblicke, in dem der Bahnhofsvorsteher diese Mittheilung auf telegraphischem Wege macht, werden alle diejenigen Hebel, welche nicht gezogen werden dürfen, elektrisch gesperrt,

d. h. ihre Eisentheile werden durch einen elektrischen Strom, der durch sie hindurchgeht, magnetisch und halten die Hebel so fest, daß der Beamte nicht im Stande ist, sie aus der Ruhelage zu bringen. Der Beamte zieht dann sämmtliche Hebel hoch, welche für den betreffenden Zug das Geleise freimachen; am Schluß zieht er den Hebel, der am Abschlußtelegraphen und am Vorsignal das Zeichen „Einfahrt frei!" gibt. — Die Verbindung zwischen dem Stellwerk und den Weichen und Telegraphenmasten besteht aus Ketten, Eisenstangen oder doppelten Drahtzügen, welche sämmtlich über Rollen oder Kugeln laufen. Automatische Drahtspanner halten diese Leitungsdrähte stets so gespannt, daß sie weder zu straff sind, was sie zum Reißen bringen würde, noch daß sie zu schlaff sind, in welchem Falle sie von den Rollen und Leitungskugeln heruntergleiten würden.

Man hat endlich noch in den Stationen an besonders gefährdeten Stellen, vor Allem aber an den sogenannten Spitzweichen, d. h. dort, wo die freie Strecke in den Bahnhof einmündet, verriegelte Weichen eingerichtet, d. h. Vorkehrungen getroffen, durch welche die beweglichen Theile einer Weiche, die beiden sogenannten Zungen, mechanisch festgestellt werden, damit sie nicht durch irgend einen Zufall sich verschieben und so den Zug auf ein falsches Geleise laufen lassen. Das Verriegeln und Entriegeln der Weichen erfolgt entweder durch einen Weichensteller mit der Hand oder ebenfalls durch Stellwerke.

Werden aber auch die Verriegelung der Weichen und ihre Umstellung von einem besonderen Stellwerkhäuschen aus vorgenommen, so müssen die Bahnwärter des Bezirkes doch ununterbrochen auf dem Posten sein, um zu beobachten, ob sich auch die gesammte Einrichtung des Stellwerkes in gutem Zustande befindet. Sehen sie, daß im entscheidenden Moment am Stellwerk etwas versagt,

so müssen sie entweder mit der Hand die Weichen stellen oder das Signal am Telegraphenmast geben, im Nothfall aber durch Zeichen mit der rothen Fahne oder, bei Nacht, mit der rothen Laterne den ausfahrenden oder einfahrenden Zug zum Halten zu bringen suchen.

Wird eine Drehscheibe benutzt, um eine Lokomotive oder einen Wagen aus dem Schuppen oder auf ein anderes Geleise zu bringen, so muß stets ein Weichensteller als verantwortlicher Beaufsichtiger zugegen sein. Schiebebühnen, welche Wagen oder Lokomotiven von einem Geleise zum anderen bringen, dürfen ebenfalls nur von vereideten Weichenstellern in Thätigkeit gesetzt werden. Ebenso darf eine Lokomotive aus einem Wasserkrahn nur dann Wasser entnehmen, wenn ein Weichensteller zugegen ist, der entweder selbst den Krahn in Thätigkeit setzt oder unter seiner Aufsicht von einem Arbeitsmann handhaben läßt.

Besonders schwierig wird der Dienst der Weichensteller im Winter. Eis und Schnee, die sich in die Weichen, in die Schiebebühnen, in die Drehscheiben, in die Stellwerke u. s. w. setzen, verhindern deren Funktioniren, verursachen Beschädigungen und dadurch Betriebsstörungen. Ununterbrochen muß der Wärter mit Schaufel und Besen unterwegs sein, um zu reinigen und, wo es nothwendig ist, durch Aufstreuen von Salz ein Schmelzen der Schnee- und Eismassen herbeizuführen. Weder Frost, noch Schneesturm darf er scheuen, da in solchen Fällen gerade von seiner Aufmerksamkeit und Thätigkeit die Betriebssicherheit des Bahnhofes abhängt.

Was von den Weichenstellern hier gesagt ist, gilt natürlich auch von allen anderen Stationsbeamten, und nur ihr gleichmäßiges Zusammenwirken ermöglicht die Betriebssicherheit und die volle Dienstausführung in der Station. Bedenkt man aber, daß auf den großen Bahnhöfen das Zusammenwirken von dreißig bis vierzig Per-

sonen nothwendig ist, um diese Sicherheit aufrecht zu erhalten, dann wird man sich sagen, daß die peinlichsten, strengsten Dienstvorschriften nicht genügen, um jederzeit Fehler zu verhüten. Es erscheint dann erklärlich, daß eben gerade in der Station immer wieder Fehler und Unglücksfälle vorkommen, da ja auch die Beamten nichts anderes sind als Menschen, die einmal einen Augenblick der Vergeßlichkeit und der Zerstreuung haben, und die zuweilen meist mit Dienst so belastet sind, daß man es ihnen verzeihen kann, wenn sie hin und wieder nicht mehr mit voller Geistesfrische und Kraft ihre Obliegenheiten ausführen.

Ein König im Reich der Lüfte.

Schilderung aus der Vogelwelt.

Von

Ludwig Haschert.

Es gibt wohl keinen Freund der schönen Natur, der nicht auch an der lustigen, immer so geschäftigen Vogelschaar seine Freude hätte. Je mehr wir uns aber dem stillen Vergnügen überlassen, die kleinen heiteren Gäste in ihrem Thun und Treiben zu belauschen, um so mehr erwacht auch unser Groll gegen ihre muthwilligen oder boshaften Vernichter unter den Menschen. Die größten Feinde jedoch finden unsere kleinen Freunde in ihrem eigenen Lager, und sie kennen dieselben recht gut. Es sind die Raubvögel.

Die Raubvögel zeichnen sich sämmtlich durch ihre kräftige Gestalt, durch die außerordentliche Entwickelung ihrer Sinnesorgane und durch eine besondere Struktur des

Schnabels und der Füße aus. Der Schnabel ist stark und bis zu seiner scharfen Spitze nach unten zu gekrümmt; die Füße haben lange und kräftige Zehen, von denen die äußerste nach hinten zu gerichtet ist; die Zehen aber sind mit scharfen, abwärts gerichteten Krallen bewaffnet, welche dem Thiere gestatten, seine Beute zu erfassen und im Fluge davon zu tragen. Die Flügel sind lang und zugespitzt. Trotz seltener Ausnahmen ernähren sich unsere Raubvögel fast nur von lebender Beute und hauptsächlich von kleinen Säugethieren oder Vögeln, die sie mit ihren Krallen festhalten und mit Hilfe ihres Schnabels zerreißen. Schauen wir uns jedoch in unseren heimathlichen Gefilden um, so bekommen wir doch nur selten so einen Räuber zu Gesicht, und dann auch nur einen von der kleinsten Art, etwa einen Sperber oder Falken, einen Bussard oder Habicht. Allein steigen wir aus den Ebenen oder Thälern hinauf nach den himmelanstrebenden Bergriesen der Alpen, bis nach und nach der Teppich der Vegetation um uns verschwindet und kaum noch der Laut eines belebten Wesens unser Ohr erreicht, so erblicken wir wohl am blauen Himmelsgewölbe, das über uns majestätisch sich ausspannt, einen dunklen Punkt, der sich nähernd die Gestalt eines Vogels annimmt. Er schwebt über unserem Haupte fast ohne Flügelschlag in weiten Kreisen dahin, indem er dann und wann ein schrilles drohendes Pfeifen vernehmen läßt und sich bald nach der Tiefe herabläßt, bald wieder in die Höhe empor sich schwingt, bis er endlich zwischen hochaufstrebenden Felsenspitzen unseren Blicken entschwindet. Es ist der mächtige königliche Geier der Alpen, der in seinem Reiche Inspektion hielt, um zu erforschen, ob für ihn oder die Seinen eine Beute zu finden sei.

An der Spitze unserer europäischen Raubvögel stehend, unterscheidet sich der Geier von jenen sowohl durch den

mächtigen Wuchs und seine großen, breiten Flügel, als auch durch die Form seines Schnabels und seiner Füße. Denn während der kräftige Schnabel seiner übrigen Berufsgenossen sich schon an der Wurzel zu krümmen beginnt, zeigt sich der verhältnißmäßig schwache Schnabel des Geiers den größten Theil seiner Länge gerade gerichtet und nur kurz vor der schneidigen Spitze rund hakenförmig umgebogen. Auch die Füße sind weniger kräftig, und die Zehen mit kürzeren, abgestutzten Krallen bewehrt, deren er sich nur zur Noth als Greiforgane bedienen kann. Sein Kopf und Hals erscheinen gewöhnlich nackt oder höchstens mit einem kurzen, dünnen Flaum bedeckt. Nur bei dem Bart- oder Lämmergeier, mit dem wir uns jetzt näher beschäftigen wollen, sind diese Körpertheile mit langen, flaumigen Federn umgeben, sowie auch der Grund seines Schnabels mit Borsten besetzt ist, welche unten am Kinn einen ansehnlichen Bart bilden.

Diese Geierart (Gypaëtus barbatus), die schon in alter Zeit gefürchtet wurde und ehemals auch eine größere Verbreitung hatte, zeigt sich bei uns nur noch in einigen der höchsten Alpengebiete der Schweiz und der Pyrenäen. Als der größte Raubvogel der alten Welt besitzt er oft eine Länge von 1,60 Meter und eine Flügelspannung von 3 Metern und darüber. Gewiß ein stattlicher Vogel, sollte man denken, und doch ist der Eindruck, den er auf uns macht, wenn wir ihn in sitzender Stellung mit seinem eingezogenen Halse und in seinem oben glänzend dunkelbraunen, hell geränderten und unten pommeranzenfarbigen, bisweilen schmutzig gelblich-grauen Federkleide betrachten, trotz der prächtig gefärbten intelligenten Augen durchaus kein angenehmer. Besonders in der Gefangenschaft ist diese zusammengedrückte, an nichts Interesse nehmende Vogelgestalt uns bald unsympathisch, und wir wenden uns gerne von ihr ab. Wenn der Lämmergeier jedoch im Zu-

stande der Freiheit sich in die Luft erhebt und bis zu den Wolken emporsteigt, so ist dieser Anblick prächtig und staunenerregend schon bezüglich der gewaltigen Muskelkraft, die er in seinen Flügeln besitzen muß, um seine nicht unbedeutende Körperlast mit scheinbar spielender Leichtigkeit zu tragen und in anmuthigen Kreisbewegungen durch das Luftmeer hindurch zu steuern. Ja, die Kraft seiner Flügelschläge ist so gewaltig, daß er mit Hilfe derselben bisweilen Ziegen, Schafe, Gemsen, selbst Rinder, wenn sie an steilen Abhängen weiden, blitzschnell und unter furchtbarem Geräusch auf sie niederstürzend, in den nahen jähen Abgrund zu schleudern vermag, um sie dann in Ruhe zu verzehren. Selbst der kräftige Mann, der wohl ausgerüstete Jäger ist in solchen Lagen nicht immer vor seinen Angriffen sicher.

Im Allgemeinen verschmähen die Geier den Ueberfall lebender Thiere und ziehen bereits in Zersetzung und Verwesung übergegangene Leichen vor, deren Vorhandensein sie durch ihren ungemein entwickelten Geruchssinn schon in weiter Ferne aufzuspüren vermögen. Deshalb leisten ja auch diese Thiere den Bewohnern mancher heißer Gegenden durch die Vertilgung des Aases in sanitärer Hinsicht sehr wichtige Dienste und werden geschont. Unser Bartgeier dagegen nimmt nur im äußersten Nothfall, wenn der heftigste Hunger ihn treibt, seine Zuflucht zu todten Thieren, die er nicht selbst erlegt hat. Kaum ist die Nacht vorüber, und die ersten Sonnenstrahlen beginnen die Gipfel jener Bergkolosse zu erleuchten, so erhebt er sich schon in die Lüfte, um sein Revier zu überschauen, und wehe dann dem armen Thiere, das er erspäht und zu überwältigen vermag, sei es mit Gewalt oder mit berechnender List und Verschlagenheit. Es ist verloren. Wohl sind Lämmer und junge Ziegen seine Lieblingsspeise, doch jagt er auch Hunde und Füchse, Hasen und

Murmelthiere, die Jungen von Rehen und Gemsen, Kälber und junge Schweine, ja wir haben verbürgte Beispiele, daß er sich sogar an Menschen vergreift und Kinder als Beute davongetragen hat.

Daß unser Vogel bei seinen weiten und gewiß anstrengenden Flügen durch die reinen, scharfen Luftströme mit einem guten Appetit gesegnet ist, erscheint selbstverständlich; die Untersuchung seines recht ansehnlichen schlauchförmigen Magens hat überdies ergeben, daß derselbe reich mit kleinen Drüsen ausgestattet ist, welche einen ätzenden Saft ausscheiden, der die aufgenommenen Speisen und Knochen in kürzester Zeit zu zersetzen und zu verdauen vermag. Wenn schon der Kukuk in unseren Gegenden hinsichtlich seiner außerordentlichen Verdauungsfähigkeit sich eines weiten Rufes erfreut, so bleibt er doch hinter der Gefräßigkeit und der Verdauungskraft des Bartgeiers himmelweit zurück. Man muß wahrhaft staunen, wenn man aus Dr. Schinz' Bericht vernimmt, daß der Magen eines erlegten Vogels dieser Art den Hüftknochen einer Kuh, ein 6½ Zoll langes Schienbein einer Gemse, ein halbverdautes Gemsenrippenstück, außerdem noch eine Masse kleiner Knochen, ganze Ballen Haare und die Klauen eines Birkhuhns enthielt! Braucht man sich da noch zu wundern, wenn die Bewohner solcher Gegenden, die von dergleichen Verwüstern besonders heimgesucht werden, alle nur möglichen Mittel anwenden, um sich von der Nachbarschaft eines so gefährlichen Nimmersatt zu befreien? Sie thun dies auch mit allem Nachdruck; doch nur selten haben sie das Glück, ihre anstrengenden, oft mit Lebensgefahr verbundenen Verfolgungen von Erfolg gekrönt zu sehen.

Die fortwährende Sorge für Erlangung neuer Beute, um seinen und der Seinigen Hunger zu stillen, die aufzuwendende Berechnung, um das erspähte Opfer auch von der richtigen Seite zu überfallen, damit es nicht etwa

entschlüpft, und die unablässig zu beobachtende Vorsicht, um Nachstellungen der Menschen zu entgehen, Alles dies hat viel zur Entwickelung seiner Intelligenz beigetragen. Er ist äußerst vorsichtig geworden und berechnet in den meisten Fällen vorher genau den Standort des von ihm erkorenen Opfers, bevor er dasselbe überfällt, und sucht dabei immer Gewalt mit unverkennbarer List zu vereinigen.

Dem bewaffneten Menschen gegenüber ist der Bartgeier ganz besonders auf seiner Hut, auf Unbewaffnete dagegen nimmt er weniger Rücksicht, so daß er seine Dreistigkeit im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit so weit treibt, in unmittelbarer Nähe derselben sich seiner Beute zu bemächtigen. So ereignete sich vor wenigen Jahren nahe bei dem Dorfe Schuders in Graubünden folgender Vorfall. Der Bauer Keßler daselbst führte im Frühjahr sein Vieh zur Tränke, als plötzlich ein Lämmergeier auf einen jungen Bock sich herabstürzte und ihn wegzutragen suchte. Natürlich wollte der Besitzer der kleinen Heerde sich das nicht gefallen lassen, schlug mit seinem Stocke aus Leibeskräften auf den räuberischen Vogel los und wurde mit ihm handgemein. Der Geier schlug jedoch bald den Angreifer in die Flucht, wendete sich dann siegesbewußt zur Heerde zurück, ergriff auf's Neue das Böckchen, hob es vor den Augen seines Herrn in die Luft und verschwand mit ihm hinter den Bergen. Der arme Bauer aber hatte nicht blos den Verlust seines hübschen Bockes zu beklagen, sondern er trug auch noch den Spott davon, daß er von dieser Zeit an fast nur das „Gyrenmändli“ (Geiermännchen) genannt wurde.

Dergleichen Fälle ereignen sich jedoch nur höchst selten und zwar nur dann, wenn der Vogel, vom heftigsten Hunger getrieben und jede Gefahr aus dem Auge setzend, wie blind auf irgend eine Beute herabschießt. Dies geschieht namentlich in langen strengen Wintern, wenn die ganze

obere Alpenregion hoch mit Schnee bedeckt ist und einige seiner Beutethiere dem ruhigen Winterschlaf sich hingeben, andere aber ihren Aufenthalt in die schützenden Wälder verlegt haben, wohin ihnen ihr Erzfeind nicht zu folgen vermag. Da steigt er, von der bitteren Noth getrieben, in die Bergthäler hinab und lungert in der Nähe der menschlichen Wohnungen herum, um hier etwa einen Hund, eine Katze oder kleineres Geflügel zu ergattern. Dabei erreicht ihn jedoch sein Geschick gar bald. Die Bergbewohner legen ein Stück frisches oder gedörrtes Fleisch oder auch ein Aas auf eine ebene Stelle, um den Räuber anzulocken. Wittert dieser die Beute, so scheut er sich anfangs lange, sich an einer für ihn so gefährlichen Stelle niederzulassen. Allein Hunger thut weh; er wagt es schließlich doch. Kaum jedoch ist er über die hingelegte Lockspeise hergefallen, als er auch durch einen Schuß niedergestreckt wird; oder es fallen auch Leute mit Stangen ihn an, schlagen ihn, da ihn seine kurzen Beine verhindern, sich schnell genug emporzuschwingen, nieder und gewinnen damit eine hübsche Prämie.

Daß ein solcher Vogel, wie unser Lämmergeier, der sich vor den Nachstellungen seiner Feinde nie sicher fühlt, auch einen unzugänglichen Platz zum Nisten ausersehen wird, ist leicht begreiflich. Zwischen zerklüfteten Felsenkuppen oder auf unzugänglichen, hochgelegenen und von oben geschützten Absätzen steil abfallender Felsenwände bereitet er auf einer Unterlage von Baumästen aus einer Menge von Heu und Moos sein umfangreiches Nest, polstert es sodann mit weicheren Stoffen, mit Federn, Haaren und dergleichen aus und legt seine drei bis vier ansehnlichen weißschaligen Eier hinein, von denen er in der Regel nur zwei ausbrütet. Die Jungen erfreuen sich in ihrer rauhen Umgebung bis zu ihrer vollständigen Befiederung der schützenden Wärme ihrer Eltern, die sich auch fortwährend besorgt

zeigen, ihren lebhaften Hunger mit herbeigeschafften Alpenhasen und Murmelthieren, mit Lämmern, jungen Ziegen oder Gemsen zu befriedigen. Die Zerstörung eines solchen Nestes hat daher für die Besitzer von Kleinvieh denselben Werth, wie die Erlegung eines alten Vogels. Allein das ist ungemein schwierig und gelingt nur in den seltensten Fällen.

Bisweilen erblickt man einen Geierhorst scheinbar ganz nahe, dennoch ist er immer noch so weit entfernt, daß er durch keine Büchsenkugel zu erreichen ist, und wenn ja einmal ein tollkühner Wagehals dessen Plünderung versucht, so geschieht dies doch stets mit der größten Lebensgefahr. Vor mehreren Jahren hatten zwei junge Bursche hoch oben auf einer flachen Felsenkuppe eine Stelle ausfindig gemacht, von der aus sie glaubten, ein Geiernest ausheben zu können. Legten sie sich der Länge nach auf den Boden und streckten den Kopf über den Felsrand hinaus, so erblickten sie in einiger Entfernung unter sich einen schmalen Felsenvorsprung, welcher die Unterlage einer Ausbuchtung bildete, worin sich nach ihren sonstigen Beobachtungen ein Geierhorst befand. Es war ein gewagtes Unternehmen, das sahen sie ein; doch um die mühevolle Besteigung dieser beträchtlichen Höhe nicht umsonst gemacht zu haben, entschlossen sie sich, zur Ausführung zu schreiten. Flugs legte der Eine das Ende eines dünnen, zu diesem Zweck mitgenommenen Seiles um seine Hüften, nahm einen leeren Sack auf die Schulter und ein langes, scharfes Messer in die Hand, und der Kräftigere ließ ihn nun langsam vom Felsenplateau nach dem schaurigen Abgrunde hinab. Auf dem Vorsprunge angekommen, ergriff er eiligst die beiden im Neste befindlichen jungen Vögel und steckte sie in den Sack. Schon hatte er seinem Kameraden das verabredete Zeichen zum Aufziehen gegeben, als plötzlich die Geiermutter mit grimmiger Wuth auf

ihn zugestürzt kam. Es entstand ein verzweifelter Kampf: der am Seile schwebende Nesträuber mußte den Sack mit den Jungen preisgeben und selbst dann noch ließ die Geiermutter nicht von ihm ab. Der bedrohte Bursche hieb aus Leibeskräften mit dem Messer um sich, dabei ließ er aber das Seil außer Acht und durchschnitt, als er einmal zu weit ausholte, einen von den drei Strähnen, aus welchen das Seil zusammengedreht war. In diesem Augenblick verließ ihn der Vogel und stürzte sich in die Tiefe, ob nach seiner Brut oder infolge einer erhaltenen Verwundung, Niemand weiß es. Der unglückliche Horstbesucher hatte trotzdem noch schreckliche Todesangst auszustehen. Durch die Verletzung des Seiles drehte sich dasselbe der Länge nach auf; es dehnte sich dadurch aus und wurde länger, und der daran Hängende drehte sich eine Strecke nach dem gähnenden Abgrunde zu. Seine Sinne schwanden und er war vor Schrecken schon halb todt. Zum Glück war das Seil noch fest genug, um das Emporziehen und damit die Rettung des Aermsten zu gestatten.

Nicht viel besser erging es dem berühmten Gemsenjäger Jos. Scherrer von Ammon, der barfuß mit dem Gewehr auf dem Rücken nach einem Geierhorst hinaufkletterte, in dem er Junge vermuthete. Noch ehe er denselben erreicht hatte, flog das Männchen herbei und wurde niedergeschossen. Scherrer lud die Flinte auf's Neue und kletterte dann weiter fort. Beim Neste endlich angekommen, stürzte das Weibchen mit fürchterlicher Wuth auf ihn, packte ihn mit den Fängen an den Hüften, brachte ihm tüchtige Schnabelhiebe bei und suchte ihn vom Felsen hinabzustoßen. Die Lage des Jägers war entsetzlich. Er mußte sich mit aller Gewalt an die Felsenwand stemmen und den Vogel abwehren, ohne das Gewehr aufnehmen zu können. Seine Geistesgegenwart rettete ihn aber vor dem sicheren Verderben. Mit der einen Hand richtete er das Rohr der Flinte auf

die Brust des an ihm haftenden Vogels, mit der nackten Fußzehe spannte er den Hahn und drückte los. Der Geier stürzte todt zwischen die Felsen hinab. Scherrer war gerettet, aber die tiefen Wundenmale am Arm behielt er sein Lebenlang.

Nur in den größten Nothfällen jedoch — entweder zur Rettung der Jungen oder zur Stillung des wüthendsten Hungers — läßt sich der Lämmergeier in einen Kampf mit einem erwachsenen Menschen ein. Ganz ungenirt stürzt er sich aber vor den Augen des Hirten, mag dieser schreien und mit Steinen werfen soviel er will, auf ein junges Lamm und trägt es davon. Vor Jahren stürzte sich ein solcher Vogel, wie uns Pfarrer Steinmüller zu Rheineck versichert, auf der Mürtschen-Alp im Glarnerlande auf einen jungen Fleischerhund und trug ihn vor den Augen des Eigenthümers und der Sennen auf einen Felsen, wo er ihn verzehrte.

Allein man denke nicht, daß unser so muthiger Vogel beim Raube und bei dem Transport seiner vierfüßigen Beute immer so heiler Haut davon käme. Aus einem Bericht aus der Schweiz entnehmen wir, daß der Lämmergeier auch einmal im Kampfe mit einem Vierfüßer den Kürzeren zog und sein Leben einbüßte. Beim Drachenloch in der Nähe von Alpnach in Unterwalden ertappte einst ein Geier einen lebenden Fuchs und trug ihn mit sich durch die Lüfte. Doch der Fuchs verlor selbst in dieser Lage seine bekannte Geistesgegenwart nicht. Denn kaum gelang es ihm, seinen Hals auszustrecken, so packte er seinen Feind bei der Kehle und durchbiß sie. Der Gegner stürzte todt zur Erde, und Meister Reineke hinkte wohlgemuth heimwärts.

Lange hat man die Erzählungen bezweifelt, welche meldeten, daß der Lämmergeier auch Kinder raube, und auch heute noch zuckt Mancher ungläubig die Achsel, wenn

er davon hört. Allein es liegen eine Anzahl vollständig erwiesener und beglaubigter Fälle dieser Art vor, die jeden Zweifel ausschließen. In den fünfziger Jahren lebte im Urnerlande noch eine Frau, die als kleines Kind von einem solchen Geier entführt worden war. — Die kleine dreijährige Anna Zurbuchen aus Habchern im Berner Oberlande wurde von ihren Eltern beim Einsammeln von Grummet mit auf die Matten genommen, und in der Nähe eines Stalles auf die Erde gesetzt. Bald schlummerte das Kind ein. Der Vater bedeckte ihm das Gesichtchen mit einem Strohhut und ging dann seiner Arbeit nach. Als er bald darauf zurückkehrte, war das Kind verschwunden. Die Eltern suchten es überall vergebens. Unterdessen ging der Bauer Michel von Unterseen auf einem rauhen Pfade dem Bergbache nach, als er auf einmal zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hörte. Mit schnellen Schritten eilte er dem Tone nach. Da erhob sich, von ihm aufgeschreckt, von einer nahen Anhöhe ein Lämmergeier und schwebte über dem Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes fand nun Michel das kleine Mädchen, das keine andere Verwundung aufzeigte, als am linken Arm und der Hand, wo es jedenfalls gepackt worden war; Strümpfe, Schuhe und Käppchen aber waren bei der Luftfahrt verloren gegangen. Die Anhöhe, auf der das Kind gefunden wurde, ist von jener Stelle, wo es der Vater niedergelegt hatte, 1400 Schritte entfernt. Die Geschichte wurde in's Kirchenbuch eingetragen, und das gerettete Kind hieß von da an nur die „Geier-Anni“.

Diese Thatsache steht nicht vereinzelt da. Wir wollen nur noch den neuesten derartigen Fall anführen, der durch Dr. Girtanner's Nachforschungen genau konstatirt worden ist, so daß kein Zweifel möglich ist. Es war am 2. Juni 1870 Nachmittags 4 Uhr, als Joh. Betschen, ein munterer vierzehnjähriger Knabe aus Kien im Kienthal, nach Aris hin-

aufging und etwa 1000 Schritt von diesem Weiler auf einer kleinen Bergweide in der Nähe eines Heuschobers plötzlich mit furchtbarer Gewalt von hinten von einem großen Vogel überfallen und mit den ersten Flügelschlägen zu Boden geworfen wurde. Wohl suchte sich der überraschte Knabe auf den Rücken zu wenden, doch die folgenden Flügelschläge, die ihm um den Kopf sausten, raubten ihm fast die Besinnung. Nun erst fuhr der Vogel auf ihn los, packte ihn mit den Krallen in der Seite und an der Brust, benahm ihm mit neuen Flügelschlägen fast den Athem und begann mit dem Schnabel auf seinen Kopf einzuhauen. Vergebens strengte sich der Geängstigte an, durch Strampeln mit den Beinen und Wenden des Körpers sich den Krallen zu entwinden. Erst als er mit den Fäusten aus Leibeskräften auf den Feind losschlug, ließ ihn dieser los und erhob sich etwas, wahrscheinlich zu erneutem Angriff. In diesem Augenblicke kam eine Frau, die in der Nähe beschäftigt war und den Hilferuf des Knaben gehört hatte, zu seinem Beistand herbei, und der Geier ergriff die Flucht. Der von den Schnabelhieben am Hinterkopf und von den Krallen am Leibe verwundete Knabe war jetzt so schwach und von Angst und Schreck gelähmt, daß er sich kaum von dem Boden zu erheben vermochte, und nur langsam erholte er sich von den Nachwirkungen dieses Angriffs.

Selbst Beispiele sind vorhanden, daß der Lämmergeier, auch ohne durch Verfolgung oder Bedrohung seiner Brut gereizt worden zu sein, Menschen überfallen hat, um sie in den Abgrund zu stürzen, wenn nur die äußeren Umstände seiner Absicht günstig schienen.

Ein Gemsjäger, der auf einer Jagd begriffen war, hatte sich mit einem Kameraden nahe am Rande einer Felsenwand niedergesetzt, um ein wenig zu verschnaufen, als Beide plötzlich durch ein furchtbares Geräusch hinter

sich erschreckt wurden. Erstaunt sahen sie sich um, und erblickten einen gewaltigen Lämmergeier, dessen Flügelschläge jenes Geräusch verursachten, und der auf sie zugeflogen kam. Kaum waren beide zur Seite gewichen, so fuhr auch schon das Thier mit unbeschreiblicher Kraft und Schnelligkeit über ihren vorigen Sitz hinweg, so daß ihnen kein Zweifel blieb, der Vogel habe einen von ihnen in den Abgrund hinabstoßen wollen. Ein anderer Jäger hatte sich auf einer Gemsenjagd zwischen Brienz und Grindelwald an einer Felsenwand verstiegen und befand sich am Rande eines Abgrunds, als er plötzlich von zwei Geiern angegriffen wurde, die ihm mit heftigen Flügelschlägen so arg zusetzten, daß er sich nur mit Mühe halten konnte. Unermüdlich drangen sie auf ihn ein und ließen nicht eher ab, bis es ihm gelang, einen davon zu erlegen, worauf dann der andere sich entfernte.

List und Ueberlegung, Muth und rasche Entschlossenheit sind unserem Geier in hohem Grade eigen; selbst bedeutender Ueberlegung ist er fähig. Denn mit einem Knochen, den er nicht durch seine elastische Kehle hinabzuschlingen vermag, erhebt er sich hoch in die Luft und läßt ihn dann auf den Felsen herabfallen, bis er zerspringt, was ohne eine Berechnung von Ursache und Wirkung nicht möglich wäre.

Schauen wir einmal einen Lämmergeier in einer Menagerie oder in einem zoologischen Garten, wie er so theilnahmlos, furchtsam und feig dahockt, so seien wir eingedenk, daß er in seinem wahren Element ein ganz anderer Vogel ist, bei dem sich das Sprichwort: „Der Schein trügt" im vollstem Maße bestätigt.

Unsere Gewerbegerichte.

Sozialpolitische Studie.

Von

Eugen Schmitt.

Wenn es sich um Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einerseits, um gewerbliche Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitern andererseits handelt, langen erfahrungsmäßig die gewöhnlichen Gerichte insofern nicht aus, als zur Beurtheilung dieser Streitigkeiten eine ganz besondere Fachkenntniß nothwendig ist. Wollte man hier nach dem Buchstaben des Gesetzes entscheiden, so würde man wahrscheinlich in den meisten Fällen zu Ungerechtigkeiten gegen die eine oder gegen die andere Partei kommen, und die Ueberzeugung, daß nur Fachleute in solchen Fachdingen ein Urtheil fällen könnten, hat sich schon vor fast hundert Jahren Bahn gebrochen. Auch die Kosten, welche durch das gewöhnliche Gerichtsverfahren entstehen, sind viel zu bedeutend und stehen nicht im Verhältnisse zu den bei solchen kleinen Streitigkeiten in Frage kommenden Objekten.

In Frankreich beschäftigte man sich zuerst mit der Frage der zweckentsprechenden Entscheidung von gewerblichen Streitigkeiten, als man im Jahre 1806 in Lyon durch besonderes Gesetz die „Conseils de prud'hommes" (gewerbliche Schiedsgerichte, halb aus Arbeitgebern und halb aus Arbeitnehmern bestehend) einführte, welche Streitig-

keiten zwischen Fabrikbesitzern und Arbeitern zu beurtheilen hatten.

Das neue Institut bewährte sich derartig, daß im Jahre 1809 diese Einrichtung in Frankreich durch Gesetz allgemein eingeführt wurde. Seit dieser Zeit haben diese Schiedsgerichte sehr günstige Resultate für den Frieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erzielt. Ihre Organisation ist heute eine derartige, daß durch Antrag oder mit Zustimmung der Gemeindebehörden von dem Handelsminister ein Rath errichtet wird, der aus einer gleichen Anzahl (mindestens drei) von Arbeitgebern und Arbeitnehmern, einem Präsidenten und einem Vicepräsidenten besteht; der Präsident muß ein Arbeitgeber, der Vicepräsident ein Arbeiter sein; der „Conseil" wird alle drei Jahre zur Hälfte erneuert. Für die Rechtsprechung in einzelnen Fällen wird aus dem „Conseil" ein „Bureau particulier" gebildet, vor welches zunächst der Streitfall zu bringen ist, und falls hier keine Einigung erfolgt, gelangt die Sache vor ein „Bureau général", welches endgiltig Streitsachen bis zur Höhe von zweihundert Franken erledigen kann.

In Deutschland wurden nur in der preußischen Rheinprovinz, als diese unter französischer Herrschaft stand, die „Conseils de prud'hommes" in den wichtigsten Industrieplätzen eingeführt und durch einen Erlaß der preußischen Regierung vom Jahre 1815 ausdrücklich beibehalten. Diese „Conseils" bestanden aber nur aus Fabrikanten, Werkmeistern und selbstständigen Handwerkern, und ihre Zuständigkeit bezog sich theils auf die Streitigkeiten aus dem Arbeitsverhältniß, theils auf geringere Strafen, wie z. B. solche für Vergehungen gegen die Gewerbepolizei und Ruhestörung in den Werkstätten.

Aus diesen preußischen „Conseils" entwickelte sich aber eine doppelte Art von Thätigkeit, eine gerichtliche und

eine vergleichende, d. h. diese „Conseils" waren im heutigen Sinne Einigungsämter und sogenannte Gewerbegerichte.

Die Einigungsämter sind ursprünglich eine englische Erfindung, sie sind freiwillige Schiedsgerichte zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern über Aenderungen des bisherigen Arbeitsvertrages, über Bedingungen neu abzuschließender Arbeitsverträge, über Lohnhöhe, Art der Lohnzahlung, Dauer der Arbeitszeit, Fabrikordnung, Kündigungsfrist u. s. w.

Nachdem diese Einigungsämter aus freier Entschließung der Fabrikbesitzer und der Arbeiter in England hier und dort versucht und erprobt waren, stellte sich ein so bedeutender Nutzen ihrer Thätigkeit heraus, daß sie von dort aus in immer weitere Kreise drangen. Im Jahre 1850 ging man daran, sie einheitlich zu organisiren, weil man genügende Proben auf ihren Werth und die Art der Ausführung gemacht hatte, und im Jahre 1872 erhielten diese Einigungsämter Gesetzeskraft, d. h. sie wurden durch Beschluß des Parlaments obligatorisch in allen englischen Fabriken eingeführt.

In Deutschland ist man in dieser Beziehung stets weitergegangen. Man beabsichtigte nicht nur eine Einigung, sondern nöthigenfalls auch eine richterliche Entscheidung in gewerblichen Streitigkeiten herbeizuführen, und empfahl daher schon durch die preußische Verordnung vom 9. Februar 1849 die Errichtung von Gewerbegerichten, stellte aber die Einführung jeder einzelnen Fabrik und den Arbeitern anheim. Bei dem Mißtrauen, das vielfach leider zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu herrschen pflegt, dann aber auch infolge der geringen parlamentarischen Bildung, welche die deutschen Arbeiter bis vor Kurzem besaßen, gewannen die Gewerbegerichte zuerst in Deutschland durchaus keinen Boden. Die verschiedenen Versuche, die man machte, scheiterten wohl an der mangelhaften Organisation

und den geringen Erfahrungen, die man auf diesem Gebiete bisher besaß.

Da bestimmte die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom Jahre 1869 in Paragraph 108, daß gewerbliche Streitigkeiten, sofern dafür besondere Behörden beständen, durch diese, sonst aber durch die Gemeindebehörden zu entscheiden seien, daß aber auch durch Ortsstatut besondere Gewerbegerichte Seitens der Gemeindebehörden unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gebildet werden könnten. Das Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 verlieh den Innungen das Recht, Streitigkeiten zwischen Innungsmitgliedern und deren Lehrlingen an Stelle der Gemeindebehörden zu entscheiden; es wurde ihnen gestattet, Schiedsgerichte zu errichten, die solche Streitigkeiten auch zwischen Innungsmitgliedern und ihren Gesellen zum Austrag zu bringen vermöchten, und die Zuständigkeit der Innungen konnte sogar auch auf Streitigkeiten ausgedehnt werden, die zwischen Lehrlingen und der Innung nicht angehörigen Handwerksgenossen entstehen. Daneben waren durch die Novelle zum Gewerbegesetz von 1878 noch Gewerbegerichte gestattet, der damalige Beschluß der Regierungen aber, diese Gewerbegerichte obligatorisch zu machen, stieß auf Widerspruch im Reichstage.

Nachdem im Jahre 1879 auch Oesterreich zur Einführung von Gewerbegerichten nach dem Muster der französischen „Conseils de prud'hommes" sich entschlossen hatte, kam eine allgemeine Bewegung in diese Frage, die besonders in einer großen Zahl von Broschüren und Schriften sich äußerte. Man sah ein, daß diese Gewerbegerichte wirkliche Vortheile böten, daß sie aber nur segensreich wirken könnten, wenn sie einheitlich gestaltet würden und wenn man sie obligatorisch einführte. Gegen die einheitliche Gestaltung machten sich im Anfange Bedenken geltend, insofern als die lokalen Verhältnisse der

verschiedenen deutschen Staaten, Provinzen und Industriegebiete doch auch bei der Gesetzgebung berücksichtigt werden mußten und nicht über einen Kamm geschoren werden durften.

Am 24. März 1886 beschloß der deutsche Reichstag folgende Resolution: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes betreffend die obligatorische Einführung von Gewerbegerichten mit der Maßgabe baldthunlichst vorzulegen, daß die Beisitzer derselben zu gleichen Theilen von den Arbeitgebern und von den Arbeitern in getrennten Wahlkörpern und in unmittelbarer, gleicher und geheimer Abstimmung gewählt werden." Erst im Mai des Jahres 1890 erfolgte die Vorlegung des „Entwurfs eines Gesetzes betreffend die Gewerbegerichte." Nachdem der Reichstag sich eifrig in der Kommission und im Plenum mit diesem Gesetze beschäftigt hatte, wurde die Schlußabstimmung Ende Juni vorgenommen, und nachdem der Bundesrath den Beschlüssen des Reichstages zugestimmt hatte, am 29. Juli 1890 das „Gesetz betreffend die Gewerbegerichte" von dem Kaiser vollzogen.

Der größte Theil des Gesetzes trat erst am 1. April 1891 in Kraft, und fast allerorten ist man augenblicklich beschäftigt, die Durchführung des Gesetzes zu verwirklichen und gleichzeitig von der Vergünstigung Gebrauch zu machen, durch besondere Ortsstatute, welche auch Kreis- oder Provinzialstatute sein dürfen, diejenigen lokalen Abänderungen zu treffen, welche das Gesetz ausdrücklich verstattet. Die schiedsrichterliche Thätigkeit der Innungen wird durch das Gesetz ebenfalls nicht aufgehoben; wer einer Innung angehört, muß seine gewerblichen Streitigkeiten vor dieser, und nicht vor dem Gewerbegericht zum Austrag bringen. Der Inhalt des Gesetzes, welches hochwichtig für unsere sozialen Verhältnisse ist, insbesondere aber dazu berufen

scheint, die schroffen Gegensätze zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzuschwächen, ist ungefähr folgender:

Das Gesetz überläßt die Einsetzung von gewerblichen Schiedsgerichten der statutarischen Bestimmung von Gemeinden oder Kommunalverbänden; auf Antrag betheiligter Arbeitgeber und Arbeiter darf aber der Staat ohne Weiteres ein solches Gewerbegericht in der betreffenden Gemeinde einsetzen, wenn ein Bedürfniß dafür vorhanden ist und wenn die Gemeindebehörden es versäumen, auf Antrag das Gericht einzuführen. Die Kosten der Unterhaltung fallen unter allen Umständen, soweit sie nicht durch Gebühren oder Strafen gedeckt werden, der Gemeinde zur Last. Streitigkeiten, die vor das Gewerbegericht gehören, dürfen unter keinen Umständen vor ein anderes ordentliches Gericht gebracht werden.

Das Gericht muß in jedem Falle aus einem Vorsitzenden und mindestens zwei Beisitzern bestehen. Den Vorsitzenden wählt der Magistrat oder die Vertretung der Gemeinde; seine Wahl muß staatlich bestätigt werden. Die Beisitzer gehen aus geheimer und direkter Wahl der Arbeitgeber und Arbeiter hervor; die Gewählten sollen ebenso wie der Vorsitzende das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt und in dem der Wahl vorangegangenen Jahre für sich und ihre Familien Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln nicht empfangen haben; endlich müssen sie Wohnung oder Beschäftigung in dem Bezirk des Gerichts haben. Personen, die zu dem Amte eines Schöffen unfähig sind, mithin auch Frauen, sind zu dem Amte nicht wählbar. Das aktive Wahlrecht können nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Alter von fünfundzwanzig Jahren ausüben, welche seit zwei Jahren in dem Gerichtsbezirk Wohnung oder Beschäftigung haben. Der Vorsitzende darf weder ein Arbeitgeber noch ein Arbeitnehmer sein. Die Beisitzer dürfen das Amt nur aus ganz bestimmten Gründen ab-

lehnen und erhalten Vergütung für Reisekosten und Zeitversäumniß.

Das Verfahren vor den Gewerbegerichten wird ziemlich genau so wie das Prozeßverfahren vor den Amtsgerichten gehandhabt, die Abweichungen, die in den beiden Verfahren vorhanden sind, gehen darauf hinaus, eine Vereinfachung und Beschleunigung des Prozesses zu erzielen. Insbesondere ist der Grundsatz durchgeführt, daß der Betrieb des Rechtsstreites nicht den Parteien obliegt, sondern daß das Gericht die Vorladungen und Zustellungen besorgt. Der erste Termin kann vor dem Gewerbegericht ohne Zuziehung der Beisitzer abgehalten werden. Beim Ausbleiben einer Partei ergeht auf Antrag ein Versäumnißurtheil, gegen das innerhalb drei Tagen Protest erhoben werden kann. Erscheinen beide Parteien, so darf eine Entscheidung nur dann ergehen, wenn beide Parteien sie beantragen, oder wenn dieselbe sofort erfolgen kann; andernfalls ist die Verhandlung vor das vollbesetzte Gewerbegericht zu verweisen. Ebenfalls zur Vereinfachung des Verfahrens und um nicht zu viel juristisches Beiwerk in die Gerichtsbarkeit hineinzubringen, ist die Vertretung der Parteien durch Rechtsanwälte oder Winkelkonsulenten durchaus verboten. Das Gewerbegericht darf Zeugen und Sachverständige eidlich vernehmen, und seine Urtheile können nur angefochten werden, wenn der Werth des Streitgegenstandes den Betrag von hundert Mark übersteigt. Die Appellation gegen das Urtheil erfolgt durch Berufung an das Landgericht, in dessen Bezirk das Gewerbegericht seinen Sitz hat. Die der Berufung oder dem Einspruch unterliegenden Endurtheile sind von Gerichtswegen für vorläufig vollstreckbar zu erklären (die Vollstreckung haben die Gerichtsvollzieher vorzunehmen), wenn der Gegenstand der Verurtheilung an Geld und Geldeswerth dreihundert Mark nicht übersteigt.

Für die Verhandlung des Rechtsstreites werden Gebühren erhoben, welche von einem Gegenstand im Werthe bis 20 Mark eine Mark, von 20 bis 50 Mark eine Mark und fünfzig Pfennig, und von 50 bis 100 Mark drei Mark betragen. Schreibgebühren kommen nicht in Ansatz, für Zustellungen werden bare Auslagen nicht berechnet. Wird ein Rechtsstreit durch Vergleich abgeschlossen und ein Protokoll aufgenommen, so wird eine Gebühr nicht erhoben, auch wenn eine Verhandlung vorausgegangen ist.

Aus diesen kurzen Angaben läßt sich wohl deutlich genug die Absicht erkennen, die Gewerbegerichte zu Behörden zu machen, die ebenso billig als schnell und sicher arbeiten. Da aber ja immer, wenn nicht ein Vergleich zu Stande kommt, eine Partei zum Nachgeben durch das Gewerbegericht gezwungen werden wird, wird es doch — so lange Menschen eben Menschen bleiben — wahrscheinlich immer Unzufriedene geben, die den Nutzen des Gewerbegerichts vielleicht nicht ohne Weiteres einsehen werden. Einen um so größeren Nutzen wird daher diejenige Wirksamkeit der Gewerbegerichte haben, welche sich auf ihre Thätigkeit als Einigungsämter bezieht.

Die Aufgabe der Einigungsämter ist die Verhütung drohender und die Beseitigung bereits eingetretener Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen, also der sogenannten „Streiks" und „Boykotts". Eine Verpflichtung, diese Streitigkeiten vor einem Einigungsamte zum Austrag zu bringen, haben weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer, und die Thätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsämter soll daher nur eintreten, wenn sie von beiden Theilen angerufen wird. Dadurch wird aber nicht ausgeschlossen, daß bei drohenden Arbeitseinstellungen das Gewerbegericht oder dessen Vorsitzender die Arbeitgeber und Arbeiter zur Anrufung des Einigungsamtes zu veranlassen sucht, oder, wenn ein Theil das Gewerbegericht schon angerufen hat,

den anderen Theil auffordert, sich an den Einigungsverhandlungen zu betheiligen. Kosten dürfen dafür unter keinen Umständen Seitens des Einigungsamtes von den Betheiligten erhoben werden, sie fallen vielmehr der Gemeinde zur Last.

Zur Verhandlung vor dem Gewerbegericht als Einigungsamt haben sowohl Arbeiter als Arbeitgeber je drei Vertreter zu entsenden, die das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben und sich im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden. Das Einigungsamt kann eine größere Zahl von Vertretern zulassen, naturgemäß kann aber nur mit diesen und nicht mit den Hunderten von Arbeitern oder mit den vielen Arbeitgebern verhandelt werden. Die Vertreter werden durch freie Wahl ernannt.

Das Gewerbegericht, das als Einigungsamt fungirt, soll neben dem Vorsitzenden mit je vier Arbeitgebern und Arbeitnehmern besetzt sein; das Einigungsamt kann sich jedoch durch Zuziehung von Vertrauensmännern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer verstärken, die Beisitzer und die Vertrauensmänner dürfen aber nicht den beiden streitenden Parteien angehören.

Vor Allem hat das Einigungsamt, dessen Verhandlungen ganz nach eigenem Ermessen öffentliche sein oder geheim gehalten werden können, durch Vermehrung der Vertreter beider Theile den Streitpunkt und die zu seiner Beurtheilung nothwendigen Verhältnisse festzustellen, zur Aufklärung der bestehenden Verhältnisse in der Fabrik oder Industrie dürfen Auskunftspersonen geladen und vernommen werden. An diese Auskunftspersonen und an die Vertreter der beiden streitenden Parteien kann jeder Beisitzer und jeder Vertrauensmann Fragen stellen; vereidigt dürfen die Auskunftspersonen jedoch nicht werden.

Kommt eine Vereinbarung zu Stande, so ist ihr Inhalt durch eine von den sämmtlichen Mitgliedern des

Einigungsamtes und Vertretern beider Theile zu unterzeichnende Bekanntmachung zu veröffentlichen. Kommt eine Vereinbarung nicht zu Stande, so hat das Einigungsamt einen Schiedsspruch abzugeben; die Beschlußfassung erfolgt mit einfacher Stimmenmehrheit. Stehen sich bei diesem Schiedsspruch die Stimmen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer durchaus schroff gegenüber, so kann die Entscheidung durch den Vorsitzenden erfolgen; derselbe hat aber das Recht, sich seiner Stimme zu enthalten und einfach festzustellen, daß ein Schiedsspruch nicht zu Stande gekommen sei. In diesem Falle ist ebenfalls öffentlich mitzutheilen, daß das Einigungsamt weder einen Schiedsspruch gefällt hat, noch eine Vereinbarung herbeiführen konnte. Die Motive des Gesetzes führen aber ausdrücklich an: „Auch wenn eine Einigung zwischen den Vertretern beider Theile nicht erreicht wird, soll das Einigungsamt seine Bemühungen, eine Beilegung der Streitigkeiten herbeizuführen, nicht ohne Weiteres einstellen, vielmehr den Versuch machen, über die Bedingungen, auf welche hin eine Einigung erwartet werden kann, seinerseits zu einem Beschluß zu gelangen und den auf Grund dieses Beschlusses abzugebenden Schiedsspruch den Vertretern beider Theile zur Erklärung vorzulegen. Das moralische Gewicht, welches einem solchen Schiedsspruche innewohnt, wird um so größer sein, je sorgfältiger und objektiver das Einigungsamt bei der Feststellung der Thatsachen und bei den Einigungsverhandlungen vorgegangen ist, und es ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß — namentlich wenn die neue Einrichtung erst länger in Wirksamkeit gewesen ist — in nicht seltenen Fällen beide Theile sich schließlich dem Schiedsspruche unterwerfen werden. Dies wird allerdings in der Regel dann nicht zu erwarten sein, wenn auch innerhalb des Einigungsamtes die Ansicht sämmtlicher für die Arbeitgeber zugezogenen Beisitzer und

Vertrauensmänner derjenigen sämmtlicher für die Arbeiter zugezogenen gegenübergestanden hat, und der Schiedsspruch nur durch die ausschlaggebende Stimme des Vorsitzenden zu Stande gekommen ist. Deshalb soll in solchen Fällen der Vorsitzende berechtigt sein, sich seiner Stimme zu enthalten und nur konstatiren, daß ein Schiedsspruch nicht zu Stande gekommen ist."

Das Gesetz verpflichtet die Gewerbegerichte ferner, auf Ersuchen von Staats- und Provinzialbehörden Gutachten über gewerbliche Fragen zu erstatten, und berechtigt es, in solchen gewerblichen Fragen, welche Betriebe berühren, die seiner Gerichtsbarkeit unterstellt sind, Anträge an Staats- und Kommunalbehörden zu richten.

Der fünfte Abschnitt des Gesetzes trifft Fürsorge für den Fall, daß ein Gewerbegericht nicht vorhanden sein sollte. Die Parteien können dann direkt das ordentliche Gericht anrufen, es kann aber auch die Entscheidung des Gemeindevorstehers eingeholt werden, jedoch nur, wenn es sich um Antritt, Fortsetzung oder Lösung eines Arbeitsverhältnisses, um die Aushändigung oder den Inhalt eines Arbeitsbuches oder Zeugnisses und endlich um die Abrechnung oder Anrechnung der Krankenversicherungsbeiträge handelt.

Es werden endlich die Betriebe der Militär- und Marineverwaltung, die Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken und Handlungsgeschäften von den Bestimmungen des Gesetzes ausgeschlossen und in einigen Paragraphen den eigenthümlichen Verhältnissen des Bergbaues Rechnung getragen, auch Sondervorschriften über die Gewerbegerichte gegeben, welche die Verhältnisse des Bergbaues aburtheilen sollen.

Dem Gesetz angehängt ist ein im Ministerium ausgearbeitetes Orts-, Kreis- oder Provinzialstatut, durch welches den betreffenden lokalen Eigenthümlichkeiten und

Verhältnissen Rechnung getragen werden kann. Zur Annahme dieses Anhanges ist kein Verband von Interessenten verpflichtet, der Anhang dient vielmehr nur als Muster, und fast sämmtliche größeren Städte haben sich bereits beeilt, auf Grund dieses Musters Ortsstatute aufzustellen, die zum Theil auch schon von den Gemeindebehörden berathen worden sind, zum Theil erst in der nächsten Zeit zur Berathung und Einführung gelangen sollen.

Das Gesetz besteht gegenwärtig erst so kurze Zeit, daß sich noch nicht sagen läßt, was seine Folgen sein werden. Annehmen kann man aber, daß es durchaus wohlthuend wirken wird; denn die ganze Absicht des Gesetzes, der Geist, der aus demselben spricht, ist Zeuge dafür, daß man in Wirklichkeit einen Schritt thun wollte, um den sozialen Frieden zu fördern, die gewaltsamen Ausstände und Boykotts zu verhindern, mit diesem Gesetze sowohl Arbeitgebern wie Arbeitnehmern zu nutzen und dadurch auch die Allgemeinheit vor Schaden zu bewahren.

Darüber ist man sich ja längst klar geworden, große Ausstände, besonders wenn sie rasch aufeinander folgen, schädigen nicht allein schwer die direkt davon berührten Kreise selbst, die Arbeiter wie die Fabrikanten, sondern mittelbar oder unmittelbar auch alle anderen Staatsbürger, oft sogar außerordentlich fernstehende Kreise. Unser ganzes soziales Leben ist heute eingerichtet wie ein großes, komplizirtes Räderwerk, in dem ein Rad immer in das andere greift und es forttreibt. Steht eine Anzahl dieser Räder plötzlich still, oder drehen sie sich nach entgegengesetzter Richtung, so muß die ganze Maschinerie in Unordnung gerathen. Eine Einrichtung, die dazu beiträgt, die Ausstände nach Möglichkeit einzuschränken und unnöthig zu machen, muß daher mit allseitiger Befriedigung begrüßt werden.

Mannigfaltiges.

Eine Begegnung mit Friedrich dem Großen. — Der 1846 in hohem Alter verstorbene Ritterschaftssekretär von Esthland, Peter v. Schwengelm, traf in seiner Jugend einst ganz unvermuthet mit Friedrich dem Großen zusammen, ein Erlaubniß, das er später sehr oft und sehr gern erzählte. Schwengelm's Erzieher war Joh. Joach. Bellermann, später Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin. Im Anfange des Jahres 1782 begleitete er den jungen Peter v. Schwengelm nach Deutschland, um ihn nach dem Philanthropin in Dessau, einer damals sehr berühmten Erziehungsanstalt, zu bringen. Die Reisenden kamen noch in den Wintermonaten nach Berlin und setzten von dort ihre Reise über Potsdam fort. Hier wurde das neue Palais und Sanssouci besehen. Den König glaubte man in Berlin und freute sich, um so ungestörter die Sehenswürdigkeiten betrachten zu können. Der Kastellan versicherte, daß die Reisenden auch die inneren Gemächer des Schlosses betreten dürften. Das geschah denn auch, und Bellermann führte seinen Zögling durch die Reihe der Gemächer, indem er ihn auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam machte. Die Temperatur in diesen Räumen war aber eine sehr niedrige, da dieselben wenig oder wohl gar nicht geheizt waren. Der junge Schwengelm begann zu frieren, und während Bellermann die Gemälde betrachtete, fing er an, mit den Füßen zu stampfen und mit den Armen um sich zu schlagen, um sich auf diese Weise zu erwärmen. Dieses Verfahren aber rief in diesen hohen Räumen ein nicht geringes Getöse hervor. Da öffnete sich plötzlich die Thür eines Nebenzimmers, und ein Mann im blauen Rock, mit blitzenden blauen Augen stand im

Gemache. Der König war nicht in Berlin — sondern stand vor ihnen.

„Was geht hier vor?“ rief er, „wer ist Er? Wer ist der Bursch dort?“ grollte er Bellermann zu.

Dieser war selbst zu Eis erstarrt, doch geantwortet mußte werden, und so sagte er zu der gefürchteten wohlbekannten Gestalt: „Majestät, es ist dies ein junger Livländer von Adel, und ich bin sein Hofmeister, der ihn nach Dessau bringt.“

„Was soll er dort?“

„Im Philanthropin erzogen werden.“

„Nun, das freut mich, daß Er erzogen werden soll,“ sprach der König, sich zu Schwengelm wendend, „Er kann das gebrauchen; fahre Er hin und hole Er sich Erziehung!“

Damit zog sich der König wieder in sein Kabinet zurück. A. B.

Interessante Sammlung von Spielkarten. — Eine solche aller Länder und Jahrhunderte befindet sich im British Museum zu London. Die ältesten Spiele, aus dem 14. Jahrhundert stammend, sind nach ihrer bildlichen Ausführung und ihrem Umfange wahre Ungethüme: sie umfassen 80 bis 100 Blätter von ungeschicktester Größe. Daneben finden sich aber auch die zierlichsten Stücke, so ein französisches Spiel, dessen Karten nur 5 Centimeter lang und 2²/₃ Centimeter breit sind. Dieselben sind aus so feiner Pappe angefertigt, daß man sie mit aller Bequemlichkeit in der geschlossenen Hand verbergen kann. Ferner sind Spiele aus Persien und Indien vertreten, deren Karten aus kreisförmigen, etwa 5 bis 8 Centimeter im Durchmesser haltenden Silberplättchen bestehen. Auf den ältesten spanischen Karten sieht man sich vergebens nach den „Damen“ um; das zarte Geschlecht wurde im Geburtslande der Galanterie nicht wie sonst überall profanirt, sondern man benutzte an Stelle der Damen eine zweite Reihe Cavallos oder Buben. Unter Karl II. von England suchte man das Angenehme des Kartenspiels mit dem Nützlichen zu verbinden, indem man die einzelnen Blätter mit den Bildnissen von Herrschern oder Tagesberühmtheiten jener Zeit, ja sogar mit Regeln der Grammatik, sowie geographischen Ansichten und Beschreibungen versah. Am originellsten aber ist ein Spiel, welches in Wort und Bild die Kunst des „Verschneidens“ lehren will. Bei demselben werden

die einzelnen Karten nicht nach den vier Farben, sondern nach den Tafelbestandtheilen: Fleisch, Fisch, Geflügel und Gebäck unterschieden, und jedes Blättchen zeigt eine Person, die das kunstgerechte Tranchiren an einer dem betreffenden Gerichte entnommenen Schüssel demonstrirt; zum Ueberfluß ist am Fuße eines jeden Bildes auch die jedesmalige Regel, nach welcher das Zerlegen geschehen soll, angegeben. Das Coeuraß trägt die Worte: „Durch diese Karten kann jeder Mensch die Kunst erlernen, nach welcher die gebräuchlichsten Gerichte: Braten, Fisch, Geflügel und gebackene Speisen gebührendermaßen zerlegt werden, und in Erfahrung bringen, mit welcherlei Saucen und Garnituren sie auf den Tisch zu bringen sind.“ Dr. A. B.

Sitten bei Brautwerbungen. — In Dithmarschen pflegt man noch heutzutage einem Freier, dessen Bewerbungen nicht angenommen werden sollen, in dem Hause der Angebeteten um die Zeit, wenn man sein Kommen vermuthet, eine Schaufel aufzustellen, um ihm eine abschlägige Antwort zu ersparen; dort ist also „eine Schaufel bekommen“ gleichbedeutend mit „einen Korb bekommen“. In Litauen besteht noch der Brauch, dem Liebhaber, der mit seiner Werbung abgewiesen werden soll, einen Kranz von Erbsen zu geben. An den Höfen einiger Gutsbesitzer wird dem Brautwerber, der weder von Seite des Mädchens noch von jener der Eltern einen günstigen Bescheid erwarten darf, bei der Tafel eine Gans in schwarzer Sauce vorgesetzt und dieses Gericht vertritt die Stelle eines Korbes. In Livland genügt schon ein mit Blut bräunlich und sauer gekochtes Eingemachtes von gewöhnlichem Fleische. Noch eine andere drollige Sitte bestand ehemals in Livland. Man setzte dem Werber beim Mahl einen Kapaun vor, den er in der Luft zerlegen sollte. Die Geschicklichkeit, mit der er sich dieser Aufgabe unterzog, bedingte die bejahende oder verneinende Aufnahme seiner Bewerbung. Da geschah es denn nicht selten, daß ein von der Braut und den Eltern gern gesehener Bewerber einen bereits zerschnittenen Kapaun erhielt, während ein Anderer, dem man ein stumpfes Messer und statt des Kapauns einen alten Hahn vorgesetzt hatte, sich lange abmarterte und zuletzt, unvermögend, seine Aufgabe zu lösen, von weiteren Versuchen abstehen mußte. C. T.

Vom Pferdeausspannen. — Als im Jahre 1818 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen von seiner Reise nach Petersburg zurückkehrte, hatten sich auf der Landstraße in der Nähe von Elbing große Volkshaufen in der Absicht aufgestellt, die Pferde vor den Wagen des Königs ab- und sich selbst anzuspannen und ihn so jubelnd in die Stadt zu ziehen. Der Adjutant, General v. Witzleben, welcher früher angekommen, gab sich alle Mühe, die Leute von ihrem Vorsatze abzubringen, da er wußte, daß ein solches Vorgehen dem König zuwider war; allein die Leute waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen. Als nun der König bei seiner bald darauf erfolgenden Ankunft mit Jauchzen empfangen wurde, dankte er freundlich; sobald man aber wirklich anfing, die Pferde auszuspannen, und die Menge Anstalt machte, den Wagen fortzuziehen, befahl er, dies zu unterlassen, jedoch ohne Erfolg. Schon war man im Begriff, die Pferde fortzuziehen, als der König, der jetzt darin Ungehorsam erblickte, die Hauptschreier einfach verhaften ließ. Später wurde die Untersuchung jedoch auf des Königs Befehl eingestellt. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit der einfachen Erklärung, „daß er nie Beweise der Liebe, durch welche die Menschenwürde verletzt werde, annehmen könne und werde.“ E. K.

Inhaltsvolle Briefe. — Die Briefsteller des 17. und 18. Jahrhunderts geben Anleitung, wie man in tausenden von Fällen sich schriftlich auszudrücken habe. Sie berücksichtigen auch die „Grußbriefe“, die man nur schrieb, um dem Korrespondenten einen höflichen Gruß zu übersenden, ja sie stellen Muster auf, nach denen man auf einen Grußbrief, der ohne Antwort geblieben ist, einen zweiten verfassen kann, der nun das Bedauern ausdrückt, ohne Antwort geblieben zu sein. Ein solcher Grußbrief, „zufolge jetzt üblichem Hof-stylo eingerichtet“, lautete folgendermaßen: „Gruß geneigt-sehr-werther Herr! Alldieweilen eine herztreugemeinte Freundschaft erfordert, einen liebewerthen Herrn dann und wann schriftlich heimzusuchen, so habe zur Bezeugung dienstschuldigster Aufwärtigkeit mich kraft dieses verschreiben wollen, daß meines Herrn Gebieter mein Erbieter sein und verbleiben solle, inmaßen ich lebenslangwierig verbleibe meines Herrn treu- und dienstwilliger Knecht.“ — Noch eine andere Probe eines solchen völlig

inhaltlosen Briefes! Freilich ist er keinem Briefsteller entnommen, sondern nur eine Karikatur. Er lautet: „Sie wollen verzeihen, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir geneigtest zu gestatten, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie ergebenst zu fragen, ob Sie die Gewogenheit haben würden, mir zu vergönnen, daß ich mich unterstehe, Sie zu ersuchen, mir das Glück zu gewähren, mich Ihnen nahen zu dürfen, um Ihnen zu erklären, daß ich nicht sehnlicher wünsche, als im Stande zu sein, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, daß das Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbeizuführen, der mir das unaussprechliche Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, durch leere Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief ich es empfinde, welch' ein großer Vorzug es ist, daß ich die Ehre haben darf, mich in der lebhaftesten Hochachtung zu nennen Ihren gehorsamsten Diener." D.

Eine Vergleichung der Stärke des preußischen Heeres verschiedener Zeitabschnitte gewährt folgendes interessante Resultat: Das preußische Heer zählte unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1640—1688) 28,000 Mann, Unterhaltungskosten 1,000,000 Thlr.; König Friedrich I. (1688 bis 1713) 36,000 Mann, Unterhaltungskosten 1,420,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) 76,000 Mann, Unterhaltungskosten 5,800,000 Thlr.; König Friedrich II. (1740—1786) 200,000 Mann, Unterhaltungskosten 13,500,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) 235,000 Mann, Unterhaltungskosten 17,000,000 Thlr.; König Friedrich Wilhelm III. und zwar von 1797—1806 256,000 Mann, Unterhaltungskosten 20,000,000 Thlr; von 1806—1815 42,000 Mann, Unterhaltungskosten 8,000,000 Thlr. Nach dem Pariser Frieden 122,000 Mann, Unterhaltungskosten 23,000,000 Thlr. E. König.

Die Dicke der menschlichen Haut beträgt nach den Untersuchungen von Kölliker 1/3 bis 4 1/2 Millimeter. Die Haut ist an der Rückseite des Körpers dicker als an der Vorderseite, an der äußeren Seite der Glieder dicker als an der innern. Ungewöhnlich dick erscheint sie über den Gelenken, ganz besonders zart

dagegen an den Augenlidern. An Gegenden, welche einem Drucke von Außen ausgesetzt sind, wie an den Fußsohlen, ist sie fest mit der Sehnenhaut verbunden, während die Lücken mit Fettgeweben ausgefüllt sind, die ein elastisches Kissen bilden und die darunter liegenden verletzlicheren Theile noch weiter schützen.

H. Th.

Die Macht der Gewohnheit. — Der berühmte Philosoph Kant hatte an sich selbst die Bemerkung gemacht, daß er nach ziemlich vollendeter Verdauung in den Abendstunden am besten denken könne; und so stellte er sich denn zu jener Zeit gewöhnlich mit verschränkten Armen und dampfender Pfeife in seine Studirstube an den Ofen, die Augen unverwandt nach dem großen Knopfe eines Thurmes gerichtet, den er aus seinem Fenster sehen konnte. In dieser Lage und in jenen Stunden überließ Kant seinen Genius jenen Untersuchungen und scharfsinnigen Reflexionen, deren Resultat ihm mit Recht den Namen des „Königsberger Weisen" verschafften und diesen Namen unsterblich machten.

Einst konnte Kant mehrere Abende hintereinander, so sehr er sich auch anzustrengen suchte, dennoch keinen zusammenhängenden Gedanken fassen, er wurde unruhig, fand aber endlich die Ursache seiner ihm unbegreiflichen Zerstreutheit. Einer nöthig vorzunehmenden Reparatur halber war nämlich jener große Knopf vom Thurme genommen worden, welchen er vor Augen zu haben sich seit Jahren angewöhnt hatte, und er gestand selbst, daß er erst wieder ordentlich habe denken können, nachdem der Thurmknopf auf seine alte Stelle gesetzt worden war. St.

Ländlich-sittlich. — Ein Beduine, welcher als Begleiter eines Afrikareisenden in London gewesen war, wurde nach seiner Heimkehr in Afrika von seinen Landsleuten über England ausgefragt. „Ach!" begann er, „das ist ein Reichthum, eine Pracht! Große endlose Straßen mit glänzenden Kaufläden und Bazars, Märkte, großartige Paläste und Häuser, Karossen und prächtige Pferde mit goldenen und silbernen Geschirren, große Häfen mit gewaltigen Schiffen und ganzen Wäldern von Schiffsmasten. Ueberall sieht man Pracht und Herrlichkeit — aber trotzdem ist es nur ein elendes Land!"